





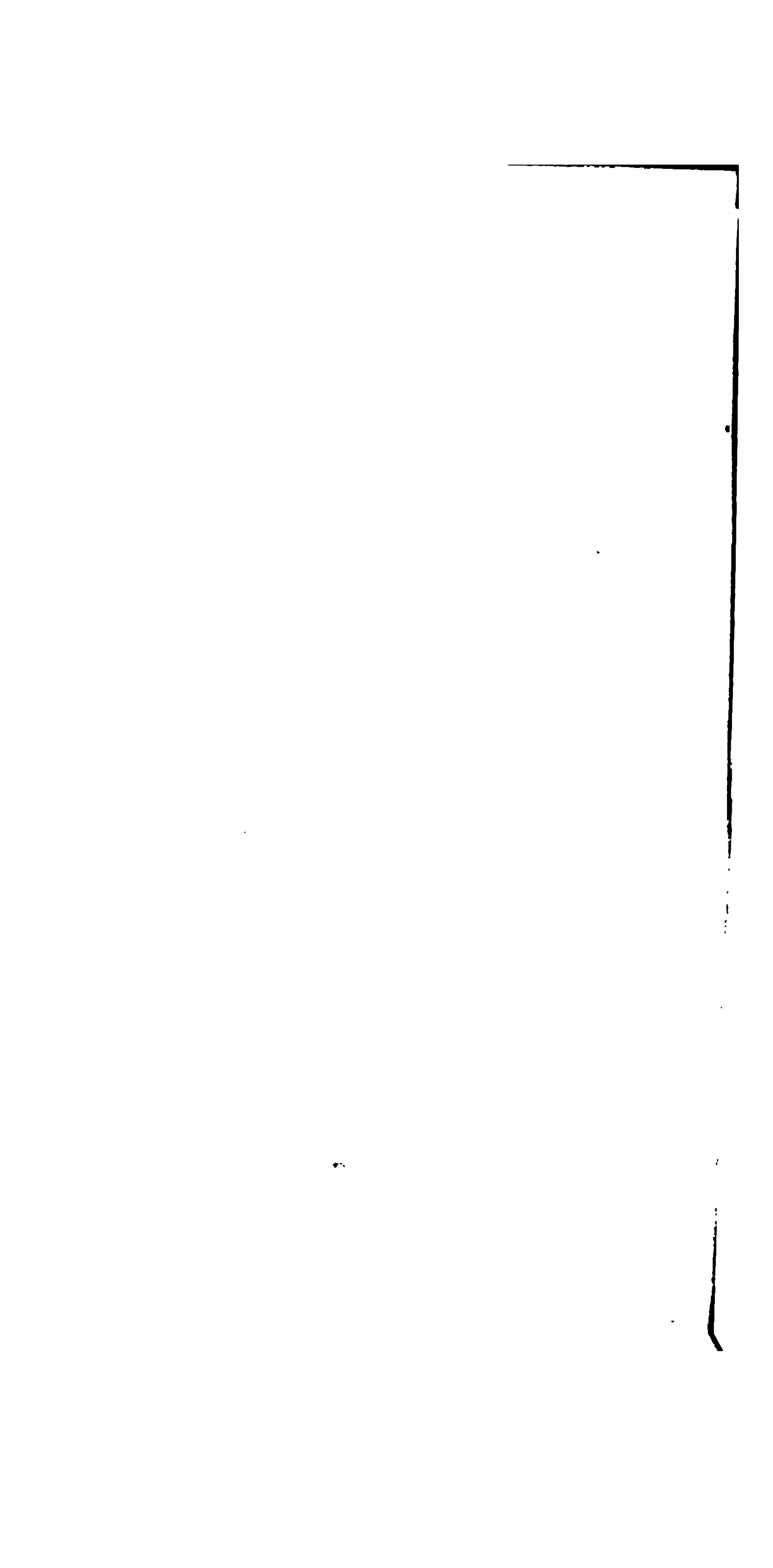


Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a.M.

Douwes Dekker.







Dekker, Eduard Douwes

MULTATULI-BRIEFE

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM SPOHR

MIT FÜNF BILDERN IN MEZZOTINTO-GRAVÜRE

TITELZEICHNUNG VON FIDUS

ERSTER BAND



FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING
1906

DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER IN LEIPZIG

Vorwort des Herausgebers.

Mein Wirken für Multatuli findet mit diesem letzten großen Werke seinen Abschluß. Ich sehe mit Befriedigung — ich mein's bescheiden: mit Befriedigung über die Freuden für mich selber — auf dieses Jahrzehnt des Studiums und der Resultate daraus zurück. Die Freunde, die ich mir durch Multatuli erworben, werden es natürlich finden, daß ich dieses letzte persönlichste von all den persönlichen Werken mit einigen persönlichen Worten meinerseits eröffne und entlasse. Denn persönlich war ich Multatuli und seinem Werke mehr als ein Übersetzer. Dem jugendlichen Dränger kam er wie eine Erfüllung entgegen. Ich sah das Märchen von Thygater in der „Revue Blanche" in französischer Übersetzung und erkannte aus dem Pröbchen in fremder Sprache die Klaue des Löwen. Stümpernd konnte ich als Norddeutscher kleine, mir unter die Hand kommende Parabeln von Multatuli übersetzen. Da trieb mich das Glück — zu solchem hat sich mir das schwere Schicksal, besonders auch im Hinblick auf meine Multatulisache, gewandelt — vierzehn Monate ins Gefängnis. Mein Plan war fertig: in der Zelle 299 des Maskenflügels des Strafgefängnisses zu Plötzensee erlernte ich abends nach Löten von Blechspielzeug und Drahtbiegerei an der Hand von Grammatik und Wörterbuch die holländische Sprache. Diese zwei Bücher nebst dem Kanarienvogel neben mir und dem Ehering am Finger waren die einzigen Gegenstände, die mich hier an mein Heim erinnern konnten, sie waren mir eine wichtige kleine Welt und die einzigen Freunde. Darauf, wieder in der Freiheit, lernte ich Multatulis Werke kennen. In Zeitschriften schrieb ich über ihn und veröffentlichte daneben kleine Stücke aus seinen Werken. Im Herbst des Jahres 1898 beendete ich die Arbeit an meinem ersten Multatulibande, dem Biographie- und Auswahlbande. Im Herbst des Jahres 1899 erschien er, im selben Herbst folgten ihm zwei weitere Bände, und im

Laufe der Jahre habe ich alles, was mir wichtig erschien in den Werken Multatulis, veröffentlicht. Mit der Herausgabe des vorliegenden Werks ist meine Aufgabe erfüllt.

In den nachfolgenden Briefen Multatulis finden sich viele Hinweise auf seine Werke, und so gebe ich nach der voraufgehenden Geschichte meiner Multatuli-Ausgabe nun auch ihre Bibliographie.

Bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf., erschienen:

Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Übersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seiner Persönlichkeit und seines Schaffens. Von Wilhelm Spohr. Mit Bildnissen und handschriftlicher Beilage. Titelzeichnung von Fidus. 1899.

Dasselbe in 2. Auflage. 1902.

Multatuli, Max Havelaar. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. 1900.

Dasselbe in 2. Auflage. 1901.

Dasselbe in 3. Auflage (Volksausgabe). 1903.

Multatuli, Liebesbriefe. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. 1900.

Dasselbe in 2. Auflage. 1902.

Multatuli, Millionen-Studien. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Titelzeichnung von Fidus. 1900.

Dasselbe in 2. Auflage. 1903.

Multatuli, Fürstenschule. Schauspiel in 5 Aufzügen, übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Mit einem Nachwort des Übersetzers. Titelzeichnung von Fidus. 1900.

Dasselbe in 2. Auflage. 1903.

Multatuli, Die Abenteuer des kleinen Walther. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. Mit Vor- und Nachwort des Übersetzers. Titelzeichnung von Fidus. In zwei Bänden. 1901.

Dasselbe in 2. Auflage (Volksausgabe). Ohne Jahreszahl (erschienen 1903).

Bei Egon Fleischel & Co., Berlin, erschienen:

Multatuli, Ideen. Übertragen aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. 1903.

Dasselbe in 2. Auflage. 1903.

Im Verlage der Literarischen Anstalt Rütten & Loening in Frankfurt a. M. erschienen:

Multatuli, Frauenbrevier. Titelzeichnung und Buchschmuck von Fidus. 1905. Herausgegeben von Wilhelm Spohr.

Dasselbe in 2. Auflage. 1906.

Multatuli-Briefe. Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Mit 5 Bildern. Titelzeichnung von Fidus. In zwei Bänden. 1906.

Es war ursprünglich meine Absicht, mit dieser, wohl meiner letzten Multatuli-Arbeit ein letztes, abschließendes Wort über Multatuli und sein Leben zu sagen. Ich fühle mich unfähig dazu. Wenigstens jetzt. Wer die nachfolgenden Briefe liest, wird verstehen, daß ihr Sammler und Übersetzer hierzu einigen Abstandes von seiner Arbeit bedürfte. Noch mehr des Reichtums, als schon in diesen Briefen enthalten, ist um mich gehäuft. Ich stehe zu frisch unter dem Eindruck eines gewaltigen Lebens. Wie ich so oft die Urne mit der Asche des Dichterdenkers von der Truhe gehoben, darin soviele Erinnerungen an dieses Leben gebettet lagen; wie wir mit zitternden Händen — seine Witwe und ich — in den vergilbten Dokumenten dieses Lebens geblättert, dessen ganzer Inhalt noch einmal aufgewühlt wurde; wie ich jeden Fluch und jede Segnung durch mich hindurch gehen ließ — oft ganz meiner selbst vergessen, immer seelisch bemüht, die ursprüngliche Kraft restlos einzufangen — — all dies steht noch bannend über mir.

Und ich brauche mir nicht Gewalt anzutun. Diese Briefe sind schon eine Lebensbeschreibung. Wer dringend noch

mehr verlangt, hat sie nicht gut verstanden. Für die Freunde Multatulis, die ja die Lebenscharakteristik in meinem ersten Multatulibande kennen und überdies immer in seiner Kunst die Lebensparallele fanden, ist hiermit genug gegeben. Lücken zwischen diesen Briefen füllt mein eigenes Wort aus, zuweilen auch das Wort der Witwe Multatulis, wie ich es fand in ihrer großen holländischen Ausgabe von Briefen Multatulis, die ich hier mit Dank als meine vornehmste Quelle nenne (Brieven van Multatuli. Bydragen tot de kennis van zyn leven, gerangschikt en toegelicht door Mevr. M. Douwes Dekker, geb. Hamminck Schepel. Amsterdam, W. Versluys, 1890—1896. Tien deelen.). Wenn dabei über Zeiträume und Begebnisse von Bedeutung mit kurzen Äußerungen hinweggegangen wurde, so lag dafür oft ein mechanischer Grund vor in der Aufgabe, ein Werk von einem Umfange zu schaffen, das gekauft und auch außerhalb der Gelehrtenbibliotheken gelesen werden sollte. Ich meine, daß diese Beschränkung im wesentlichen zum Vorzug des Ganzen ausfällt. Die Zahl der Fälle z. B., in denen Multatuli in seiner Armut noch wohlzutun und mitzuteilen wußte, ist Legion; wenn die Situationen auch immer neu und anziehend sind, so mußte doch die Anführung einiger gut verbürgter Beispiele genügen. In unsachlicher Absicht unterdrückt ward nichts. Der Herausgeber hatte es in seiner Stellung zum Leben, zum Heldentum, zu seinem einzelnen Helden nicht nötig. Mancher Deutsche würde die Unterdrückung des Urteils Multatulis über Goethes „Werther“ z. B. klug gefunden haben. Ich kenne diese Klugheit nicht; was mehr ist: ich brauche sie nicht; und was alles bedeutet: Multatuli bedarf ihrer nicht. Seine einfache Existenz spottet der Pygmäen, die Fugen in seinem Harnisch suchen.

Selbst für den, der Eduard Douwes Dekker und den späteren Multatuli gar nicht kennte, würde sich aus der Lektüre der Briefe ein volles Lebensbild ergeben. Auch über seine Kindheit und sein Elternhaus erfahren wir manches. Eröffnet das auch nicht die Reihe der Dokumente, weil er darüber sich

selber äußert im Laufe des Lebens, es stellt zu rechter Zeit sich ein mit dem größer werdenden Interesse an der Persönlichkeit. Von seinem zwanzigsten Jahre ab etwa, von der ersten Tätigkeit in Indien ab haben wir in diesem Buche der Zeit gleichlaufende Zeugnisse von seinem Leben. Schon aus der Nummer II, würdigen Dokumenten der katholischen Kirche, schaut uns eine akute Lebensäußerung entgegen: er tritt zur katholischen Kirche über aus Liebe zu Carolina Versteegh. Bis in die Liebe zu Everdine van Wynbergen verfolgt ihn das Gedenken ihrer. Die neue Liebe treibt ihn zu Äußerungen, die, wie jugendlich in manchem auch, doch schon durch ihre Gegenstände und ihren Ausdruck in vielem an das Wesen des revolutionierenden Multatuli gemahnen. Immer schärfer wird das Sehen und der Ausdruck, immer mehr zeigt sich ein adäquates Handeln, das ihn in die Katastrophe von Lebak hineintreibt. Daraus wachsen die Begebnisse der ganzen Folgezeit, der Assistent-Resident, der für das Recht der ihm unterstellten Javanen eintritt, nimmt indigniert Abschied, kehrt nach Europa zurück und eröffnet einen grandiosen Kampf gegen die Lüge, das Contagium, von dem er die ganze Gesellschaft angesteckt findet. Er wird Multatuli, der Mann, der „viel getragen“ hat, auch für andere, doch nicht länger tragen will. Wie eine Feuersäule geht sein Werk vor den Menschen her. Und in all dem sehen wir den Kämpfer in seinen menschlichen Leiden und Freuden. Er verläßt seine Heimat und geht nach Deutschland, wo er fast ein Vierteljahrhundert lebt, von uns ungekannt, und wo er stirbt. Von der Wiege im Korsjespoortsteg 10 in Amsterdam — der späteren Nummer 20 — bis zum Tode in Nieder-Ingelheim . . . ein in Fühlen und Handeln und in jeder Ausdehnung großes Leben. Der Blick auf die Inhalts-Übersicht des vorliegenden Werkes zeigt uns die sachliche Namengebung für die Perioden dieses Lebens, aber sie schon verrät die Fülle. Uns Deutsche interessiert es nicht wenig, sein Urteil auch über unsere Verhältnisse zu hören. Wie gut er den Stand

der Dinge in Europa und besonders auch bei uns beurteilte, ersehen wir aus der Stelle auf Seite 37 unseres II. Bandes, wo ihm — es war 66! — die Kaiserschaft des preußischen Königs im Kopfe vorspukte. Manche sonstige Äußerung über Deutschland und seine Kultur ist in gleicher Weise interessant.

Zu den vielen Briefewerken der letzten Jahre tritt hier ein neues mit neuem Gepräge. Ob es ein ähnliches giebt, das so vollkommene Authentik für die sich äußernde Seele verrät als dieses? Hier ist ein „négligé" des Ausdrucks, das für viele über die Grenzen des schriftlichen Anstandes gehen wird. Viel, viel ließe sich darüber sagen. So nackt hat noch niemand geschrieben. Ein Greuel wird es sein für den Magister lobesam, eine Festfeier ist's dem Menschen.

Im Herbst 1905.

Wilhelm Spohr.

Inhalts-Übersicht.

Erster Band.

Batavia-Sumatra. 1839—1844.

Amt in Krawang auf Java. 1845—1846.

(Brautzeit, Eheschließung.)

Menado auf Celebes. 1848—1851.

Auf Urlaub nach Europa. 1852—1854.

Die Katastrophe von Lebak. 1856.

Auf der Irrfahrt. Brief an den Generalgouverneur a. D. Entstehen und Erscheinen des „Max Havelaar“. Van Lennep. 1856—1861.

Die „Liebesbriefe“. 1861.

Die ersten „Ideen“. 1862.

Mimi. 1862/63.

Zweiter Band.

Die letzten Jahre in Holland. 1863—1866.

Irrjahre in Deutschland. 1866—1870.

Die Unterhandlungen mit dem Ministerium Van Zuylen-Heemskerk. 1867/68.

Wiesbadener Jahre. 1870—1880.

Seite

Vorträge. 1862—1881.

In Nieder-Ingelheim. 1880—1887.

MULTATULI-BRIEFE



Erklärung der Satzanordnung.

Der Haupttext wurde, wo es nötig erschien, durch Zwischenbemerkungen erklärt, die in Petitschrift gesetzt und mit eckigen Klammern [– – –] umgeben sind. Diese Zwischenbemerkungen sind entweder vom Herausgeber der vorliegenden Ausgabe, oder, wenn sie mit Anführungszeichen [„– – –“] versehen sind, von der Witwe Multatulis, Mevrouw M. Douwes Dekker-Hamminck Schepel, und dann entnommen ihrer in der Einleitung genannten Sammlung von Briefen Multatulis.

Für die vorliegende Ausgabe einer Auswahl von Briefen und Erinnerungen wurden die betreffenden Originalbriefe des Raumes und der vorwaltenden Absicht wegen nicht immer vollständig übersetzt, sondern häufig nur bruchstückweise. Doch nur an Stellen, wo eine entsprechende Andeutung notwendig oder wünschenswert schien, wurde die Auslassung durch fünf Punkte (.....) angedeutet.

Die häufig im Text zu findenden drei Punkte (...) indes stellen eine Multatuli eigentümliche Interpunktionsweise dar.





Batavia-Sumatra

1839—1844



I

Auszug aus dem Dienstrapport, niedergelegt auf dem Allgemeinen Sekretariat zu Batavia.

EDUARD DOUWES DEKKER

geboren zu Amsterdam den 2. März 1820. Vater: Engel Douwes Dekker. Mutter: Sietske Eeltjes Klein.

In Indien angekommen mit dem Schiff „Dorothea", Kapitän E. Douwes Dekker (sein Vater), den 4. Januar 1839.

Er trat den 10. April 1846 zu Tjanjor in die Ehe mit Everdina Huberta Baronesse van Wynbergen (gestorben zu Venedig den 13. September 1874), verehelichte sich wieder zu Rotterdam den 1. April 1875 mit M. Hamminck Schepel, starb zu Nieder-Ingelheim den 19. Februar 1887.

15. Januar 1839 in Dienst getreten als Kanzlist bei der Allgemeinen Rechnungskammer zu Batavia, ohne Besoldung.

1. März 1839 ein monatliches Gehalt verliehen von 80 Gulden, 17. April 1839 Erhöhung desselben auf 125 Gulden.

6. Februar 1840 ernannt zum Untersekretär bei der Allgemeinen Rechnungskammer. Monatliches Gehalt 220 Gulden.

9. Juli 1842 ernannt zum Kontrolleur 2. Klasse der Westküste von Sumatra, Gehalt 275 Gulden monatlich.

25. Oktober 1843 die ihm durch den Gouverneur der Westküste von Sumatra als Kontrolleur von Natal gegebene Entlassung bestätigt und dem Residenten der Padangschen Oberlande zur Verfügung gestellt.

Vom 1. Dezember 1844 bis ult. December 1845 ein Wartegeld von 91,67 Gulden zuerkannt.

Beschluß vom 10. September 1845: Vollmacht erteilt zur Ausbezahlung des Gehalts als Kontrolleur 2. Klasse vom 1. September 1843 bis 8. Januar 1844 und eines Wartegeldes vom 9. Januar 1844 bis Jahresschluß 1844.

Durch Beschluß vom 13. September 1845 dem Residenten von Krawang zeitlich zur Verfügung gestellt bis ult. Dezember

1845, mit einer Zulage von 108,33 Gulden zum gewöhnlichen Wartegelde.

Durch Beschluß vom 12. Februar 1846 dem Residenten von Krawang aufs neue zur Verfügung gestellt, für die Zeit von 6 Monaten unter denselben Bedingungen.

18. Mai 1846 Untersekretär auf dem Residentschaftsbureau zu Purworedjo (Bagelen), Gehalt 200 Gulden.

Durch Beschluß vom 27. Oktober 1848 zum Sekretär von Menado ernannt; gleichzeitig „vendumeester“ (Auktionator), Präsident der Waisen- und Erbschaftskammer und Inhaber der Nebenämter. Gehalt 400 Gulden.

Durch Kgl. Beschluß vom 17. Dezember 1848 das Radical als Beamter 2. Klasse zuerkannt.

Durch Beschluß vom 8. Oktober 1851 ernannt zum Assistent-Residenten, gleichzeitig zum Magistratsoberhaupt und zum Bürgerwehrkommandanten von Amboina. 500 Gulden.

Durch Beschluß vom 1. August 1852 zwei Jahre Urlaub nach den Niederlanden zur Wiederherstellung der Gesundheit zuerkannt. Jährliches Gehalt 2700 Gulden.

Nach Rückkunft vom Urlaub durch Beschluß vom 1. Oktober 1855 in den Genuß von Wartegeld gesetzt.

Durch Beschluß vom 4. Januar 1856 ernannt zum Assistent-Residenten von Lebak.

Durch Beschluß vom 23. März 1856 ehrenvoll der ferneren Amtsführung eines Assistent-Residenten von Lebak enthoben und vorläufig mit der Wahrnehmung des Amtes des Assistent-Residenten von Ngawie (Madiun) betraut. 500 Gulden.

Zu Protokoll genommen, daß durch Kabinettsbrief vom 23. März 1856 er bezüglich seiner unvorsichtigen Handlungen als Assistent-Resident von Lebak ernstlich zurechtgewiesen wird.

Durch Beschluß vom 4. April 1856 auf Ersuchen ehrenvoll aus Landes Diensten verabschiedet.

II

Übertritt zur römisch-katholischen Kirche.

Auszug aus dem Taufregister der römisch-katholischen Kirche zu Batavia (Erklärungen umstehend):

EXTRACTUM ex Registro baptismali Ecclesiæ Romano-Catholicæ, quæ est Bataviæ in insulâ Javâ.

Anno 1820 die 2 Martii Amstelodami est natus et Anno 1841 die 28 Augusti Bataviæ est baptizatus

EDUARDUS

filius legitimus ANGELI DOUWES DEKKER et FRANCISCAE EELTJES KLEIN, conjugum.

Suscep [a])

Concordat suo ORIGINALI, quod ego attestor

Bataviæ V. Kal. Septembris 1841.

H. J. CARTENSTAT,
Prael.[b]) a Cub. S. P. et
Supradictæ Ecclesiæ Pastor.

Bescheinigung der Heiligen Firmelung:

> *Anno 1841 die 28 Augusti 1841 Sacramentum Confirmationis Bataviae accepit* EDUARDUS DOUWES DEKKER *â Reverendo Dn̄o* H. J. CARTENSTAT.
>
> *sub nomine Augustini* [c])
>
> *Cum* *fuit* [d])
>
> *Quod attestor Bataviae V. Kal. Septembris 1841.*
>
> H. J. CARTENSTAT,
> *Prael. a cub. S. P. et*
> *Bataviae Pastor.*

[„Die unterstrichenen Worte sind in den Formularen mit der Feder ausgefüllt.

Von befugter Seite werden mir die folgenden Bemerkungen gemacht, die ich dankbar hier einfüge.

a) Hinter *Suscep* in dem Taufzeugnis hätte ausgefüllt werden müssen: tus (susceptus) ex haeresi = aufgenommen (in die Kirche) aus einer häretischen Gemeinschaft. Pfarrer Cartenstat hat diese Ausfüllung offenbar nicht für nötig befunden.

b) Prael(atus) a Cub(iculo) S(ancti) P(atris) = Hausprälat S. H. Es ist ein Ehrentitel, zu vergleichen mit ‚Kammerherr des Königs'.

c) Sub nomine Augustini. Die Sitte bringt mit sich, daß man beim Empfang der Heiligen Firmelung einen Heiligen als Namensheiligen oder Patron wählt. Dekker wählte St. Augustinus, den berühmten Convertiten und Kirchenvater.

d) Wer gefirmelt wird, wählt einen ‚Peter' und eine ‚Meter' (Anm. des deutschen Herausgebers: dieses sind holländische Wörter = Firmelpate, -patin; also nicht ‚Pater' und ‚Mater') sozusagen als geistliche Eltern. Diese geistliche Verwandtschaft gibt sogar Anlaß zu kirchlichen Ehehindernissen. Der Zweck der gedruckten Worte ‚Cum ... fuit' war, daß ausgefüllt würde, wer Peter und Meter waren. Vielleicht ist der eine oder andere Geistliche Peter gewesen, sodaß Pfarrer Cartenstat es darum unnötig fand, ihn als solchen zu vermelden."]

III
Auf Sumatra.

[Kummer über die Auflösung seines Liebesverhältnisses zu Carolina Versteegh im Jahre 1842, wegen deren er doch zum Katholizismus übergetreten war, gab Veranlassung zu Dekkers Wunsch, Stellung auf einem Außenposten zu erhalten. Er wurde, eben zweiundzwanzig Jahre alt, zum Kontrolleur in Natal auf Sumatra ernannt, wo er in düsterer Stimmung ankam.

Das hier folgende Fragment eines Briefes an Mejuffrouw M. Hamminck Schepel vom Jahre 1863 schildert die Stimmung Dekkers nach dem Verlust seiner Geliebten und giebt zugleich die Erklärung der Entstehung des unter IV mitgeteilten ersten Teiles der „Losen Blätter aus dem Tagebuche eines alten Mannes“ vom Jahre 1843. Siehe auch S. 29 u. 30.]

Ce que j'appelle ma sotte sagesse — tu as vu que je m'en plains dans mes Idées:

„Nichts ist ganz wahr, und selbst das nicht.“

„Weisheit . . . bitter, weil sie nur erst halb war.“

Le „nur erst“ est curieux et assez sot. Que de présomption dans ce „nur erst“ qui indique la différence d'alors avec à présent. N'est ce pas ta petite soeur qui dirait: als ich noch ein Kind war!?

Cette sotte sagesse, j'en ai un monument que je te montrerai un jour. C'est un manuscript de 1843. J'étais à Natal, seul ou presque seul. Un amour malheureux m'avait conduit là (amour malheureux: style de roman). Enfin, je devais à mon caractère un peu de désespoir. Cela nous pose magnifiquement. Ah, Caroline, comme tu as bien fait de si mal agir! Que de perspicacité dans ta bêtise! Que d'amour dans ta froideur! Le savais-tu qu'il me fallait le baptême du malheur pour me rendre heureux? Avais-tu pressenti dans ton ignorance, „daß kein Weg gen Himmel führt, denn über Golgatha“?

Enfin . . . je jouissais d'un coeur déchiré. Je faisais des vers et autres sottises. Je donnai des fêtes. Ah, j'étais magnifique! On en parle encore dans le pays. Vingt mille personnes se masquaient et se costumaient pour fêter dignement le désespoir du „dummen Jungen“.

Und ich selbst war „aanspreker“ [Ansprecher = Ansager = Leichenbitter] und Harlekin. Jamais les malais de Sumatra n'avaient vu un „hollandse aanspreker“, un individu du reste qu'on trouverait assez curieux partout ailleurs.

Et je „sprach an“ alle Leute, et je traduisais en malais la formule ordinaire: „Ich teile Ihnen mit, daß gestorben ist...“

und darauf folgten dann Dummheiten wie: die Wohlfahrt von Natal, nachdem die Engländer es den Holländern übergeben haben u. s. w.

Und auf einmal „sprach ich an“ und sagte: daß gestorben ist meine Liebe, meine Liebe, meine unglückliche Liebe, und ich brach in Thränen aus und war wie wahnsinnig. O, diese närrische Caroline, welche Ehre!

IV

Lose Blätter aus dem Tagebuche eines alten Mannes.

Das Schöne, Glück.

„Die Peri, die vor den Pforten des Paradieses vergebens flehte, zugelassen zu werden zu dem Heilsstande der Glückseligen, brachte nach vielen fruchtlosen Bemühungen endlich als das Schönste, was die Erde bot, den letzten Seufzer eines reuigen Sünders, und fand Gnade in den Augen des Wächters an der Pforte wegen der Heiligkeit der Gabe, die sie opferte!“

Dies war das Thema eines Gesprächs zwischen unserm Lehrer und uns Schülern der Abendschule. Die schöne morgenländische Erzählung, die die Grundlage von der in allen Sprachen besungenen Legende bildet, hatte diesen Abend natürlich Anlaß gegeben zu ernsten Gesprächen über das wahrhaft Schöne.

„Sollte denn wirklich die Bitte um Vergebung des reuigen Menschen das Heiligste sein, das diese Welt enthalten kann?“ fragte August C., mein Kamerad, den Lehrer.

„Die Erzählung stellt die Sache so dar," antwortete der Lehrer. „Du aber hast Freiheit, darüber deine eigenen Gedanken zu haben; theil sie mir mit, und wir werden zusammen überlegen. Ist nach deiner Ansicht etwas anderes schöner, heiliger?"

August blieb die Antwort schuldig. Er dachte nach, verharrte aber in Schweigen.

Andere Beschäftigungen nahmen die übrige Unterrichtszeit des Abends ein; darauf spielten wir, wie von Kindern, die nach einem ganzen Tag der Mühe endlich aus dieser Haft befreit werden, zu erwarten ist, wild und unbändig. Paradies und Peri waren vergessen.

August war, wie ich sagte, mein Kamerad auf der Schule, er war Mitgesell in den Spielstunden. Kaum vierzehn Jahre alt, ein Alter, in dem sonst dem Charakter noch die scharfen Umrisse fehlen, die spätere Jahre kennzeichnen, war er auf den ersten Blick bereits zu erkennen als eins von den Wesen, die alles für andere, für sich selbst nichts sind. Er war vielleicht der tüchtigste Schüler der Klasse, und immer war er der letzte, der für Belohnung in Rechnung kommen konnte. Keiner der Mitschüler wurde von seinen Eltern so reichlich mit Geld und Kleidern versehen, und niemand hatte an dem einen und andern so schnell Mangel als August. Seine Zeit, seine Fähigkeiten, seine Kleider und Sparpfennige, alles wendete er an andere, alles schenkte er weg. Einst begegnete ihm einer unserer Mitschüler, der ein Nest aus einem Baume geraubt hatte.

„Gieb mir das Nest!" rief August.

„Das thu' ich gewiß nicht!" erwiderte der Knabe.

„Ich will dir einen Gulden dafür geben!"

„Nein, nein, es hat mich zuviel Mühe gekostet, es herunter zu holen!"

Der ganze Reichtum von August bestand in dem Gulden, den er dem Knaben angeboten hatte.

„Willst du meinen neuen Hut dafür haben?" fragte

August dringend — oder nein ... er besann sich, ihn einem armen Knaben gegeben zu haben, der barhäuptig auf dem Wege lief — „mein ... mein ...“

Der arme Junge wußte nicht, was er mehr bieten sollte, und das Nest lag ihm sehr am Herzen.

„Gieb mir die Tuchnadel, die du den letzten Ferientag von Hause mitbrachtest, sagte endlich der habsüchtige Knabe, und das Nest ist dein!“

August zögerte. Es war ein schöner Diamant von Wert. — Darum zögerte August nicht — aber er hatte die Nadel von seiner Mutter geschenkt bekommen, von seiner Mutter! Und doch ... die armen Vögelchen!

„Nimm, sagte er, hier ist die Nadel, gieb mir die Vögel!“

Der Junge begehrte nichts besseres; gab das Nest, nahm das Kleinod und wollte fortgehen.

„Halt, rief August, zeige mir den Platz, wo das Nest gewesen ist, ich will es dahin zurückbringen.“

Der andere zeigte die Stelle in dem Baum. August kletterte, fügte das Nest in die angedeutete Höhlung, wollte herunterklettern, fiel und brach den rechten Arm.

Unter dem Einrenken des Arms, was, nachdem man ihn nach Hause getragen, einige Augenblicke später geschah, bat er mich, hinauszugehen und ihm mitzuteilen, ob die Alten schon wieder das Nest besuchten.

Die Freude, die er empfand, als ich ihm zustimmende Antwort brachte, war größer als der Schmerz, den der Verband ihm verursachte.

So war August C., der Kamerad meiner Jugend, der Mitgesell meiner Kinderjahre.

Den Abend, der jenem folgte, an dem das Gespräch über die Peri stattgefunden hatte, waren wir zum Vergnügen beieinander. Mehr zufällig als aus besonderem Interesse kam das Gespräch auf einen Gegenstand, der dem sehr nah verwandt war, den wir den Abend vorher mit unserm Lehrer behandelt hatten. Wir sprachen über das Glück. Wer erinnert sich nicht,

wie man schon als Kind sich ein Glück träumt, das nimmer durch die Wirklichkeit erreicht oder durch unsere Fähigkeiten errungen werden kann?

Wir hatten als Unterricht den letzten Abend die Lehren über das wahrhaft Schöne vernommen, jetzt brachten wir alle im Spiel unsere Begriffe von Glück, unsere Wünsche zum Vorschein.

„Sunt pueri pueri; pueri puerilia tractant." Dies galt auch hier; ach, als wenn es hier allein gälte!

„Reichtum! denn . . ." u. s. w.

„Ehre und Ansehen! denn dann . . ." u. s. w.

„Macht! das giebt . . ." u. s. w.

Auf diese Weise schrie und disputierte die kleine Gemeinde durcheinander.

Ich habe die Beweisgründe, die jeder zur Rechtfertigung seiner Wahl anführte, abgebrochen. Es steht jedem frei, dieselben nach Willkür zu ergänzen, so wie man selbst in diesem Alter sie angeführt haben würde, so wie man diese Beweisgründe noch in späterer Zeit anführt, ohne sich dann freilich verbergen zu dürfen hinter dem Recht des geringeren Nachdenkens im kindlichen Alter.

„Und du, August, was wünschtest du? fragte einer aus dem Haufen. Bist du nicht auch der Meinung, daß Ehre höher als Geld zu schätzen ist?"

„Gewiß, aber ich weiß noch etwas Besseres!"

„Und das ist?" riefen wir um die Wette.

Nun hörten wir die Antwort, auf die der Lehrer den vorigen Abend vergebens gewartet hatte.

„Das höchste Glück muß unbedingt sein, dasjenige zu genießen, was das Schönste, das Heiligste ist. Gestern abend der Zug von dem Bruder, der seine von der Pest befallene Schwester nicht verließ, sondern lieber durch ihren Atem vergiftet mit ihr starb, rührte mich. Mich dünkte, die Peri, die den letzten Seufzer der Sterbenden auffing und himmelwärts führte, brachte schönere Gabe, als je geopfert wurde, und

das Los des Bruders kommt mir höchst beneidenswert vor. Wenn ich darum einen Wunsch für mein Glück äußern dürfte, würde ich auf solch eine Weise für einen Bruder . . . für etwas, das ich lieb hätte, sterben mögen. Ich glaube, daß kein größeres Glück denkbar ist."

Man sieht, daß man die Geschichte von der Peri um unsertwillen etwas geändert hatte. Statt von Geliebten, die sterben, hatte man unserer Jugend wegen zu uns von Bruder und Schwester gesprochen.

August hatte seine Gefühle geäußert, und schwieg mit der Träne des tiefsten Gefühls auf den Wangen.

Wir sahen ihn an und begriffen ihn nicht. „Sterben — und Glück?" Das war für unsere nicht so hoch sich erhebenden Gedanken unfaßlich.

Doch Gott, der ihm dieses Gefühl eingegraben hatte, begriff ihn . . . und nahm die Bitte um Glück an und erhörte diese Bitte.

Ein Jahr ungefähr danach — es war am dreizehnten Januar — vergnügten wir uns mit Schlittschuhlaufen. August war nach dem Ende der Weihnachtsferien mit seinem jüngeren Bruder auf die Schule zurückgekehrt. Er bewachte die Schritte des jugendlichen Neulings, lehrte ihn teilnehmen an unseren Vergnügungen, und auch diesen Tag wich er fast nicht von seiner Seite. Einen Augenblick jedoch konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sich von dem langsam vorwärtsgleitenden Knaben zu entfernen; er eilte mit uns fort auf der Bahn, hört einen Schrei, sieht sich um und vermißt den geliebten Bruder. Das Kind war in einem Eisloch verschwunden. Und August? Eilends springt er in die kühle Flut, verschwindet unter der bleischweren Oberfläche des Sees, und — Gott war seiner Bitte gedenk — er ertrank, indem er seinen Bruder retten wollte.

Achtundvierzig Jahre sind seit diesem Tag über mein Haupt hingegangen, aber nimmer brach der dreizehnte Januar

an, daß es mir nicht ein Tag wehmütiger Erinnerung an den lieben Märtyrer seiner Ideale gewesen. Weit, weit weg führte mich das Geschick von dem Ort, wo der Heldentod den heiligen Wunsch des Knaben krönte, doch schieden mich auch Meere und Länder von dem Mahlstrom, der ihm den Tod gab und ihm zum Grabe diente, immer doch pilgerte ich in Gedanken nach dem Fleck, wo er wie die Peri an den Pforten des ewigen Lebens Zugang forderte und nicht abgewiesen wurde.

Er starb an seinem fünfzehnten Geburtstag. Sechs, höchstens acht Jahre lang würde diese Göttliche Kraft, etwas Schönes zu wünschen, ihm noch geblieben sein, um darauf allmählich sich zu verlieren in den Mahlstrom weltlicher Interessen, in den Moderpfuhl niedrigerer Genüsse. Sein inneres Gefühl — was konnte es anders sein, Weltkenntnis konnte er doch noch nicht erworben haben? — sein inneres Gefühl trieb ihn an, schon in seinem vierzehnten Jahr den Tod — und solch einen Tod — zu wünschen. Oder flüsterte der Engel, der von Gott ihm zum Geleit gegeben war, der gute Geist, der dem Knaben zur Seite stand, ihm diesen Wunsch ins Ohr, als ein kindliches Spiel ihn nötigte, seine Vorstellungen über Glück zu offenbaren? Was war es? War es Natur? War es Gefühl? War es Prophetie? Ich weiß es nicht, doch dies ist gewiß, daß ich manches Mal mit Neid auf die Erfüllung seiner Hoffnung zurücksehe; er hatte den besten Wunsch gethan — er hatte den schönsten Lohn empfangen!

Batavia 1841.

[Weitere Proben von den „Losen Blättern aus dem Tagebuche eines alten Mannes" werden — da dieser frühe Versuch Multatulis nur in Einzelnem, weniger im Ganzen charakteristisch ist — hier nicht gegeben. Es folgt im Original noch: „Jünglingsträume", sodann Aufzeichnungen des „alten Mannes" vom Jahre 1843, schließlich Ergänzungen von dem „Sammler" der „Losen Blätter".

Wie es Dekker auf Sumatra erging, was seine Suspendierung vom Amte in Natal und seinen Aufenthalt in den Padangschen Oberlanden zur Folge hatte, wird — in Uebereinstimmung mit den Tatsachen —

im XIII. und XIV. Kapitel des „Max Havelaar“ aus dem Munde der Hauptperson des Buches kund.]

[Dekker muß in der zweiten Hälfte des Jahres 1844 von Sumatra nach Batavia zurückgekommen sein. Hier lernte er, sie im Auftrage ihrer Verwandten mit andern Angehörigen bei ihrer Ankunft von Europa empfangend, Everdine Huberte Baronesse van Wynbergen kennen, die später seine Frau wurde. Er war zu verschiedenen Malen bei ihr auf Parakan Salak. Das in der folgenden Abteilung Enthaltene sind Briefe an seine Verlobte während seiner Abwesenheit von Parakan Salak. Stationiert war Dekker zur Zeit seiner Verlobung 1845/46 zu Purwakarta in Krawang, zur Verfügung für den Assistent-Residenten Dikkelman dortselbst.]

Amt in Krawang auf Java

(Brautzeit, Eheschließung)

1845—1846



V

An Everdine Huberte Baronesse van Wynbergen auf Parakan Salak.

Buitenzorg, 28. September 1845.

Ich weiß nicht, ob du bereits einen Brief von mir erwartest, meine liebe Everdine, aber ich glaube, daß es dir nicht ganz unangenehm sein wird, wenn schon vor der verabredeten Zeit etwas von mir sich einstellt. Ich hatte dir gesagt: „den dritten", als wenn es mir nicht eher ein Bedürfnis sein würde, mich mit dir zu unterhalten. Nimm mir also meine Voreiligkeit nicht allzu übel — oder laß den Brief bis zum dritten Oktober liegen — versuch es mal, Evchen. Pfui, wie komme ich auf diesen Gedanken!

Ich bin gestern gänzlich aufgeweicht hier angekommen, ich hatte Regenschauer unterwegs, die so heftig waren, daß ich nicht sehen konnte; ich ritt auf gut Glück vorwärts, ohne meinen Jungen, der mich aus dem Auge verloren hatte. Nach einigem Umherirren — ich war vom Wege ab — kam ich an den Fluß, über dem ein Floß von Bambus liegt, bemerkte aber zu meinem Leidwesen, daß ich den rechten Weg gänzlich verfehlt hatte; es war kein Floß zu sehen und alles Trajektmittel bestand aus einem hochschwebenden Brückchen von Bambus, das fast in amerikanischer Art über den Fluß geschlagen war und an die schweizer Teufelsbrücke erinnerte. Du kannst dir keinen Begriff machen von den Wassermassen, die schäumend und brausend heranströmten — der Weg sogar war Fluß geworden. Es war ein fürchterlicher Anblick. Ich hatte große Lust, mich hineinzubegeben, um zu Pferd, schräge mit dem Strom abtreibend, schwimmend hinüberzukommen. Die Inländer, die ich da antraf, rieten mir davon ab; der schäumende Strom schien mir zuzurufen: „du wagst es nicht!" O, ich wollte so gern! Höre, was ich getan habe. Ich brachte mein Pferd zu einem Chinesen, der da wohnt, und ging vernünftig

zu Fuß über die Brücke, weil . . . weil . . . du begreifst es wohl, meine Liebe, weil ich einer gewissen Dame versprochen habe, nicht zu waghalsig zu sein. Glaube nicht, daß ich mir daraus ein Verdienst mache, es ist nur, um dich sehen zu lassen, wie lieb ich diese gewisse Dame habe. Ich konnte mich nicht enthalten, auf der Mitte der Brücke stehen zu bleiben, um nach dem Wasser zu schauen, das mich kochend und strömend auslachte. Nach einigem Suchen gelangte ich auf den großen Postweg, ungefähr bei Paal [= Pfahl] 41, was mich reichlich in Gelegenheit setzte, meiner Liebhaberei für das Laufen den Zügel zu lassen. Mein Junge kam ein paar Stunden später an.

O, wie war mein Herz voll gestern, als ich dich da so allein inmitten vieler zurückließ! Es schien mir, als wenn es eine Feigheit wäre, einem Befehl zu gehorchen, der mich von dir entfernte, und ich war übel gelaunt gegen die Umstände, die mich zwangen, dich zu verlassen. Niemals werde ich mich daran gewöhnen, mein eigener Herr nicht zu sein; es ist mir immer, als wenn ich früher frei war — und heute zum erstenmal gebunden; wie kommt es nur, liebe beste Everdine, ich bin doch seit 1820, das ist so lange als ich Atem hole, abhängig gewesen, und dennoch haben die Umstände kein Gran Unterwürfigkeit in mir erweckt!

Heute Abend sprach ich eine Dame, die mir, was ihre Person angeht, wenig Interesse einflößt, die ich indes früher in Batavia als Mädchen gekannt habe, im Jahre 1839. Sie war so verändert, daß ich sie nicht wiedererkannt haben würde. In sieben bis acht Jahren war sie aus einem behenden, fröhlichen Mädchen eine wohlbeleibte, respektable Hausmutter geworden — damals war sie sentimental, jetzt resolut, damals gefühlvoll, jetzt verständig, damals Poesie, jetzt Prosa! Ich starrte sie an und fragte, ob sie glücklich wäre, was mit „ja“ beantwortet wurde. Bei näherer Unterhaltung merkte ich, daß dieses „ja“ sagen wollte: ich kriege genug zu essen, meine Kinder haben kein rotes Haar, keinen Buckel oder krumme Beine, und mein Mann schlägt mich nicht! O, ich habe Augen-

blicke, wo ich verlange, daß eine solide, handfeste Wirklichkeit den flugähnlichen, sprunghaften, ermattenden Genuß meiner unkörperlichen Träume ablösen möge. Ich starrte diese Frau an, als wollte ich die letzten sieben Jahre auf ihrem Gesicht nachlesen — es stand da deutlich, ich las es und begriff es, aber, liebe Everdine, wie völlig anders stehen diese Jahre bei mir angezeichnet. Es war, als wenn man die Schiffsjournale vergleicht von zwei Fahrzeugen, die dieselbe Reise gemacht, doch einen gänzlich verschiedenen Weg genommen haben. Nein, dieser Vergleich ist nicht richtig, ihre Reise ist abgelaufen, und die meine . . .

Auch die meine wird, Gott gebe es, bald getan sein; durch die Menge von Empfindungen hin, die das Herz ermüden und den Kopf benehmen, sehe ich einer ruhigen, ich möchte beinah sagen prosaischen Zukunft entegen, mit just soviel Poesie, als nötig ist, um meine liebe Everdine, meinen Engel, und meine Kinder Gaben Gottes nennen zu können.

Ich fühle mich so glücklich, daß es mich manchmal überrieselt. „Ist es wohl wahr?" frage ich mich selbst, wie der ehrliche Bettler, dem man ein Goldstück gäbe, fragen würde: „Ist das wirklich für mich?" Ja, ja, es ist wahr, ich habe deine Tränen gesehen, als ich abreiste, und ich begriff, was ten Cate meinte, als er sagte:

„Dein Lächeln gieb jedem, den du weniger liebst,
Doch bewahr deine Tränen für mich!"

Ich werde glücklich sein, du weißt, was ich Glück nenne, ich lasse es Holm sagen im „Ehrlosen". [Das 1843 in Padang geschriebene Stück, später „Die Braut dort oben".] „O, wie schön muß es sein, wenn geliebte Stimmen mit uns beten für das tägliche Brot und um Vergebung der Schuld." Dieses Glück wirst du mir geben, Everdine — und ich wiederhole und bekräftige mein Versprechen, dich so glücklich zu machen, als es durch herzliche, treue Liebe möglich ist.

Meine Lampe sagt den Dienst auf, ich schließe deshalb. Grüße jeden von mir, besonders . . . ja, wen besonders? Alle,

alle! Gute Nacht, mein Mädchen, meine Everdine — tausend Küsse für dich, und glückliche Träume für mich — gute Nacht!

Dein Eduard.

Schreibe häufig und viel, adressiere deinen ersten Brief nach Buitenzorg an E. Douwes Dekker, Beamter auf Wartegeld, und später wie oben

in Purwakarta (Krawang)

Schreib mir, was du tust, was passiert, aber, Liebe, vor allem, was du denkst.

[„Dieser Brief ist, wie beinah alle folgenden, auf großem Postpapier geschrieben, zusammengefaltet, mit der Adresse auf der letzten Seite. Sie lautete: Mademoiselle E. H. van Wynbergen, Parakan Salak. Auf der Adresse dieses ersten Briefes stehen noch die folgenden Worte"]

Mit ein wenig Postpapier für Everdine und einigen Cigarren für Herrn Van der Hucht. Der Kuchen ist für die Kinder. Die Trommel ist voll gewesen, doch man hat mich geplündert.

VI

An Everdine van Wynbergen.

[Aus einem umfangreichen Schreiben.]

Buitenzorg 2. Oktober 1845.
„ 3. „ „
Gontong 7. „ „
Purwakarta 8., 9., 10. „ „

. . . . . Über meine Aussichten auf Anstellung werde ich dir in späteren Briefen schreiben, weil ich darüber im Augenblick nichts Bestimmtes sagen kann. Im letzten Teil des dritten Bogens sprach ich von einer Absicht, die ich erreichen werde, wobei es sich um das Folgende handelt: Ich muß abwarten, ob ich in drei Monaten angestellt werde, und dann wird es noch viel ausmachen, wie. Dies sind die Schwierigkeiten, die

mich drücken. Daß ich angestellt werde, glaube ich fest; aber erst dachte ich, daß nicht jede Anstellung mich in stand setzen würde, dich für immer von Parakan Salak abzuholen. Nach langer Überlegung ist mein Plan, unsere Vereinigung nicht von etwas mehr oder weniger Gehalt abhängen zu lassen, und deshalb bitte ich dich, ernsthaft nachzudenken über die folgende Frage: würdest du dich darin finden können, zu Anfang vielleicht ein eingeschränktes Leben mit mir zu führen, würde meine Liebe dir immer genug sein — würdest du niemals bereuen, wenn dir das eine oder andere fehlte, woran du früher gewöhnt warst, und würde niemals der Gedanke in dir aufkommen, daß du verkehrt gehandelt habest, den sorglosen Zustand eines jungen Mädchens gegen die kleinliche Sorge, mit dem Hausstandsgeld auskommen zu müssen, zu vertauschen? Nimm nun deine „routine" zur Hilfe, erinnere dich aller Vorfälle, wobei Liebe vor einem Deficit in der Kasse geflohen ist, denke an den Kummer, eine Rechnung unbezahlt zurückschicken zu müssen, bedenke, daß meine Geldmittel infolge des vielen Mißgeschicks in den letzten Jahren sehr unvorteilhaft stehen, laß dir die prosaischsten Gedanken durch den Kopf gehen, denke an den hohen Preis von Butter, Kartoffeln, Käse u. s. w. (du siehst, meine Liebe, ich habe auch wohl „routine", soeben sagte ich das Gegenteil, verzeih die Inkonsequenz) und dann, liebe beste Everdine, wenn du dann noch sagst, was in deinem Brief steht, daß du Mut hast, dann . . .

Ich glaube, daß du ja sagen wirst, aber bedenke dich noch einmal gut, denn dieses ja ist gewichtig, denn dann will ich dich bitten, gleich, gleich, ohne etwas abzuwarten, meine Frau zu werden.

Ich habe mir selbst alle diese Fragen vorgelegt, und ich glaube zu allem Mut zu besitzen, ich habe ja gesagt.

Liebe, liebe Everdine, stell es dir einmal vor, bereits in drei Monaten einander ganz allein zuzugehören!

Aber denke doch ja ernsthaft darüber nach, stelle dir alles von der schwärzesten Seite vor, und bewahre diesen Brief . . .

später vielleicht, wenn wir einmal mißmutig sein sollten, wird er uns aufrichten können und uns daran erinnern, was wir einander schuldig sind: aufrichtige, herzinnige Liebe! O, möchte diese Erinnerung niemals nötig sein!

..... Gott befohlen bis Mittwoch!

Dein Eduard.

Schreib mir viele und lange Briefe; du siehst, es braucht just nichts Neues passiert zu sein, um sich viel zu sagen zu haben.

VII

An Everdine van Wynbergen.

[Aus einem umfangreichen Schreiben.]

Purwakarta, Freitag, 24. Oktober 1845.

..... Aber was ich über unsere „Zukunft" zu sagen hatte, ist noch nicht alles gesagt. Du weißt, was wir Zukunft nennen: unsere Kinder. Warum sollten wir darüber nicht sprechen dürfen! Darf ich es dir nicht sagen, dir, die du die Mutter meiner Kinder sein wirst, daß ich darauf hoffe und danach verlange! Man vermeidet dies gewöhnlich, man spricht meist zu einem Mädchen nicht über dieses Kapitel und geht aus einer meines Erachtens verkehrten Scham über das Vornehmste, das Seligste als etwas Unpassendes hinweg. Wäre es auch bei andern Mädchen nicht gut, mein Mädchen wird es mir vergeben, wenn ich zu ihr als Frau, nicht als Kind rede. Nicht wahr, meine Everdine? Dürfen wir nicht vertraulich miteinander sein, wir, die wir ein Ziel, ein Interesse, eine Zukunft haben? Im allgemeinen werden einzelne Dinge nach meinem Gefühl zu sehr umschleiert. Man tut recht, die Phantasie der Kinder reinzuhalten, aber diese Reinheit wird nicht bewahrt durch Unwissenheit. Ich glaube eher, daß das Verdecken von etwas den Knaben und das Mädchen umsomehr die Wahrheit arg-

wöhnen läßt. Man spürt aus Neugier Dingen nach, die uns, wenn sie uns ohne viel Umstände mitgeteilt würden, wenig oder kein Interesse einflößen würden. Wäre diese Unwissenheit noch zu bewahren, so könnte ich mich damit versöhnen, aber das ist nicht möglich; das Kind kommt in Berührung mit andern Kindern, es bekommt Bücher in die Hände, die es zum Nachdenken bringen; gerade die Geheimtuerei, womit das dennoch Begriffene von den Eltern behandelt wird, erhöht das Verlangen, mehr zu wissen; dieses Verlangen, nur zum Teil, nur heimlich befriedigt, erhitzt das Herz und verdirbt die Phantasie, das Kind sündigt bereits, und die Eltern meinen noch, daß es nicht weiß, was Sünde ist!

Siehst du wohl, daß ich dich achte, daß ich deinen Charakter hoch einschätze, daß ich dich als Frau behandle? Würde ich mich nicht hüten, solche Dinge bei einem andern Mädchen zu berühren? Ich weiß, daß du vor dem Gegenstand sozusagen erschrickst, und daß du dich über meine Vermessenheit verwunderst. Es muß nichts zwischen uns sein, keine Mode, kein Gesetz, keine Scham, wir müssen einander alles mitzuteilen wagen. Nicht bei jedem Verlöbnis würde ich es so gut finden, aber so Gott will, bist du bald meine Frau, und ich will nicht zu der Erkenntnis kommen, daß meine Frau den Tag vor unserer Hochzeit ein Kind war. Das Verhältnis ist ernsthaft, erhaben, und nicht unterworfen willkürlich eingesetzten Regeln der Schicklichkeit. Denke jedoch nicht, daß ich die Schicklichkeit selbst geringachte. Ich spreche nur von willkürlichen Regeln. Ich glaube nicht undelikat zu sein, und bin sogar peinlicher in manchen Punkten als andere. Magst du es wohl glauben, daß ich nicht gern in Gesellschaft von andern einen Kuß gebe? Daß ich, wenn ich verheiratet wäre, es gern sehen würde, daß meine Frau ihr Schlafzimmer für sich hätte, daß ich nicht würde hineinkommen mögen, ohne vorher geklopft zu haben u. s. w.? Das würde höfisch sein, denkst du, und auch ich würde dieser Eingebung mißtrauen, wenn man mich gelehrt hätte, so zu sein. Das ist jedoch nicht

der Fall, es ist mein Gefühl von Schicklichkeit, das mir dies sagt, und darum lege ich Wert darauf. Ich bin gerade nicht ganz „du monde“, aber was ich noch von Lebensart weiß, habe ich, glaube ich, niemals gelernt, alles ist, finde ich, selbstverständlich. Schreib mir aufrichtig, Beste, was du dachtest, als du die vorige Seite lasest. Ich habe mit all meinem Schreiben das große Ziel im Auge, daß wir einander gut kennen lernen; hilf daran mit, indem du dich nicht hinter deinem Mädchenfächer verkriechst, wenn ich zu dir über Dinge spreche, worüber niemals jemand, wenigstens kein junger Mensch zu dir sprach. Bedenke, daß auch niemand dir so nahe steht als ich. Ich betrachte dich als meinen Nächsten, du bist mir näher als Bruder oder Schwester, näher als meine Mutter. Daß wir noch nicht verheiratet sind, das ist gesellschaftlich, bürgerlich, unser Verhältnis ist nun bereits dasselbe. Ich weiß es sehr gut, ein Mädchen muß reserviert sein — es ist so — eine allzu große Vertraulichkeit in deinen Äußerungen würde dich kompromittieren können, wenn vielleicht die Sache nicht weiterginge, wenn die Umstände uns hinderten, Mann und Frau zu werden, oder wenn ich vielleicht falsch genug wäre, deine Liebe und Vertraulichkeit mit Undank zu belohnen, und dich nicht mehr lieb hätte. Denke mal, wenn ich, der ich jung bin und geneigt Liebschaften anzuknüpfen, dich nicht liebte, sondern nur einige Monate in deiner Liebe Vergnügen suchte. Sowas kommt wohl vor. Dann würdest du unglücklich sein, wenn du mir allzuviel vertraut hättest.

Und darum gerade vertrau mir ganz und gar. Setz deine Ruhe, deine Zukunft aufs Spiel und sprich bei dir selber: „ich würde niemand mehr vertrauen, wenn er mich betrog!“

O, deine Briefe zeigen es, daß du mich lieb hast; ich möchte die tote Schrift küssen, worin du dein lebendiges Herz ausgießest. Weißt du auch, daß du unberaten handelst, deine Liebe so ganz und gar jemand preiszugeben, von dem du nichts weißt, als was er selbst dir zu sagen beliebte? Hast du soviel Menschenkenntnis, mein Evchen, daß du sofort Auf-

richtigkeit von Falschheit unterscheiden könntest? Wagst du nicht etwas viel? . . . Darum just habe ich dich so lieb. Gesetzt einmal, ich hätte in Batavia keine ernsten Absichten gehabt, dann würde ich dich liebgewonnen haben wegen der Unvorsichtigkeit, womit du dich in Bolang mit mir einließest. Henriette würde im gleichen Fall ganz anders gehandelt haben, und sie würde recht gehabt haben, sie würde gezeigt haben, daß sie „routine“ besitzt, freilich nicht die Herzlichkeit, welche mich bei meinem Mädchen so anzieht, wovor ich aber eine Tochter warnen würde, weil das in der Welt häufig mißbraucht wird. In unserm Fall, liebe Everdine, ist es gut gewesen. Ich habe dich ernsthaft lieb, und werde dir bis zu unserm letzten Augenblick danken für das Vertrauen, das du in mich gesetzt zu haben scheinst, bevor noch jemand dir sagte, daß ich Vertrauen verdiente!

Eine Sache tut mir ernsthaft leid, und dies kam mir in den Sinn, als ich die folgenden Worte aus deinem Brief las: „meine Liebe ist innig, aufrichtig, wie ich es niemals gefühlt habe“. O, liebe Everdine, warum kann ich nicht auch mit so vollem Herzen lieben, warum muß ich immer sagen: „ich hatte sie auch so lieb!“ warum bist du nicht meine erste Liebe, wie du sagst, daß ich die deine bin? Du verdienst es, daß ich dich so lieb habe, wie ich im Jahre 1840 liebte — jetzt bin ich verständiger, weiser, behutsamer — wie soll ich es nennen, aber ich hätte dir so gern die Empfindungen von dieser Zeit gegeben, denn du verdienst eine erste Liebe. Gestern Abend, während ich saß und an dich schrieb, kam mir die Zeit in Erinnerung, wo ich an sie schrieb. Ich stand auf und nahm einige Briefe von ihr, welche ich neben die deinen legte. Welch ein Unterschied! Du bist herzlich, vertrauensvoll und ganz hingebend, sie war vorsichtig, reserviert, und wagte kaum zu flüstern, was du laut sagst. Und dennoch erschrecke ich noch, wenn ich ihren Namen höre, dennoch bebte meine Hand, als ich eine vertrocknete Blume berührte, die sie mir vor fünfeinhalb Jahren gab. Wie lange ist das schon her,

wie stark muß die Liebe gewesen sein, die, so in allem behindert, nicht verloren ging bei all den Begegnungen, die mir späterhin zuteil wurden. In diesem Augenblick, nun ich aufrichtig und innig liebe, nun ich dir das heilige Versprechen gebe, alles ins Werk setzen zu wollen, um dich glücklich zu machen, in demselben Augenblick ist es noch immer mein feurigster Wunsch, sie wiederzusehen und sie glücklich zu finden.

Vielleicht gewinne ich dann die Überzeugung, daß ich jetzt nicht so sehr sie liebe, als vielmehr die Erinnerung an sie (begreifst du das?), vielleicht werde ich, wenn ich sie sehe, sagen: „nein, das ist das Bild nicht, von dem ich träumte, das ich in meinem Herzen herumtrug, bis ich verrückt wurde . . . vielleicht . . .

Wie dem sei, gäbe Gott, daß sie glücklich wäre! Sie ist es nicht.

Ich habe vor einigen Monaten ihren Bruder gesprochen, er hat es mir gesagt. Vielleicht schreibe ich mal an ihn — das heißt: — an sie. — Wenn ich dies tue, werde ich den Brief erst dir senden. Dies ist keine Tugend von mir, es ist nichts als Pflicht, denn du hast ein Recht hierauf, und würdest Grund haben, mir böse zu sein, wenn ich dich in solch einem Punkt überginge. Ich kann es dir nicht genug sagen, daß ich dich ganz als die meine betrachte und mich mit denselben Banden dir verbunden fühle, als wenn du bereits meinen Namen trügest. Jedem andern würde es sonderbar erscheinen, daß ich so über eine frühere Liebe zu dir spreche, aber dich befremdet es doch nicht, nicht wahr, meine Liebe? Du begreifst doch wohl, daß es just ein Beweis ist meiner Liebe für dich und meines Vertrauens auf deine Liebe zugleich, daß ich darüber zu sprechen wage. Unsere Liebe ist doch nicht wie Don Quichotes Helm, den er nicht einer Prüfung zu unterwerfen wagte, weil er wußte, daß das Ding dem Schlage nicht gewachsen sein würde?

Darf ich vermuten, was du dachtest, als du das Häuschen von Mevrouw Holle sahst? Darf ich glauben, daß du davon träumtest, wie glücklich miteinander wir in solch einem Häus-

chen sein würden? Ich kann dir nicht sagen, wie manches Mal ich solche Gedanken hatte. Ich sehe keine Wohnung, ohne daß ich dabei denke: „Auch da würden wir uns liebhaben können!“, und es schien mir auch wohl mal, daß wir uns näher sein würden, je nachdem unser Haus enger wäre.

Van Heeckeren hat recht, mein Herz jubelt ihm zu, wenn er sagt: „Schieb's nicht auf!“ Würden wir nicht unverständig handeln, wenn wir lange warteten? Kann das lange Warten unser Glück vermehren? Stellst du dir von reicheren Einkünften mehr Genuß vor? Nein, das tust du nicht, herzliches Mädchen; du bist just so, wie mein Mädchen sein muß. Ich wünschte, daß wir reich, steinreich wären und viel Macht besäßen — doch ich wünsche dies nicht, weil unser häusliches Glück davon abhängig wäre — ich wünsche dies wegen anderer Gründe, die nach außen wirken. Ich möchte Geld und Macht haben, um zu helfen, wo mein Gefühl mich drängt, um zu unterstützen und zu retten, wo Schmerz ist; — für mich selbst verlange ich nichts als eine brave, fromme, liebende Frau, und die habe ich in dir gefunden, dafür danke ich Gott!

Ich glaube aufrichtig, daß es schade ist, daß ich nicht hoch stehe in der Welt. Ich würde steigen können, ja — aber die Zeit, in der wir leben, ist zu kurz nach 1790—1812. Es werden noch Jahre verlaufen, ehe das Unterste wieder nach oben kommt. Ich hätte 80 Jahre früher oder soviel später geboren sein mögen. Und dennoch, vor $2^1/_2$ Jahren hatte ich Pläne, wovon der Kopf mir schwindelt. Jetzt hat sich alles aufgelöst in den Wunsch, still glücklich zu sein. Ich glaube, daß ich das Verständigste gewählt habe.

Du rühmst meine Gutherzigkeit. Sieh zu, wieviel davon auf Rechnung von Eitelkeit gesetzt werden muß. Es ist wahr, ich stelle häufig das Vergnügen von andern über eigene Freude, aber, Liebe, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Ich werde, wenn ich mit dir spreche, mich selbst loben, wenn ich dies zu verdienen glaube, ohne Furcht, daß ich mich lächerlich mache durch Eigenlob. Ich werde dies umsomehr tun, damit

du dadurch überzeugt werdest, daß es keine Bescheidenheit ist, wenn ich dir meine Mängel sage, sondern reine Wahrheit. Ich werde dir diese Gutherzigkeit so gut wie möglich erklären, es liegt Ehrgeiz darin, Stolz, Eigenliebe, Anmaßung und eine Menge von wirklichen Untugenden. Dies ist keine Bescheidenheit. Es giebt stille und glänzende Tugenden. Jemand, der seine Pflichten erfüllt, ohne daß darauf hingewiesen wird, ohne Dank, Lob oder Vorteil, steht weit über demjenigen, der durch einige Eigenschaften sich auszeichnet und dadurch vielleicht einigen Nutzen stiftet, doch an der andern Seite viel unterläßt, was vorgehen müßte. Ich habe Anlagen, ein edler Mensch zu sein — doch es wird lange dauern, ehe ich ein guter Mensch bin. Ich habe Kraft zur Selbstaufopferung, aber nicht immer, sogar selten zu einfacher Pflichttreue. Ich würde, wie der sehr menschkundige Lafontaine [Hier ist August L., der deutsche Romanschriftsteller, 1758—1831, gemeint] sagt, Kraft und Mut haben, einen Felsen zu versetzen, doch die tägliche Verlegung eines Federchens würde mir schwerfallen. Es schmeichelt der Eitelkeit nicht genug, eine kleine Pflicht zu erfüllen! „Laß das gewöhnliche Menschen tun!" sagt die Anmaßung, „Für mich ziemt sich andere Arbeit!" ruft der Stolz, „Man wird von mir reden!" flüstert der Ehrgeiz, und die Herrschsucht schmeichelt sich, daß sie einst „Respekt erlangen" werde. Nein, liebe Everdine, es ist bei dem, was gut in mir scheint, soviel abzudingen. Meine Aufrichtigkeit, wenn ich an dich schreibe, gefällt dir, dies ist natürlich, et je me fais un piédestal de mes fautes, es ist Eitelkeit. Ich weiß überdies, daß in der Ehe kein Glück möglich ist ohne diese Aufrichtigkeit . . . also ist es Eigennutz. Nennst du es eine Tugend, wenn ein Verbrecher, in der Hoffnung, dadurch sein Urteil gemildert zu sehen — also auch aus Eigennutz — seine Verbrechen bekennt? Ich bin häufig gelobt worden, doch ich verdiente es selten; meistens war weitgehender Ehrgeiz die Quelle, woraus Dinge entsprangen, die man schön fand . . . Ich erinnere mich eines kleinen Vorfalles.

Ich wandelte an einem Sonnabend mit meinem Bruder Willem, der leider nicht mehr lebt — er war ein allerliebster Junge und drei Jahre jünger als ich — auf der Hohen Schleuse zu Amsterdam. Ich erinnere mich sehr gut, daß es gerade Sonnabend war, weil viel Juden auf den Beinen waren. Uns voraus gingen zwei Judenkinder, ein kleiner Junge und ein Mädchen. Es wehte heftig, und das Mädchen, das die Aufsicht über sein Brüderchen zu haben schien, ermahnte ihn, sein Mützchen gut festzuhalten. Ich behalte ziemlich gut Kleinigkeiten, es war ein samtenes Barettchen mit schottisch karriertem Rand. Das Mützchen flog ab und rollte über die Steine, bis der Wind es nach der Kante . . .

Erinnerst du dich der Tiefe neben der Hohen Schleuse, da, wo eine Art Gärtchen ist, beinah im Niveau des Wassers? Da flog das Mützchen hinein.

Der Junge, der vergeblich dem Ding bis an das Gitter nachgelaufen war, weinte, und das Mädchen schien Furcht zu haben vor Schelte, wenn sie nach Hause kam, das arme Kind rang die Hände und sah so betrübt nach unten . . .

Man bat einen Mann, der in einem Boot unter der Brücke durchfuhr, es hinaufzureichen. Er wollte nicht. Wer wird sich auch aufhalten wegen der Mütze von einem Judenkind — wer achtet auf das Geweine eines Judenmädchens!

Ja, man achtete darauf, um einen Grund zu haben zum Stillstehen auf dem Wege.

Du weißt, wie man in europäischen Städten sich zusammenrottet wegen jeder Kleinigkeit, wie jeder fragt: „was ist los?" und niemand: „kann ich helfen?"

Als die zuletzt Angekommenen einige Augenblicke später fragten: „was ist los?" war die Antwort: „Da ist ein junger Herr nach unten geklettert, um die Mütze von dem Kind wiederzuholen." Der junge Herr war natürlich ich.

Man half mir mit einem Tau nach oben, denn ich konnte nicht an der glatten, senkrechten Mauer hinaufkommen. Ich zerriß meine Kleider und zerschund mir die Hände, aber nicht

genügend nach meinem Sinn. Ich habe in meinem Leben wenig Genuß gehabt, der über das Gefühl ging, das ich empfand, als ich wieder oben stand. Ich möchte mein Bild wohl haben von diesem Augenblick. Zwanzig oder dreißig Menschen, alles Leute von geringerem Stand und meist Juden, jubelten mir zu. Ein alter Mann, derselbe, der das Tau gereicht hatte, gab mir die Hand und sagte: „Junger Herr, es wird Ihnen gut gehen!" Mein lieber Willem rief, als wenn er stolz wäre: „das ist mein Bruder, Eduard!" und ich . . .

O, diese verfluchte Eitelkeit! ich glühte vor Genuß. Ja, ich war wohl erfreut wegen der Freude des Kindes, das vor Schelte der Eltern gerettet war, aber dies war es nicht — wenn ich darum allein erfreut gewesen wäre, würde es für meine Gutherzigkeit sprechen — nein, ich „hatte meinen Lohn dahin". Alles sah auf mich, alles nannte mich, alles lobte mich! Diese Menschen würden mir in dem Augenblick Gehorsam geschenkt haben, wenn ich — ein kleiner Junge — ihnen etwas befohlen hätte. Ich nahm die Prophezeiung des alten Mannes an als etwas Natürliches, und ich lief den Tag auf Stelzen des Hochmuths weiter, jeden ansehend, als wollte ich fragen: „grüßest du mich nicht, mich?"

Habe mich lieb, Everdine, wenn du kannst . . . aber schätze mich nicht zu hoch ein. Stelle das Feuerwerk, das funkelt, nicht über das Lämpchen, das Licht spendet.

. . . . . Aber solltest du wohl glauben, daß ich höher von mir selbst denke, weil du mich liebst? Ich muß doch so ganz schlimm nicht sein, denn sonst würde sie mich nicht so herzlich lieben. O, gieb mir diese Versicherung immer wieder, es ist so süß, das zu hören, ich kriege niemals genug davon. Und du? Ich habe dich lieb, Everdine, meine Everdine, ich habe dich lieb über alles, mein Mädchen, meine Braut, meine Frau!

VIII
An Everdine van Wynbergen.

Purwakarta, 5., 6., 7. und 8. November 1845.

..... Ich habe ein bißchen gelacht, als ich las: „Meine Cousine guckte mich so merkwürdig an, als ich ihr sagte, daß ich dir schriebe, was ich dächte und fühlte.“ Auch ich glaube nicht, daß Mevrouw van der Hucht als Mädchen so wie du geschrieben haben würde. Ich weiß nicht recht, welche Reserve man dir eigentlich aufdringen will. Riethe dir auch die ganze Welt Zurückhaltung an, ich beriefe mich dann ruhig auf die Entscheidung deines Herzens. Das Gespräch mit Line (Caroline oder Pauline?) und dem Fräulein muß interessant gewesen sein, vor allem wegen der Position der letzteren. Und sie, die die Braut gewesen ist und deshalb eigentlich Grund haben sollte, ein bißchen Mißtrauen anzurathen ... Es liegt viel Edelmut darin, daß sie ungeachtet ihrer eigenen verflogenen Hoffnung doch nicht das Vertrauen anderer untergräbt. Ihre Verhältnisse, die deiner Tanten und die zuletzt mit Fräulein Teunisz geführten Gespräche haben mir fortwährend eine Erzählung von dem neuen nordischen Schriftsteller Bernard (den ich dir sehr empfehle, wenn du etwas von ihm bekommen kannst) in Erinnerung gerufen, betitelt: „Tante Franziska“. Darin wird das Leben einer „alten Jungfer“ beschrieben, mit der in unserer dummen unchristlichen Welt wohl manchmal Spott getrieben wird. Diese Erzählung rührte mich sehr, als ich sie las, aber ich erinnere mich sehr gut, daß ich bereits lange vor dieser Zeit niemals in das häßliche Lächeln einstimmen konnte, das dies Wort gewöhnlich begleitet. O, es geht in mancher Seele soviel Schönes von der Erde zum Himmel zurück, ohne daß es hier von jemandem ist gewürdigt worden, und es gereicht dies nicht zur Ehre den Umgebenden. Ihnen, die, wenn sie nicht blind und gefühllos gewesen wären, es rein und schön sich hätten merken müssen, daß manches Herz nimmer einem Herzen begegnete, das es verstand.

Eine Frau, die alt wird, ohne eine glückliche Liebe gekannt zu haben, muß die herrlichsten Empfindungen ihres Herzens ersticken, sie muß ihre Natur (denn es ist unsere Natur, zu lieben — wir sind Funken von Gott, der ganz Liebe ist) unterdrücken, ihre wertvollsten Interessen darf sie nicht wahrnehmen, und jagte das Herz auch noch so laut in dem Busen, sie darf kein Wort verraten lassen, was da umgeht in dem ungewürdigten Herzen. Sie war doch auch einmal so jung wie dieser oder jener, sie hatte auch ihre Traumbilder von häuslichem Glück, sie dachte auch daran, daß es so selig sein müsse, Mutter zu sein. Alles was sie um sich sieht, erinnert sie schmerzlich an das, was ihr fehlt; eine Freundin hat Kinder . . . aber sie ist keine Mutter, eine andere ist Braut und genießt vollauf die herrlichste Form des Lebens . . . ihr ist alles dürr und wüst; sie sieht Kinder, sie spielt und scherzt mit ihnen, aber es ist ihr ein sehrender Schmerz, denn sie erinnert sich, wie furchtbar ihre Kinderträume in Rauch aufgeflogen sind. Sie darf nicht sagen, was sie peinigt, denn man würde sie verspotten, wenn auch sie Ansprüche machte auf Glück, sie, eine „alte Jungfer"! Ihr ganzes Leben ist eine fortdauernde Marter. Sie bleibt immer jung, denn die Jugend endigt erst mit der Erfüllung der jugendlichen Wünsche, und sie wird gleichzeitig alt, denn die Zeit fragt nicht danach, ob sie das Glück der ersten Lebensjahre erfaßt hat. Gesellt sie sich zu den Jüngeren, so sagt man: sieh, sie will auch noch Anspruch auf Jugend machen!, und die alte Jungfer wird ausgelacht. Thut sie mit den Älteren mit, auch da gehört sie nicht hin, denn ihr Herz sträubt sich dagegen, ruhig von aller Hoffnung auf Lebensglück abzusehen und dies kaltblütig zu zeigen. Sprechen darf sie nicht, denn sie ist keine Person; fühlen darf sie nicht, denn der Ausdruck dessen ist bitter, mißmutig und beklommen bei ihrem ungeübten Herzen. Alles ist für andere, nichts für sie! Einsam wandelt sie ihren Pfad hin, niemand bekümmert sich um sie, niemand sieht nach ihr. Sie ist ein Spielball, ein

Gegenstand des Spottes für jeden, der ihr naht. Häufig versagt man ihr die gewöhnliche Höflichkeit, denn sie ist weder Mädchen noch Frau. Sie ist ein Zwischending, das dazusein scheint, um hin und her geworfen zu werden, um gedrückt und geplagt und verspottet zu werden.

Niemand stützt sie in Leiden und Druck, denn niemand ist der ihre. Alle sind ihr gleich fremd. Allein liegt sie auf dem Krankenbett, und sie darf noch von Glück sprechen, wenn sie Mittel hat, um jemand zu bezahlen für das Auffangen ihres letzten Seufzers, für das Zudrücken ihrer Augen. Unbeweint sinkt sie ins Grab, niemand trauert um sie, denn niemand kennt sie. Ein einzelner sagt, wenn man ihn fragt, wer da begraben wird: „Es ist nichts . . . es war eine alte Jungfer.“

Es ist fürchterlich, so zu leben, so zu sterben. Und bedenke nun einmal, daß in diesem Herzen dasselbe warme Gefühl bestanden haben kann wie in deinem — vielleicht hat sie dasselbe Bedürfnis nach inniger, herzlicher Liebe gehabt wie du und ich, liebe Everdine — vielleicht hat sie das Bild von diesem oder jenem, der sie später betrog, treu in ihrem Herzen herumgetragen — vielleicht war sie einmal vertraulich in dem Äußern ihrer innigsten Gedanken . . .

O, man muß ein Engel sein, um dann nicht bitter zu werden und die Welt zu hassen, die so viel versprach und so wenig gab! Siehst du, warum ich viel Edelmut von dem Fräulein darin fand, daß sie dir nicht von Vertraulichkeit abrieth?

. . . . . Du fragst so teilnehmend nach meiner Familie. Daß ich ein Bürgersjunge bin, weißt du schon. L'homme est . . . un étrange problême.

. . . . . Du schreibst in deinem letzten Brief: „Wie manchesmal bin ich vielleicht an dem Hause deiner Eltern vorübergegangen, ohne zu wissen . . . u. s. w.“ Das ist wahr, lieber Engel, aber wenn man es dir hätte prophezeien können, würdest du vielleicht die Nase gerümpft haben vor einem Ehemann, dessen Eltern nur auf dem Haarlemerdeich wohnen.

. . . . . Mein Vater ist in der Tat ein ehrenwerter Mann,

mit dem aber für viele nicht leicht umzugehen ist, weil er sich gar nicht denken kann, daß man ihm nicht immer Gehorsam erweist. Er ist nun beinahe 60 Jahre, er ist eine sehr gute Erscheinung und ist sehr stark und gesund, nur klagte er letzthin ein bißchen über Schmerzen im Magen, was, wenn man sein schon so lange währendes Seefahren in Betracht zieht, als eine Folge von Strapazen nicht zu verwundern ist. Er spricht gern und gut, und hat viel Einfluß auf die Menschen, die ihn kennen. Er nennt die meisten Menschen, wenn er vertrauter mit ihnen ist: „Junge“. Darüber wirst du lachen, aber man nimmt ihm so etwas niemals übel. Wenn du einige Monate früher angekommen wärest, hättest du im Hotel bei Faes sehen können, welchen Respekt man vor ihm hat. Obschon er alt ist und aus dem vorigen Jahrhundert, bitte ich dich doch, meinen Vater nicht zu verwechseln mit Menschen wie Beck. Vater spricht gern mit Damen und ist, wiewohl er vom Jahre 98 ab (rechne mal nach, welch eine Zeit!) sich auf See herumgetrieben hat, sehr gebildet. Er ist gutherzig und sogar allzuweich von Herz, und dadurch leicht zu verleiten, besonders durch ein mildes Wort. Wenn es mir zukommt, dir Fehler von ihm zu sagen, dann glaube ich, daß es — nein, das weiß ich nicht.

Meine Mutter ist ebenso alt, sogar noch ein Jahr älter. Ihre Eltern, die ich aber niemals gekannt habe, wohnten in Friesland und hatten Vermögen, das in der französischen Zeit verloren gegangen ist. In ihrer Jugend hat sie viel Leid erfahren und sie hat, glaube ich, mit ihren Schwestern wirkliche Armut gelitten, aber da sie viel Energie besitzt, hat sie den Kopf immer gut oben behalten. Nach der Verheiratung wurde das natürlich besser, aber da hatte sie fortwährend mit einer Nervosität zu kämpfen, die sie hinderte, das zu sein, was sie sonst mit ihrem scharfen Verstand sein konnte. Ich habe viel von dieser Empfindlichkeit mitbekommen, doch ist es bei mir nicht so hochgradig. Mutter hält übertrieben viel auf ihre Kinder, wenn in Mutterliebe etwas Übertriebenes sein

kann. Es ist geradezu eine Art Eifersucht. Als meine Schwester heiratete, konnte sie sich gar nicht darin finden, daß da nun einer mehr Recht hatte auf ihre Tochter als sie, und obwohl meine Schwester jetzt doch seit vielen Jahren verheiratet ist, ist es noch immer so. Mutter ist, wenn sie innerlich ruhig ist, sehr gescheit und regsam. Wenn sie danach angezogen war, mochte man sie (im Jahre 1838 wenigstens) nach Gestalt und Haltung für ein junges Mädchen halten. Sie ist sehr herzlich, und nichts kränkt sie mehr als Kälte. Es ist niemand im stande, sie so zu lieben, wie sie es wohl verlangen möchte, und daher fühlt sie sich wohl einmal vernachlässigt, wenn es auch wirklich nicht der Fall ist, und dies hat Vater auch.

Beide sind sehr religiös und haben ihr Möglichstes getan, uns, soweit es die Mittel zuließen, eine gute Erziehung zu geben. Daß es mit dem Subjekt in Indien nicht besonders gut ausgefallen ist, ist ihre Schuld nicht. Wenn ich ein Taugenichts wäre, würde es ganz und gar meine Schuld sein.

Meine Schwester, Katharina heißt sie, die nun schon 36 Jahre alt ist, heiratete vor etwa 10 Jahren und hat bereits vier oder fünf Kinder. Ich kann dir nur Gutes von ihr sagen. Sie ist ganz und gar nicht für die Welt erzogen, vielmehr ist sie sehr häuslich. Während der Krankheiten meiner Mutter sorgte sie treu für uns jüngere Brüder, ich hielt immer viel von ihr, aber ich liebte sie eigentlich mehr wie eine Mutter, denn 10 Jahre Unterschied ist viel bei Kindern. Sie ist verheiratet mit einem Sohn von dem Herrn Abrahamsz, der früher auf dem Binnenkant wohnte und nun, glaube ich, auf der Gelderschen Kade. Diese Familie ist sehr respektabel, aber meinen Schwager habe ich nicht gern. Ich glaube, daß er ein guter Mensch ist, aber wir passen nicht zueinander. Er hat eine ausgezeichnete Erziehung genossen, aber er bemüht sich, glaube ich, altmodisch zu sein. In seiner Jugend wollte er zur See fahren und kam zu meinem Vater, der ihn tüchtig dressiert hat. Früher wohnte er mit meiner Schwester in Middelburg. Er war Kapitän auf einem schönen Schiff, „de

„Zeeuw“ [„der Seeländer“]. Vor einiger Zeit hat er Schiffbruch erlitten und dabei einen großen Teil von dem, was er noch besaß, verloren. Im Augenblick ist er wieder Kapitän, ich glaube, für die Handlung von Kerkhoven, deinem Onkel. Was für ein Zufall, nicht wahr?

Nun folgt mein Bruder Pieter [Peter]. Dieser ist fast vollständig das Gegenteil von mir. Er war immer sinnig, und ich ungezogen. Er hat eifrig studiert und sogar zu eifrig, denn er hat vielleicht seine Gesundheit dabei eingebüßt. Gerade vor meiner Überfahrt wurde er als Prediger nach Woudsend in Friesland berufen. Von da folgte er einer Berufung nach dem Helder, wo er in diesem Augenblick noch steht. Ich höre, daß er sehr beliebt ist, aber nicht sehr schön predigt, was den Vortrag angeht. Pieter war immer brav, glaube ich, aber ich konnte nicht mit ihm auskommen, weil ich mir einbildete, daß er mir meine Fehler zu schulmeisterhaft vorhielt. Wir waren sieben Jahre auseinander, das ist zuviel, als daß er mein Kamerad sein konnte, und zu wenig, um mein Lehrer sein zu können. Er ist verheiratet mit einer Schwester von meinem Schwager. Ich habe wenig Erinnerung an sie, ich bin ihr wohl mal begegnet, aber dachte damals kaum daran, daß sie meine Schwägerin werden würde. Auch da sind bereits zwei oder drei Kinder — echte Pfarrerskinder, wie ich höre, das heißt: ein bißchen ungezogen, was ich gern sehe.

Mein Bruder Jan würde nun folgen müssen, der $3^1/_2$ Jahre älter ist als ich. Du hast mir ein großes Vergnügen gemacht, daß du mit solchem Interesse über ihn geschrieben hast. Ich glaube fast, daß er in Indien bleiben wird; dann wird es mir ein wahrer Genuß sein, euch beieinander zu sehen. Ich schätze niemanden so hoch als ihn, und dennoch gehen unsere Ideen über viele Dinge so weit auseinander, daß wir uns fortwährend streiten. Unlängst noch in Batavia entspann sich aus einer Meinungsverschiedenheit ein recht unangenehmer Diskurs, scharf, beißend, kurzum so, daß jemand, der uns hörte, gemeint haben würde, wir wären Feinde. Auf einmal

hielten wir inne und sahen uns an, und möchtest du es wohl glauben, mein Evchen, wir fielen uns weinend um den Hals, so berührte es uns, daß wir uns durch Eifer so weit hatten hinreißen lassen. Ich habe, wie du merkst, eine besonders hohe Idee von ihm, und du weißt, daß er mein Freund ist. Ich darf also nicht viel mehr von ihm sagen, um nicht parteiisch zu sein.

Dann folgt eine gewisse Person, die an dieser Stelle sich nicht weiter über sich selbst auslassen wird; das ist unnötig, weil der Betreffende wahrlich schon sein bestes tut, sich in einer ausführlichen Korrespondenz zu erkennen zu geben, mit all seinen Mängeln und Schwächen und auch dem, was Gutes in ihm sein mag.

Mein jüngster Bruder, Willem, war drei Jahre jünger als ich. Der liebe Junge ist tot. Er ist in seinem siebzehnten Lebensjahr auf der Nordsee verunglückt. Er wird mir immer fehlen; er war mein Kamerad, mein Schützling. Mich dünkt, man hält immer mehr von dem Schwächeren, dem Jüngsten. Er war ein aufrichtiger Junge, der zu allem Guten zu führen war. Es ist jetzt bereits sechs Jahre her, und seit dieser Zeit trägt meine Mutter niemals irgendwelchen Schmuck, weder eine Nadel, noch einen Ring oder so etwas. In einem Schrank hängt noch alles, was zu seiner Kleidung gehörte; da darf nichts dran verändert werden, wir alle werden weiter trauern über den Tod dieses armen Jungen, aber niemand so wie Mutter, die so empfänglich für Schmerz ist.

Unser Haus stand, wenn man zum Tor hinein kam, zur Linken, ehe man an die erste Brücke kommt; vielleicht hast du den Namen wohl mal gelesen, der im Seitenzimmer vor dem Fenster stand. Mir kommen noch täglich Namen in Erinnerung, die ich nur davon kenne und die mir mechanisch im Gedächtnis geblieben sind. Oben vorne war das Zimmer von meinem Bruder, und über dem Seitenzimmer ein kleines Zimmerchen für die Kinder. Da hatten wir einen Tisch, drei oder vier Sessel, einen Bücherschrank und einige Bilder an der Wand. Schon länger als sieben Jahre bin ich weg, und

wenn ich nun nachhause käme, würde ich da alles genau so wiederfinden, wie ich es verlassen habe. Mein Bruder erzählte mir, daß Mutter häufig dahin ginge, die Bücher von den Börtern nähme, sie eins nach dem andern abstäubte und sie dann wieder hinstellte, wie sie gestanden hätten. Hinten auf dem Lichthof stehen im Augenblick noch zwei Blumentöpfe, ein Rosenstrauch und ein Geranium, die von Mutter mit Müh und Sorge am Leben erhalten werden, weil sie von mir sind. O, es liegt so etwas Heiliges in dieser Mutterliebe, die so eifrig alle Gegenstände von einem verzogenen Kind bewahrt. Ich werde ernst gestimmt, wenn ich an die Frau denke, die mit soviel Liebe uns aufzog, der nichts zu schwer fiel für ihre Kinder und die man nun so allein ihr Alter dahinleben läßt. Ich weiß wohl, daß man nicht gerade da bleiben muß, wo man geboren ist. Die Kultur gewinnt durch Ausbreitung, und besonders muß der, der keine Glücksgüter besitzt, alles was erlaubt ist anwenden, um seinen Unterhalt zu finden, aber doch ist es so hart, daß Eltern meistens so von ihren Kindern verlassen werden. Es würde mir ein Genuß sein, wenn ich die Möglichkeit hätte, ihre letzten Lebensjahre aufzuheitern. Du wirst sagen, daß doch noch meine Schwester da ist, und auch noch meine beiden andern Brüder. Das ist so, aber jeder hat Beziehungen und Verhältnisse, die es hindern, daß sie das für unsere Eltern sind, was diese wohl verdienen. Meine Schwester hat ihre Kinder und kann natürlich nur einen kleinen Teil von ihrer Zeit daran wenden, Mutter Gesellschaft zu leisten. Mein ältester Bruder ist im Helder und kann nur sehr selten mal nachhause kommen. Jan ist, wenn er in der Heimat ist, meistens in Utrecht, wo seine Frau wohnt — vielleicht geht er jetzt schwergebeugt unter dem Verlust seiner lieben Mine. Ich bin auch so weit weg, und werde auch bald eine nähere Beziehung haben als die zu meinen Eltern. Du mußt mir mehr sein als sie. Dies ist im religiösen wie im gesellschaftlichen Sinn nicht allein erlaubt, sondern es wird sogar vorgeschrieben — aber dennoch, liebe Everdine, es ist so

hart, daß sie auf ihre alten Tage so verlassen sind. Mein Vater hat ein sehr kleines Vermögen. Ich glaube, daß er wohl würde aufhören können mit Arbeiten, doch er würde dann sehr sparsam irgendwo außerhalb wohnen müssen. Dies wäre wohl gut, denn meine Eltern haben wenig Bedürfnisse und also nicht viel nötig, aber ich befürchte, daß Vaters Gemütsbeschaffenheit es nicht zulassen würde, still auf einem Dörfchen zu leben; er ist überall gewesen, in allen möglichen Ländern, sowohl in Europa wie in verschiedenen Kolonien; siebenundvierzig Jahre lang hat er die ganze Welt durchkreuzt, und er wird sich nun nicht fügen können in Ruhe, das Leben würde ihm so leer sein. Das wirkt nicht gut auf den Humor, und ich bezweifle es, daß meine Eltern, die sonst höchst liebevoll zueinander sind, dann glücklich sein würden. Ich sehe sehr dunkel in die Zukunft in diesem Punkte, und ich habe wohl schon mal daran gedacht, mit Aufopferung meiner ganzen Carrière nach Holland zu gehen. Ich würde da selbst Arbeiter sein mögen, wenn ich dadurch nur die letzten Tage meiner Eltern angenehm gestalten könnte. Jedoch auch dies ist ein Traum, der, wie die Verhältnisse liegen, immer eitel bleiben wird.

. . . . . Dein Brief an meine Eltern ist sehr lieb, Beste, ich werde was dazu schreiben und ihn mit der Landpost versenden. Sie werden ihre Freude haben an einer Tochter, die so herzlich schreibt, und sie sollen eine gute Vorstellung von meiner Everdine bekommen, das versichere ich dir.

Leb wohl, mein Engel. Ich habe dich herzlich lieb. Ja, noch zwei Monate! Leb wohl, Liebe, Beste, leb wohl bis Mittwoch.

Dein Eduard.

IX

An Everdine van Wynbergen.

Purwakarta, 22. Dezember 1845.

Ich hoffe, gleich nachdem du dies empfangen, bei dir zu sein, meine innig geliebte Everdine. Ich komme gewiß! Ich habe noch viel zu tun vorher, doch wenn ich es fertig habe, kann ich gehen. Es hängt also von mir selbst ab. Du kannst dir nun denken, wie ich die fünf Tage, die mir noch übrig bleiben, arbeiten werde. Rechne darauf, daß ich am 31. komme. Lebe wohl bis dahin.

Dein dich liebender Eduard.

Ich komme bestimmt. Den 31. morgens breche ich auf von Tjanjor. Erwarte mich jedoch nicht früh, denn ich weiß nicht, ob ich gute Pferde haben werde, und die Wege sind infernal.

[Nach diesem letzten Brief von 1845 reiste Dekker von Purwakarta (Krawang), wo sein Auftrag bei dem Assistent-Residenten Dikkelman erledigt war, nach Parakan Salak und verbrachte den Altjahrsabend in Gesellschaft seiner Braut. Nach Verweilen von einigen Tagen ging er nach Buitenzorg und von da zurück nach Purwakarta, wo er aufs neue für einige Zeit dem Assistent-Residenten attachiert war und von wo aus er die nötigen Massregeln für seine Eheschliessung mit Everdine (Tine) traf. Diese war inzwischen mit ihrer Schwester Sophie nach Tjanjor übersiedelt. Hier wurde nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, auch geldlicher Art, am 10. April 1846 die Ehe geschlossen. Von Tjanjor reiste das Paar nach Krawang (Purwakarta), wo Dekker gemäss dem zu Anfang mitgeteilten Dienstrapport bis zum 18. Mai verblieb. Sie wohnten im Hause des Assistent-Residenten Dikkelmann.

Everdine Huberte Baronesse van Wynbergen war am 26. September 1819 zu Antwerpen geboren, sie war also einige Monate älter als Dekker.

Es folgt die Anstellung zu Purworedjo in der Residentschaft Bagelēn im mittleren Java. Von der sodann folgenden interessanten Menadoperiode gibt der nunmehr folgende Abschnitt einige Kunde.]

Menado auf Celebes

1848—1851



X

An Pieter Douwes Dekker, Mennonitenprediger im Helder.

[Unversandt.]

Menado, den 15. Januar 1851.

Lieber Bruder! Schon viele Monate lang ist keine Schiffsgelegenheit gewesen, selbst nicht nach Amboina oder Java, viel weniger nach Holland, so daß ich dir sogar noch nicht einmal auf den Brief geantwortet habe, der mir den Tod unserer Schwester meldete. Ich befand mich im Augenblick des Empfangs in Amurang, wo ich von S. M. Dampfer Bromo abgesetzt war zum Zwecke eines kleinen Ausflugs zu meinem Vergnügen längs der Küste. Ein Päckchen Briefe war da für mich angekommen, worunter auch der deine. Meine Empfindung werde ich dir wohl nicht mitzuteilen brauchen, und doch weiß ich nicht, ob du dir davon einen rechten Begriff machst. Nach einem Leben wie das meine, so hin und her geworfen, nachdem ich soviele Fasern meines Herzens an dem Dornenhag meines Weges zerrissen habe, nach soviel Harm und Plage, nach soviel Fallen und Aufstehen trifft der Schmerz so ganz anders als in den mehr unverletzten Gemütern von andern. Überdies mißtraue ich der Reinheit meines Schmerzes. Ich hätte so gern meine Schwester wiedergesehen (obschon ich sagen muß, daß ich sie nicht kannte), doch jedesmal kam der Gedanke in mir auf, daß viel Egoismus darin steckte, und daß viel davon nur Bedauern war, jetzt wieder einen weniger zu haben, der mich einmal in Holland bewillkommnen würde, einen weniger, der interessevoll lauschen würde auf meine indischen Erzählungen.

Das Los der Kinder geht mir sehr zu Herzen. Mein erster Eindruck war, ich müsse zwei oder drei zu mir nehmen, doch natürlich kam ich davon sehr schnell zurück, sowohl um des geäußerten Verlangens der Mutter willen, als auch

weil ich einsah, daß ich Kinder von Kees [Cornelius] niemals würde aufziehen können, wie ungeheuer gern ich mir auch die Aufgabe auferlegen würde, da Erziehung und Volkslenkung nach meinem Dafürhalten die einzigen Fächer sind, wofür ich Anlage habe. Schon lange würde ich, weil wir bis jetzt nicht mit Kindern gesegnet sind, Kinder angenommen haben, doch ich bin sehr heikel in der Wahl und achte sehr genau auf Abkunft. Du begreifst wohl, daß ich hierbei nicht an Adel oder Geld, sondern an physisches und intellektuelles Vermögen denke. Ich halte dafür, daß unter den Menschen viel mehr, als man denkt, „Rasse“ besteht.

Eigentlich zum ersten Male bin ich mal etwas krank gewesen und habe mich vor acht Tagen in ärztliche Behandlung begeben müssen. Ich bin sonst sehr gegen Medicin. Es war aber, als ob es meiner Natur zuwider war, daß ich sie nicht wie immer einfach ihren Gang gehen ließ, denn sieh, meine Krankheit riß vor dem Doktor aus, und als der gute Mann in Kindesnöten war von Gott weiß welcher hohen wissenschaftlichen Kur, war ich schon wieder besser. Ich bin fortlaufend (dies ist nun einmal meine Constitution) sehr nervös. Diesmal jedoch schien es sich zu einer sehr erhöhten Reizbarkeit entwickelt zu haben, so daß etwas mehr dagegen getan werden mußte als Wassertrinken. Ich konnte nicht mehr schlafen u. s. w. Der Arzt betrachtete es als eine bedeutungsvolle Krisis, aber es hat sich sehr bald wieder zum besten gewendet. Im Augenblick bin ich so ruhig, wie ich lange nicht gewesen bin, und ich suche mein Vergnügen darin, heute Abend mal an dich zu schreiben, obwohl keine Gelegenheit zum Versenden ist.

Unsere Korrespondenz ist, dies weiß ich, nicht rege, und das kann auch nicht anders sein. Sehr selten bin ich zu privatem Schreiben disponiert, niemals, wenn eine Gelegenheit ist, und Briefe, wie ich sie aus Holland empfange — nimm's mir nicht übel, lieber Bruder — will und kann ich nicht schreiben. Ich muß dir ehrlich sagen, daß deine Briefe mir

nicht genügen. Es sind von den Briefen: „um dies oder das Schiff doch nicht ohne Nachricht von uns abgehen zu lassen“, aber es sind keine Briefe, die ein Surrogat für die durch Entfernung unmögliche mündliche Unterhaltung darstellen. Es sind keine Ideen darin, keine Eindrücke, es sind keine Plauderbriefe. Leg dir selbst mal in Gedanken deine Briefe vor und frage dich, ob das nun annähernd das ist, was du mir zu erzählen haben würdest, wenn ich das Glück hätte, dich mal wiederzusehen? Ich habe im Augenblick einen Brief an Jan von zweiunddreißig Seiten nach Amboina versandt, um da auf Gelegenheit nach Java zu warten. Ich meine nun nicht, daß dieser Brief so schön wie lang ist, aber es ist doch ein Beweis, daß ich was zu erzählen hatte, und das erweist sich aus deinen Briefen nicht.

So, wirst du sagen, das ist ja recht schön, daß du einem älteren Bruder solchen Wischer giebst! Ich bitte inständig um Verzeihung für meine Anmaßung und ersuche dich, es nur als einen Beweis hinzunehmen, daß ich so gern andere Brief von dir empfinge, wofür ich mich auch sehr empfohlen halte.

Ich merke da aber, daß ich mich durch meinen überhebungsvollen Ton in der Kritik deiner Briefe in ein schwieriges Dilemma versetzt habe. Wenn man den Professor herauskehrt, darf man keine Schuljungenarbeit liefern . . . wie dem sei, ich werde schreiben in der Manier, die mir am besten von der Hand geht; wir werden sehen, was es giebt. Ich werde z. B. anfangen, dir mal zu erzählen, wie wir es hier haben.

Meine Stellung hier ist eine sehr angesehene. Ich unterstehe nur dem Residenten, doch sind wir, ich und Everdine, da der Resident nicht verheiratet ist, eigentlich die Ersten am Platz; und im allgemeinen muß ich sagen, daß die Gesellschaft uns eher mehr als weniger respektiert, als uns zukommt. Ich kann nicht genau wissen, ob du einen Begriff hast von einem Platz wie Menado, was die Gesellschaft angeht, doch wahrscheinlich steht es damit bedeutender, als du denkst. Willst

du wohl glauben, daß hier mindestens einmal, meistens aber mehrmals im Monat Réunions abgehalten werden von hundert und hundertfünfzig Personen? An Königs Geburtstag 1850 ist hier ein bal costumé gewesen, der wirklich schön anzusehen war. Ich bin der Meinung, daß man in den bedeutendsten Kreisen in Europa schwerlich soviele reiche, schöne Kostüme zusammenbringen würde, als hier in dem abgelegenen Menado. Und was am gediegensten war, es waren Kostüme von 1600 und 1700 da, nicht nachgemacht, sondern echt.

Vor etwa zehn Monaten stand ein Landgütchen zum Verkauf, und da ich Neigung hatte zu einem mehr abgesonderten Leben, kaufte ich es. Es lag 3 Paal (gerade 1 Stunde Wegs) von Menado. Es war zum Teil wild, zum Teil bepflanzt mit Kakao. Ich habe, da das alte Haus nicht ohne weiteres bewohnbar war, ein neues draufsetzen lassen, und seit gut einem Monat sind wir nun dahin übersiedelt. Ich bin überzeugt, daß, wenn du dich plötzlich mit deiner ganzen Familie zu uns hierher zaubern könntest, du nicht mehr würdest weg wollen. Da, wo da das Haus steht, habe ich ein großes Grundstück aus der Wildnis herausgerodet und darauf eine Art englischer Anlage begonnen; ich habe bereits hunderte von Bäumen in den Boden gesetzt, die zwar erst nach Jahren Ertrag bringen werden, doch jetzt schon zeigen, was es werden soll. Das Land ist bepflanzt mit, ich weiß nicht wieviel tausend Kakaobäumen, eine Kultur, die früher viel einbrachte durch geregelten Verkauf an die Spanier und Chinesen von Manilla, die aber in den letzten Jahren durch eine Fruchtkrankheit (infolge von vulkanischen Dämpfen) nicht floriert hat. Dies machte das Grundstück so wohlfeil, daß ich (eigentlich im Scherz) 3000 Gulden bot, und siehe, ich hatte es. Mein erster Plan war zunächst nicht, den Boden weiter auszubeuten, denn da die Bezahlung der Arbeitskräfte hier sehr hoch ist, war mir klar, daß das nichts anderes als Geldwegwerfen bedeuten würde. Doch kaum einen Monat nach dem Kauf begann man aus einigen Naturerscheinungen (z. B. dem übermäßigen Blühen

von andern Gewächsen, die gleichzeitig mit dem Cacao krank geworden waren) Besserung zu erwarten. Es wäre also schade gewesen, wenn ich die Pflanzung vernachlässigt hätte. Im Mai und Juni beginnt die Ernte, und viele Bäume sitzen in der Tat voll von Früchtchen. Es ist nur schade, daß der Garten soviele junge Bäume hat, deren Blütezeit noch nicht da ist. Es wird also die Frage sein, ob ich dies Jahr, auch mit dem höchsten Ertrag von den alten Bäumen, die enormen Ausgaben decken kann (es sind nur beiläufig 210 Gulden im Monat!). Doch wenn der Cacao sich nun weiterhin gesund hält, kann es später ein hübsches kleines Vermögen geben. Die Plantage kann in einer Ernte 20 bis 25 Mille in Gulden abwerfen. Wenn das der Fall ist, komme ich mal schnell mit Urlaub, doch wenn es auch nicht geschieht, hoffe ich die Angelegenheiten doch so zu deichseln, daß ich zwar etwas weniger schnell, aber doch auch nicht allzu spät mal herüberschaue. Der Tod unserer Schwester ist eine neue Mahnung, wie schnell es so lange dauern kann, daß ich ohne Schaden überhaupt ganz wegbleiben kann. Wie würde die Heimkunft öde sein, wenn ich nur die Häuser, die Straßen und Fremde wiederfände! Noch niemals habe ich bedauert, nach Indien gegangen zu sein, doch ich schreibe dies mehr einigen Eigentümlichkeiten bei mir in Geschmack und Charakter zu, als Indien selbst. Denn wie auch für Indien eingenommen (wenigstens in Gegenüberstellung mit Holland), so würde ich doch niemals so ohne weiteres jemand raten, sein Vaterland zu verlassen. Wenn ich z. B. bei euch wäre und einer von euren Söhnen wäre in dem Alter, daß man Entscheidung treffen müßte wegen seiner Zukunft, dann würde ich, um Rat gefragt, Aufschub erbitten und wie Äsop erst Schritt und Gang sehen wollen, ehe ich antwortete. Selbst das Körperliche würde viel Einfluß auf mein Urteil haben.

Nun wieder zu meinem Cacao zurück. Obschon ich es als eine Pflicht betrachtete, bei dem Wiederaufleben dieser Kultur der Natur ein bißchen nachzuhelfen, so war Gewinn-

erzielung doch keineswegs mein Hauptzweck. Menado ist uns eigentlich etwas zu fröhlich. (Frage mal Marineoffiziere, z. B. die, die auf der Argo hier gewesen sind.) Jeder Geburtstag, jede Taufe, jedes Nichts scheint eine Gesellschaft zu verlangen. Acht Tage ohne Tanzen, das erscheint der menadoschen Jungferschaft wie eine unverzeihliche Verkürzung ihrer Rechte, eine Mißachtung ihrer Gewandtheit, Liebenswürdigkeit und was sie sonst zwischen kleinen Füßchen und braunen oder weißen Gesichtchen zu Markte trägt. Und was für Gesellschaften! Manchmal rechnet man sie nicht nach Stunden, sondern nach Tagen! (Urteile nicht zu streng über diese scheinbar allzu leichtsinnige Auffassung des Lebens. Auch ich bin dagegen, aber wenn ich wählen muß, stelle ich es weit über die holländische Antiqualität [mangels eines Wortes, das wahr ist, ohne scharf zu sein]. Ich habe einen Versuch gemacht, eine Änderung dahinein zu bringen, wovon gleich mehr, doch der ist mißglückt; die Schuld liegt aber an mir. Ich wollte alles etwas schnell, und wurde böse, weil man nicht gleich meinen Schritt annahm. Ich bin nun dabei, den Militärkommandanten, einen wissenschaftlich gebildeten, entwickelten Jungen, anzuspornen, um in des Johannes Weise getan zu kriegen, was ich als Petrus nicht getan kriegte. — Als Parenthese ist dies nun etwas lang und also häßlich, aber nimm es als Note.)

Davon hielten wir also nichts. Es hielt schwer, uns dem allzuviel zu entziehen, besonders da der Grund: wir halten nichts von eurem Pläsier, anstoßend ist für Leute, die wenig anderes Pläsier haben. Obendrein ist Evchen so geliebt, daß es wirklich für die Leute ein Strich durch die Rechnung wäre, wenn wir nicht meistenteils mitmachten. (Du kannst dir gar nicht denken, wie beliebt sie ist, vom Residenten bis zum kleinsten braunen Kindchen.) Auch meine Position ließ nicht zu, mich dem zuviel zu entziehen, da die Erhaltung der Harmonie auf solch einem großen Schiff, wie es ein Außenposten etwa darstellt, eine bestimmte Pflicht ist.

Abgesehen nun von meinem Widerwillen gegen dieses

andauernde geräuschvolle Leben, wofür auch meine Konstitution nicht berechnet ist, und abgesehen von meiner mehr und mehr zunehmenden Neigung zum Nachdenken, worin ich keine zu häufig wiederkehrende Störung vertragen kann, hatte ich überdies einen sehr maßgebenden Grund, dieser Pläsiermanie zu entfliehen. Ich habe eine Stellung, mit der so vielerlei Arbeit verbunden ist, daß ich fortwährend auf meinem qui vive sein muß, um die Karre aufrecht zu erhalten. Man hat davon in Holland keinen Begriff. Da hat jeder sein eigenes Fach, zu dem er speziell ausgebildet ist, und in Indien wird man mit allem belastet, in der Voraussetzung, daß das Amt den Verstand mit sich bringt. Ich mußte unlängst lachen (wie ich häufig lache beim Lesen von holländischen Werken), als ich in einem Lebensbericht von Staringh, geschrieben von Luloffs, als einen Beitrag zur Würdigung von des Mannes Verdienst angeführt sah, daß er bei der Einführung des Civilamts sich dieser Arbeit (ich weiß nicht, in welcher kleinen Gemeinde) so gut entledigt hätte! Auch ich bin Beamter des Civilamts, und ich überlasse es als ein Nebenämtchen, um das ich mich aus Zeitmangel wenig bekümmern kann, meistenteils einem Kanzlisten. Und Staringh war juris utriusque doctor! Und Staringh hatte wenig anderes zu thun — siehe seine Verschen!

Dies ist keine Selbstüberhebung, denn ich sage selbst, daß ein Kanzlist es tut, ein karg besoldetes Jüngelchen, das niemals Menado verlassen hat. Ich sage dies alles nur, um einer bei mir bestehenden Idee Luft zu geben (die ich später, wenn ich herüber komme, unparteiisch zu belegen hoffe), daß man in Holland so außerordentlich weit zurück ist. Auch hierüber Näheres, wenn du willst.

Es wird nicht uneben sein, wenn ich dir meine Pöstchen mal aufzähle.

Sekretär; das ist die Schreibmaschine, und muß sein (ich hoffe, daß ich es bin) die rechte Hand des Residenten, und bei jeder Abwesenheit, die häufig der Fall, sein Stellvertreter. Dann kommt hinzu Verwaltung, Polizei und Landbau

über notabene 27 Distrikte, alle voneinander unabhängig und unter eigenen Häuptlingen stehend, die meistens im Streit liegen, häufig im wirklichen Kampf miteinander. Dies ist die eigentliche Minahassa (siehe diesbezüglich die Zeitschrift von Niederländisch-Indien zu kriegen, worin eine Reise durch einen Teil der Distrikte beschrieben wird. Evchen und ich haben dieselbe Tour gemacht). Dann die Abteilung Gorontalo, wo aber ein Beamter ist, also das geht von selbst — aber dann siebzehn gänzlich unabhängige, auf Inseln und längs der Küste gelegene kleine Reiche, die fortwährend zu ihrer Pflicht (?) zu bringen sind, wegen Zahlung von Abgaben u. s. w. gemahnt und nötigenfalls dazu gezwungen werden müssen. — Daß die Wahrnehmung dieser Verwaltung nur von Zeit zu Zeit in meinen Händen liegt und nicht andauernd, macht die Sache nicht besser, weil das häufig mit sich bringt, daß ich morgen mit der Verkehrtheit von heute dasitze, und heute nicht weiß, was morgen für gut befunden werden wird. Das Sekretariat selbst ist überdies seit meiner Ankunft nicht leichter geworden. Die Erklärung der menadoschen Häfen zu Freihäfen, die gänzliche Veränderung der Organisation, wie von politischer, so von landwirtschaftlicher Art, die in Indien eingeführte neue Gesetzgebung — Gott besser's! (nimm dies nicht als Fluch, sondern als Gebet) — die Begutachtung bezüglich der noch nicht eingeführten, doch im Entwurf befindlichen neuen Strafgesetzgebung, und dabei nicht die geringste Assistenz, weder über noch unter mir, dieses alles hat mir Geschäfte gegeben, an die mein Vorgänger (jetzt Assistent-Resident von Saparua) niemals gedacht hat.

Allgemeiner Einnehmer. Als solcher habe ich eine fortlaufende Kasse von ungefähr dreimalhunderttausend Gulden, sodann 3 Unterkassen in den Binnenlanden, die ich niemals sehe, die aber in monatlicher Kassenrechnung bei meiner Hauptabrechnung verhandelt werden. Dazu die geldliche Administration für dreizehn Packhäuser, wo der Bevölkerung abgekaufter Kaffee u. s. w. lagert, und wovon nur drei in

Menado sind. Die übrigen sehe ich niemals, das geht alles per Distanz. Die genannten zwei Stellungen sind Hauptsachen. Die Nebenpöstchen, die ich soviel als möglich andern überlasse, für die ich aber verantwortlich bin, sind: Präsident der Waisenkammer, Notar, Protokollant (und wenn der Resident abwesend ist: Präsident) des Landrats und der Reichsräte. (Jedes kleine Reich hat sein eigenes Gericht und eigene Gesetze, die dann — schon wieder: Gott besser's! — mit unserer sogenannten Gesetzgebung soviel als möglich in Übereinstimmung gebracht werden müssen.) Dies betrifft sowohl Civil- als Kriminalsachen, und die Urteile werden von dem Rat der Justiz in Ternate oder in manchen Fällen von dem Obergerichtshof in Batavia revidiert und, wenn nötig, wie sie es nennen, korrigiert, häufig mit Verweisung auf Hugo de Groot oder Justinianus oder v. d. Linden und mehr dergleichen Leute, die niemals einen Alfuren gesehen haben und also sehr befugte Richter sind. Schon wieder: Gott besser's!

Beamter des Civilamtes, Mitglied und Sekretär der Unterrichts-Subkommission, Vendumeester (Auktionator; es wird hier für 150 bis 200 Mille in Gulden des Jahres in öffentlicher Auktion verkauft). Der Vendumeester giebt bei jedem Verkauf Accepte ab, zahlbar in sechs Monaten. Das Gouvernement ist dafür Garant. Die Einziehung der Gelder ist bisweilen schwierig, aber dafür habe ich einige %. Was die Solidität der Käufer angeht, da muß ich meistens nach dem Kompaß meiner Untergebenen segeln, denn ich kann unmöglich all die Kerls kennen. Bankerotte sind auch nicht selten, werden aber doch durch die % gedeckt. Der Verkäufer hat hiermit nichts zu thun. Sein Accept muß auf den Tag bezahlt werden. Die Institution ist im ganzen sehr heilsam, besonders in Indien, wo so unendlich viel Mutation stattfindet. Man kann dadurch, wofern man die % bezahlt, jedes Objekt in einem Tag in kontantes Geld umsetzen, denn das Accept von dem Vendumeester ist überall gangbar.

Sodann Einnehmer der Erbschaftssteuer unter den Christen. Idem unter den Nichtchristen (Muh., Chin. u. a. Heiden); dies ist gänzlich getrennt von dem vorigen. Weil die Volksart diesbezüglich andere Institionen nötig gemacht hat als die unsern, die in diesem Punkte so barbarisch sind, daß ich nicht begreife, wie du und dein Nachbar oder wer du willst — wie ihr, und wäre es allein hierum, keinen Aufstand macht! [Und, zum Schlusse, glaube ich, Hypotheken-Aufseher und Einnehmer der Steuer für die Überschreibung von festen Gütern.]

Evchen rief mich zum Essen. Während der drei Minuten, die ich dafür nötig hatte, dachte ich darüber nach, wie dumm meine letzten Zeilen sind; . . . .

[„Dies geht die Worte an, die im vorstehenden Brieftext den in eckige Klammern gesetzten vorausgehen. Diese letzteren sind mit sehr feiner Schrift später eingefügt."]

. . . . dumm, nicht weil sie nicht wahr sind, sondern weil es nutzlos ist, daß ich mich bereits bei der Berührung eines so kleinen Winkelchens in dem Augiasstall unserer elenden Gesetzgebung so erbose. Ich habe da große Buchstaben gebraucht. . . .

[„vor allem das Wort ‚barbarisch' war wuchtig geschrieben"]

. . . . wie würde ich schreiben müssen, wenn ich die Entrüstung über das Ganze unserer Institutionen in meiner Feder beben fühlte.

Sodaß ich nur sagen will (um mit Abraham Blankaart zu reden), daß ich viel zu tun habe, und darum kam mir das „draußen wohnen" zweckmäßig vor. Drei Paal Abstand mit schlechtem Weg erschien mir als geeignete Barrière zwischen meinem Denken und ihrem Tanzen. Aber . . . .

[„So endigt der zweite Bogen Postpapier in Großformat von diesem Brief; ein dritter ist nicht vorhanden."]

XI

Aus dem von Busken Huet publizierten sogenannten Tagebuch.

Menado, 24. Februar 1851. — Das Leben besteht aus Zwischensätzen — das meine wenigstens. Aber woher dann, mein Gott, diese Wildheit in meinem Gemüt, diese ungebärdige Phantasie!

25. Februar. — Es ist das erste Mal, daß ich also schreibe. Es ist ein Vorspiel zu meinem festen Vorsatz, zum Volke zu sprechen. Ich bin schwanger von Ideen; über wenige Tage bin ich einunddreißig Jahre — es ist Zeit, Zeit — nun oder niemals, will sagen: bald oder niemals. Einunddreißig Jahre, und ich habe noch nichts getan!

Ich habe heute sehr artig meine Arbeit getan; — heut Mittag hatten wir Visite von zwei Herren zu Pferd — eins wie's andere abkühlend, sehr abkühlend. Das giebt der gute Gott uns Indiern, weil wir kein Eis haben.

28. Februar. — Wieder Visite gehabt — Douche! Aber doch nicht so ganz, denn ich habe mich ereifert, indem ich beweisen wollte, daß die Übertragung von Erziehung und Unterricht an einen Fremden für soundsoviel im Monat eine Art Verbrechen gegen die Natur wäre. „Meine Kinder in Holland kosten mich nun schon 11000 Gulden", sagte der Mann. Und ich fragte, ob er Gott die Rechnungen zeigen würde, wenn dieser ihn fragte: „Qu'as-tu fait des enfants que je t'ai donnés?" Es war ein Franzose.

Diese Woche öffnete ich eine Mappe mit Zeichnungen. Eine Biene, Hummel oder Wespe hatte zwischen den Rändern der Mappe kleine Zellen gemauert. Das kommt viel hier vor; unsere Wohnungen sind so offen. In jedem Abteil lag ein ungeborenes Tierchen und schlief, wartend auf die liebe Natur, die ihm Flügel geben sollte. Nun, bei jeder Puppe lagen zwei, drei, vier tote Fliegen — das hatte die Mutter getan.

Was müßte solche Mutter von uns denken, wenn sie denken könnte — und wer weiß!

Und meine Katzen dann. Wir haben liebe Katzen, holländische Katzen. Die indischen haben kurze, abgestumpfte Schwänze; es ist so, als wenn ein Knopf drin säße. Aber unsere Katzen sind wirklich schön. Nun denn, jedesmal, wenn ich eine Katze ihr Junges im Maul wegtragen sehe, denke ich: „Je mehr ich Katzen kennen lerne, desto weniger halte ich von Menschen."

Stell dir vor, daß ich dieser Wespe mal vorschlüge, ihre Püppchen bei einer andern Wespe, gelehrter als sie, einzuquartieren. Oder der Katze, ihre jungen Katzen von einem Kater aus der Nachbarschaft tragen zu lassen, der stärkeres Gebiß hat als sie. Die Tiere würden mich anfliegen. Und setz daneben mal den Mann mit seinen 11000 Gulden!

Es war im Jahre 1837, glaube ich, da war ich einmal mit P. nach dem ‚Nut' zu Buiksloot gegangen. Es tobte ein Sturm. Beim Zollhaus, da wo man über die Schleusentore geht, war eine Frau mit ihrem Kind. Es war gefährlich auf der Schleuse, und fraglich, ob zwei freie Hände genug waren, um sich festzuhalten an dem Geländer, das, wie du wohl weißt, nur an einer Seite war. „Liebe Frau, darf ich Ihr Kind tragen?" Es war eine stämmige Bauersfrau: sie hätte mich wohl übers Knie legen können. „Danke, junger Herr, ich bin Manns genug gewesen, um das Kind zur Welt zu bringen, ich bin auch Manns genug, es zu tragen." Und sie brachte es hinüber; und ein Stückchen weiter gab sie ihm die Brust. O diese Frau!

3. März. — Ein französischer Schneider in Batavia hatte eine Hose für mich gemacht, die ich etwas teuer fand. Ich zog eine andere Hose an, die von einem Chinesen gemacht war und die nach meiner Meinung gut saß, ging damit zu dem Franzosen und erzählte ihm, daß sie viel billiger wäre.

Er zog und pflückte an der Hose an allen Seiten, zog die Lippen kraus und sagte: „Ce pantalon (er zog sie schief nach rechts), ce pantalon (schief nach links), mais, m'sieur, ce pantalon (es war glücklicherweise starker Stoff), ce pantalon, mais ce n'est pas un pantalon!"

Ich hatte das Ding doch dafür angezogen und meinte nicht indezent damit gekleidet zu sein. Ich hätte den Mann fragen können, ob er mich für einen Sansculotte hielte, u. s. w. Aber du begreifst, daß ich meine falsche Vernunft seinem Genie nicht entgegenzusetzen wagte. Denn genial war das. Es war eine Art Napoleonismus in der Kleidermacherei.

Noch eine Pantalonhistorie — alles was napoleonlike ist, gefällt mir.

Ein Herr in Batavia hatte eine neue Hose an, ging damit aus, und sieh, oder sieh lieber nicht, die Hose zerriß — an einer Stelle, wo man es am wenigsten gern hat. Er den folgenden Tag zu dem Kleidermacher. Vielleicht dachte der gute Mann, daß er in seinem Recht wäre und es dem verdammten Franzosen mal gut eintränken würde. Er hatte, wie ich, nicht mit dem Genie des Franzosen gerechnet.

Die erste Wut übergehe ich. Du kannst dir wohl vorstellen, wie man so eine Hose über den Ladentisch wirft mit dem Hinterteil nach vorn. Wie man dieses . . . zerrissene Hinterteil . . . weit auseinander breitet, um . . . das Loch noch größer erscheinen zu lassen, als es ist. Wie man wettert, u. s. w.

Der Napoleon hörte ihn ruhig an, und fragte, als er zum Wort kommen konnte, ganz friedlich: „Mais, m'sieur, qu'avez-vous fait de ce pantalon?" — „Was ich damit gemacht habe? nun, je l'ai mis." — „Soit! Et puis?"

Paß nun wohl auf, wie das Genie alles nach seinem Willen zwingt und wie es hier dem Kleidermacher von der Anklagtenbank mit einemmale auf den Präsidentenstuhl hilft. Er fragt; er verhört, was mehr ist. „Was haben Sie mit der Hose gemacht, die ich für Sie gemacht habe?" Es liegt

Majestät in dieser Frage. Der andere fühlte, daß er vor seinem Richter stand!

„Vous l'avez mis, soit! Et puis?“ — „Puis, je suis sorti.“ — „Soit! Et puis?“ — Der Mann begann zu stammeln; er zog die Hose nach sich zu. Er fing an, zu fühlen, daß er unrecht hatte. — „Et puis, m'sieur?“ mit etwas im Ton wie: Antworte, Elender! — „Puis je me suis (er faltete die Hose zusammen — das Loch guckte ihn traurig an), je me suis rendu chez“ . . . — N'importe. Et puis?“ — „Là j'entrai“ . . . er zitterte. — „Soit! Et puis?“ — „Je saluai“ . . . er schob sich nach der Tür. — „Soit. Et puis?“ — „Je m'assis“ . . . — „Ah, m'sieur, voilà l'affaire! Les pantalons, m'sieur, qui sortent de mon atelier, m'sieur (der Mann war schon zur Tür hinaus, aber er rief es ihm nach), ce sont des pantalons pour se tenir debout, m'sieur, et non pour s'asseoir, m'sieur! On ne s'assied pas au salon, m'sieur! A Paris, m'sieur“ . . . Den Rest weiß ich nicht.

8. März. — In dem Javanischen Kriege von 1825 (ich weiß es von einem Augenzeugen) fing man einen Spion, einen Eingebornen. Nach Brauch mußte der Mann sofort erschossen werden. Man band ihn an einen Baum und gab einem Soldaten Befehl, auf ihn zu feuern. Zu Friedenszeiten exekutiert man mit einem Peloton. Das lasse ich mir gefallen. Es ist ein Rest von Menschlichkeit, und das ist schon viel — für Christen! Aber im Javanischen Krieg hatte man keine Zeit für soviel Umstände. Wo sollte es hinführen, wenn jeder Spion ein ganzes Peloton gekriegt hätte? Es würde eine unbescheidene Forderung von den Spionen gewesen sein! Man gab also einem Soldaten Befehl: schieß den Kerl tot!

Um nicht zu fehlen, nahm er den Abstand etwas kurz — etwas sehr kurz: „Die Kugel braucht kein Licht zu sehen“, sagte er. Das ist: wie aus dem Lauf, so ins Herz, die Mündung auf der Brust. Auch hatte er etwas viel Pulver drauf getan. Du weißt, daß loses Pulver genügt nah am Ziel.

Der Spion sah ihm stramm ins Gesicht und sagte: „Kurang

kirie", d. h.: „Etwas mehr links." — „Gott verdamm mich!" rief der Soldat — denn er war böse, daß der Mann keine Angst hatte — und er spannte den Hahn. Darauf versagte das Gewehr — oder wenigstens, das Pfannenpulver allein brannte ab, man hatte noch keine Perkussion in jenen Tagen. Jetzt haben alle Christenkriegsleute Perkussionen an ihren Gewehren.

Der Mann lebte noch, und er lachte. Ja, er lachte den Soldaten aus, weil sein Gewehr versagte.

Da wurde der Christensoldat böse. Er kehrte sein Gewehr um und schlug dem lachenden Muhammedaner den Schädel ein mit dem Kolben.

9. März, Sonntagmorgen. — Seit acht Tagen fühle ich Affektionen in der Leber. Das ist (neben Dysenterie) die Krankheit, die hier die Arbeit der Schwindsucht in Holland verrichtet. Aber ich habe keine Angst wegen meiner Leber. Denn sie würde sich beeilen müssen, wenn sie es nicht aushielte bis Ultimo '53, und dann hoffe ich so weit zu sein, um mal auf Urlaub nach Europa zu gehen. „So weit" will sagen, daß ich dann genug haben werde für ein paar Jahre, das ist 20 M. Mit weniger komme ich nicht, denn ich habe Nabobslaunen. Wenn du sie nennen hörst, wirst du fragen, ob dieses M Mille oder Millionen bedeutet. Das letztere wäre nicht zu viel für mich.

Ich will nämlich in Holland:

Häring essen, eine Viertelstunde nach dem Einfahren des ersten Wagens. [Der Häring ist dann nämlich sehr teuer.]

Grünkohl essen, wenn es gut kalt ist. Aber es muß etwas mehr sein als für mich allein: ich bin kein starker Esser. Mein Diener muß jeden hereinrufen, der so aussieht, als wäre Grünkohl ihm willkommen.

Nach der Kirmes gehen und zu meinem Vergnügen in einer Pfannkuchenbude sitzen, um die Jungens essen zu sehen, die ich herbeirufen würde.

Alle armen Kinder in Europa lasse ich Sankt Nikolaus

feiern. Jeder kriegt seinen Namen in Buchstabenbretzeln „und was daneben paßt", wie Tollens sagt.*)

Ich will mich wählen lassen für die Zweite Kammer.

Den Rodolphe herausstecken, minus das Boxen. O, der Sue, dieser Dieb! Es ist wahr, im Schreiben ist er mir voraus gewesen, aber auch nur im Schreiben. [Rodolphe ist der Held in den ‚Mystères' von Sue.]

Bin ich fertig mit den wenigen Armen, die in Europa verborgen geblieben sind vor den Argusaugen der christlichen Wohltätigkeit, dann lass' ich im Haag die Oper spielen für mich allein. Aber es muß auf den Affichen stehen, daß es für mich ist.

9. März, Sonntagabend. — Ohne Scherz. Über ein paar Jahre hoffe ich zu kommen. Ich habe Heimweh. „Herz, mein Herz, warum so traurig" singe ich — zwar etwas falsch — ich kenne die Melodie nicht recht — aber ich meine es gut. Schreib nur auf: ultimo '53, denn dann habe ich erst fünfzehn Jahre Dienst; das ist der Termin für einen Urlaub: nur wegen Krankheit geht man früher. Aber nach Holland muß ich, denn ich habe da Gräber zu besuchen. Eh ich dort ankomme schon — die Nordsee. Willem, Willem!

Wenn jetzt nur meine Leber mich in Ruhe läßt. Oder wenn sie vor dieser Zeit einen Urlaub rechtfertigte wegen Krankheit — aber dann stirbt man häufig auf der Reise. Ein Grab in See! Es lacht mir zu, aber gern würde ich noch etwas tun vor dieser Zeit.

Und nach dem allen sind wir nun sehr sparsam. Es kam mir etwas sonderbar vor zu Anfang; aber ich habe es poetisiert, und nun geht es. Ich habe meine Rechnerei und Zählerei in

---

*) Tollens, Winterabendlied:

Und laden wir mal einen Freund zu Gast,
Wir setzen Fleisch und Fisch —
Und manchmal Wildpret auf den Tisch,
Und was daneben passt.

Verbindung gebracht mit den Gräbern drüben — und wahrhaftig, nun geht es.

18. März. — Wenn ich nicht so faul wäre, würde ich wohl mal — ja, das will ich tun. Ich will mal etwas kopieren aus einem Buch von einem andern, das ich entschieden schön finde. Wenn das mir denn auch so aus dem Ärmel fällt unterm Schreiben — wächst mein eignes Werk vielleicht ein bißchen. Wenn nicht, so ist das Urteil gefällt.

Ich würde viel darum geben, wenn ich Sicherheit hätte, ob ich zu etwas im stande bin oder nicht; denn der fortwährende Zweifel daran benimmt mir die Kraft zum Durchsetzen, die ich doch so sehr nötig habe, um meine Trägheit zu überwinden. Mit Eifer werde ich etwas beginnen; die Begeisterung — die allem, was da ist auf dem Gebiet der Ästhetik, Leben giebt — ist vorhanden. Sie würde auch fortströmen bis zu Ende: Kraft ist genug da. Aber sieh, es braucht mir nur eben in den Kopf zu kommen: „es ist doch nur Pfuschwerk" — und weg ist der Eindruck.

Schon lange habe ich mich mit einer strengen Untersuchung diesbezüglich beschäftigt. Mein eignes Urteil zähle ich gar nicht; denn ebenso, wie ich manchmal meine Arbeit „schön" finde, habe ich andere Augenblicke von einer derartigen Geringschätzung dafür, daß ich mich beeile, es zu parodieren, aus Furcht, daß ein anderer es tun wird. Ich singe oder summe Verse, die, schön oder nicht, doch immerhin Früchte sind von dichterischer Erregung und als solche dem Besten verwandt sind, was ich habe — meiner Seele, meinem Herzen. Nun, ich habe manchmal mein Pläsier daran, ein Lied zu singen in der Melodie von „Jan, der Lieschen schlug"!

Es klingt mir dann wohl wie Sünde — aber ich habe Pläsier dran. Ich habe einen Mann gekannt, der niemals vergnügter war, als wenn er über die „Stockdummheit", die „Erbärmlichkeit" seiner Kinder losziehen konnte.

Mein Urteil beweist also nichts. Ich beobachte andere.

Aber wer sind diese andern? Es ist so leicht, Menado

in Erstaunen zu setzen und stumm dastehen zu machen vor „solchem Genie“! Aber das bedeutet nicht viel.

Die „gute Meinung von Freunden und Bekannten, die so drängten zur Herausgabe“, hat schon soviel Mittelmäßiges in die Welt gestoßen, daß ich es schier überdrüssig bin, wenn man sagt, daß es „hübsch“ ist. Und überdies, dieses „hübsch finden“ ist noch nicht mal ehrlich. Ich habe Proben davon.

XII

[Im Jahre 1879 veröffentlichte das „Surabaja-Handelsblatt“ die holländische Übersetzung einer von Dekker verfassten, an die Eingeborenen der Minahassa *in ihrer Sprache* gerichteten Bekanntmachung vom Jahre 1851. Sie ist in ihrer sachlichen Schärfe und dem schönen Bilderreichtum konform der Rede Max Havelaars an die Häuptlinge von Bantan-Kidül. Diese Art des Verkehrs Dekkers mit den Eingeborenen in Rede und Schrift war von höchstem Vorteil für das Gouvernement, das im Vertrauen auf die Wirksamkeit von Dekkers persönlichem Eindruck diesen zu schwierigen und gefährlichen Missionen allein unter aufrührerische Eingeborene sandte. Die Vorführung eines Beispiels, wie es in der Bekanntmachung gegeben ist, dürfte nicht unnütz sein.]

Bekanntmachung.

Der Resident von Menado

Bringt mit diesem zur Kenntnis aller inländischen Eingesessenen der Minahassa das Folgende:

Einwohner der Minahassalande, Häupter und Geringe!

Es ist vielen von Euch bekannt, daß das Niederländisch-Indische Gouvernement zu zweien Malen einen sehr hohen Beamten hierher gesandt hat, um zu untersuchen, was wohl getan werden könne zur Förderung Eures Wohlergehens.

Ferner bin ich an das Haupt dieser Residenz gestellt mit dem bestimmten Auftrag, diese Untersuchung fortzusetzen und von dem Ergebnis meiner Untersuchungen dem Gouvernement Mitteilung zu machen.

Bereits vor langer Zeit habe ich dem Folge gegeben, und meine Vorschläge haben Eingang gefunden in dem Herzen des großen Regierungsführers zu Batavia, der wie ich nichts lieber wünscht, als Euer Glück zu befördern, und solches sowohl durch Vermehrung Eurer Besitzungen, als durch fortdauernde Verbesserungen Eurer Gemüter, der Eurer Frauen, Kinder und Kindeskinder.

Als eine Folge davon teile ich Euch jetzt mit, daß vom Beginn des folgenden Jahres an, das ist gerade heute über neun Monate, eine ganz neue Geschäftsregelung eingeführt wird.

Bereits vor langer Zeit, und zwar bevor ich dem großen Herrn zu Batavia den nötigen Bericht sandte, habe ich diese ganze Regelung mit Euch, Häupter der Minahassalande, besprochen. Ich weiß, daß Ihr diese Regelung gutheißt, auf jeden Fall damit bekannt seid, doch ich erachte es nicht unnötig, die Hauptpunkte derselben in diesem meinem Schreiben vollständig auseinanderzusetzen, und dazu die Ermahnungen zu fügen, die ein guter Vater seinem Kinde giebt, wenn es in eine neue Laufbahn eintritt.

Empfangt sie also, wie ein gehorsames Kind sie empfängt, wissend, daß sie kommen von einem Vater, der das Kind lieb hat!

Bis jetzt waret Ihr verpflichtet, den Reis, den Ihr hervorbrachtet, an das Gouvernement zu liefern, und Ihr empfinget dafür Bezahlung.

Diese Bezahlung war niedrig gestellt, und das Gouvernement verkaufte den Reis mit Gewinn.

Das war nur billig, denn die großen Kosten, die nötig waren, um Euer Land so zu regieren, daß Ihr darinnen mit Frauen und Kindern sicher und angenehm wohnen konntet, müssen natürlich einigermaßen vergütet werden.

Man nennt das: Abgabe (Hassil), und sotane Abgabe wird bezahlt in allen Ländern der Welt.

Auch Ihr seid dem allzeit getreulich nachgekommen, und habt dafür die Beschirmung des Gouvernements genossen.

Doch nun ist es auf meine Berichte dem großen Herrn zu Batavia klar geworden, daß die Weise, wie diese Abgabe erhoben worden ist, nicht gut für Euch ist. Das Anpflanzen von Reis nämlich, der später für einen geringen Preis an das Gouvernement geliefert werden mußte, war Euch nicht so angenehm, als es gewesen sein würde, wenn Ihr darüber freie Bestimmung gehabt hättet.

Wohlnun, vom 10. Januar des Jahres 1852 ab werdet Ihr mit Eurem Reis machen können, was Ihr wollt.

Ihr werdet denselben frei verkaufen dürfen an jeden, der Euch dafür einen hohen Preis bietet.

Da ich jedoch befürchte, daß die geringen Leute vielleicht aus Unerfahrenheit ihren Reis billiger verkaufen werden, als er wert ist, und da ich nicht will, daß jemand Eure Einfalt mißbrauche, um Euer Produkt für niedrige Preise zu erhalten, habe ich (wie Ihr gesehen habt) an vielen Plätzen Pasars errichten lassen, wo jeder, der Reis nötig hat, kommen kann, um ihn gegen einen angemessenen Preis von Euch zu kaufen, und zwar gegen bare Bezahlung.

Verkauft also immer Euern Reis auf diesen Märkten; dort werdet Ihr das meiste Geld dafür empfangen; denn wenn Ihr außerhalb dieser Märkte verkauft, befürchte ich, daß Ihr zu wenig empfangt.

Nehmt auch niemals Vorschüsse auf Reis, der noch auf dem Felde steht. Wer Euch sie anbietet oder giebt, hat sicherlich die Absicht, Euch weniger für Euern Reis zu geben, als er wert ist.

Für das Verkaufen auf diesen Märkten werdet Ihr keine Bezahlung zu leisten brauchen, wie genannt auch, weder Pacht, noch Abgabe, noch was es sei.

Der Reis wird sicher sehr teuer werden, das heißt:

Ihr werdet sehr viel Geld für Euern Reis erhalten können.

Jeder, der jetzt noch Reis sehr wohlfeil auf dem Packhaus kaufen kann, muß dann seinen Reis von Euch zu kaufen trachten auf den Marktplätzen, die ich habe errichten lassen.

Wer also viel Reis hat, wird bald reich werden.

Bedenkt nun einmal, wie nützlich und vorteilhaft es für Euch sein wird, wenn Ihr mit Fleiß und Eifer die Reisgärten bearbeitet.

Vergesset nicht, daß Ihr für den Ertrag Eures verkauften Reises Kleider für Frau und Kinder kaufen könnt, oder andere Sachen, die Ihr begehrt.

Aber bedenkt auch, daß der, der keinen Reis erzeugt oder der ihn selbst verzehrt, arm und elend bleiben wird bis an sein Ende.

Denn es werden da welche sein, die, wenn sie Reis geerntet haben, denselben aufessen, und dies würde sehr verkehrt sein, denn auf diese Weise würdet Ihr die Arbeit von vielen Monaten in einem Augenblick verzehren.

Was aufgegessen ist, ist weg, und Ihr seid dann wieder älter geworden, aber nicht reicher.

Doch wenn Ihr Euern Reis verkauft und das Geld bewahrt oder dafür gute, bleibende Sachen kauft, so werdet Ihr Euern Kindern und Kindeskindern schöne Häuser, viele Güter und einen guten Namen hinterlassen.

Dafür werdet Ihr noch nach Eurem Tode gesegnet werden.

Ihr werdet auch fortan Abgabe weiter bezahlen. Ich habe Euch bereits ausgelegt, wie das nur billig ist.

Es wird jedoch nicht zuviel sein für Eure Kräfte, und überdies sind noch Mittel gefunden, um Euch solches sehr leicht zu machen.

Bis jetzt habt Ihr Euern Kaffee nach den Packhäusern bringen müssen, sei es zu Menado, sei es zu Kema, sei es zu Amurang.

Ich habe eingesehen, daß dies nicht angenehm für Euch ist, es ist für viele zu weit.

Auch ist es nicht gut, daß Ihr fortwährend Eure Tätigkeit verlasset.

Ihr habt gesehen, daß daran gedacht worden ist, denn überall habe ich in der Minahassa Unterpackhäuser errichten

lassen, und kann jeder seinen Kaffee nach einem Packhaus bringen, das ihm beliebt oder das ihm das nächste ist.

Ihr werdet dort sogleich Bezahlung für Euern Kaffee erhalten, so daß Ihr jeden Tag Geld empfangt und also sehr bequem Eure Abgabe an das Gouvernement bezahlen könnt.

Ihr begreift nun von selbst, wie nötig es sein wird, bei Zeiten zu sorgen, daß Ihr auch andere Mittel zu Eurer Ernährung erzeugt als Reis.

Dieser Reis wird so teuer werden, daß Ihr Euch daran arm essen würdet.

Verkauft ihn also, wie ich Euch gesagt habe, aber pflanzet dann auch andere Erzeugnisse, von denen Ihr Euch ernähren könnt: Milu, Ubie, Pataten, Pisang, Beteh, Katjang oder andere Erdfrüchte; dafür müßt Ihr sorgen, auf daß Ihr nicht zu irgendwelcher Zeit Hunger leidet mit Euren Familien.

Wer nun das alles tut, wie ich sage, dem wird es wohlgehen. — Wer faul sein wird und gleichgültig, wer nicht hört auf meine Worte, wird sicherlich Unglück über sein Haupt holen.

Häupter der Minahassa! Euch vor allem gebührt es, zu hören auf meine Mahnungen. — Ein geringer Mann ist nur verantwortlich für Leib und Seele seiner selbst. Aber Ihr, Häupter, habt zu sorgen für Tausende von Körpern und Seelen.

Der geringe Mann ist dumm und begreift vielleicht meine Worte nicht gut: aber Ihr fasset wohl, was ich meine, und Ihr seid davon überzeugt, wie unglücklich die Folgen sein werden, wenn man meine Vermahnungen nicht beachtet.

Ein Haupt, dem Gewalt gegeben ist, ist Rechenschaft schuldig bezüglich der Handlungen seiner Untergebenen.

Wenn sie faul sind, ist es seine Schuld.

Also wird es auch seine Schuld sein, wenn sie später infolge dieser Faulheit unglücklich werden.

Sprecht also mit Euern Untergebenen, gleichwie ich jetzt zu Euch spreche, liebreich, aber nachdrücklich.

Spornt sie an, ermuntert sie, zu tun, was ich gesagt habe.

— Achtet dauernd darauf, ob es geschieht — vermahnt die Nachlässigen, lobt die Fleißigen, und vor allem: geht gut voran!

So wird Eure Wohlfahrt zunehmen mit der der Bevölkerung. So werdet Ihr zunehmend mehr einsehen, daß da kein größeres Glück ist, als Glück zu geben, daß der Reichtum eines Hauptes besteht in der Zufriedenheit seiner Untergebenen!

So werdet Ihr ruhig leben, ruhig sterben, und lange nach Eurem Tode werden Tausende Euch preisen.

Das verhoffe ich von Euch!!!

Menado, den 1. April 1851.

Mit meiner Kenntnis:

E. Douwes Dekker,

Sekretär.

Der vorbenannte Resident

R. Scherius.



Auf Urlaub nach Europa

1852—1854



XIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[Aus den unter XI mitgeteilten Aufzeichnungen Dekkers war zu ersehen, daß er keine Hoffnung hatte, vor Ablauf des Jahres 1853 auf Urlaub nach Europa zu kommen, da nur Krankheit einen Urlaub vor dieser Zeit rechtfertigen konnte. Er wurde indeß wirklich krank durch die klimatischen Verhältnisse von Amboina (Molukkeninsel), wohin er 1851 versetzt worden war, mehr noch vielleicht durch die Indolenz, die ihm bei Vorgesetzten und Untergebenen entgegentrat und reizend auf sein Temperament und seine Nerven wirkte. So war er kaum ein Jahr Assistent-Resident dort, bereits am 1. August 1852 wird ihm ein zweijähriger Urlaub in die Heimat bei einem Gehalt von 2700 Gulden das Jahr zuerkannt, zur Wiederherstellung der Gesundheit. In einem Notizbuch finden wir interessante Notizen über diese Reise, besonders über den Aufenthalt auf St. Helena und die Umstände, unter denen Napoleon dort lebte. Weihnachten 1852 landete er mit seiner Frau und dem kleinen Eduard in Holland. Aus dieser Zeit bestehen anziehende Schilderungen von Abenteuern und Begebenheiten in Briefen an seine Frau, wenn das Paar auf mehrere Tage getrennt war. Einer von diesen Briefen (dessen Datum übrigens auf eine Verlängerung der ursprünglich gewährten Urlaubszeit schließen läßt) wird in der Hauptsache in Folgendem mitgeteilt.]

Arnhem, 23. Januar [1855.]
Dienstagabend.

Gestern Abend bin ich hier angekommen, beste, liebe Eef, und erst jetzt ermanne ich mich, an dich zu schreiben. So innig gern ich mich beeilt hätte, dir etwas Gutes mitzuteilen, so schwer fällt mir das Gegenteil. Du hast gleichwohl aus meinem ersten Telegramm bereits begriffen, wie es steht! Ja, Liebe, ich bin bitter betrübt. Ich habe keine Lust, dir meine Erlebnisse jetzt zu schreiben. Die Hauptsache weißt du, und dies ist leider genug! Der Rest folgt mündlich.

Über Hrt. kann ich dir wirklich nichts sagen. Ich weiß es nicht mehr. Tu, sage oder schreib, oder tu auch nichts, alles nach deinem Gutdünken.

Trotz der allermühsamsten Reise bin ich sehr gesund und fühle mich sogar stark. Wie ist es möglich! Es bedeutet was,

in dieser Jahreszeit mit Postwagen zu reisen. Ich bin von Coblenz nach Köln in einer Nacht, von abends sechs bis morgens sechs, durchgefahren. Später hörte ich, es sei dies die kälteste Nacht gewesen, die sie diesen Winter gehabt hätten; und ich hatte nicht an Kälte gedacht.

Ich habe beim Ausgehen und sogar noch beim Nachhausekommen in meiner Armut Hilfe verliehen, und es war mir ein bitteres Vergnügen, dabei gleichsam zu Gott zu sagen: Sieh, wie ich handle. O, es ist grausam! Erhalte dich soviel wie möglich für unser Kindchen, ich werde es auch tun. Lebe wohl! Küß das liebe Herzchen.

Unbegreiflich ist es, daß ich trotz allem doch noch Abenteuer gehabt habe. Wäre ich ein wenig besser gestimmt, dann würde ich dir darüber schreiben.

Doch recht betrachtet, was kann ich Besseres tun, um den langen Abend hinzubringen. Erst hatte ich die Absicht, im Schnee herumzulaufen, weil das besser ist, als allein zu sein im Zimmer. Du weißt, wie es dann ist, als lägen die Mauern auf dir. Dennoch will ich lieber zuhause bleiben und dir erzählen von meiner österreichischen Musikantenfamilie, von dem Mädchen von Neuwied, von meinem Cachenez und meinen Pantoffeln.

Vielleicht füge ich noch etwas hinzu über den preußischen Artillerie-Hauptmann, den ungarischen Abenteurer und . . . ja, lieber Gott, ich würde einen Band füllen können mit der Beschreibung dessen, was ich in diesen zwölf Tagen erlebt! Ich werde heut Abend nicht fertig mit allem, also nur das Pikanteste.

Den Elften früh, mußtest du denken, sei ich mit dem Dampfboot abgefahren. Um sechs Uhr dachte ich das auch, aber eine Viertelstunde später wußte ich es besser. Da lagen wir mit schwerem Nebel auf dem Rhein vor Anker. Du begreifst meine Stimmung.

Als ich des Morgens mein Billet für das Boot nahm, mußte ich auf zwei Frauen warten, die vor mir an der Reihe waren. Ich wurde ungeduldig, da es so lange dauerte. Die Leute schienen nicht ins reine kommen zu können. Man schien sich

nicht verständigen zu können über den Preis, die Münzsorte und die Umrechnung von preußischem in holländisches Geld. Da es mich verdroß, gab ich näher Acht, woran es haperte, und betrachtete — nein, das tat ich später — ich betrachtete mir später die beiden Frauen. Sie waren anständig, aber ärmlich gekleidet; die eine trug eine Harfe, die andere eine Guitarre. Sie hatten feine Hände und saubere Nägel.

Die Älteste (zirka 40, denk' ich) war abgemagert und schmächtig, hatte aber wunderbar feine Züge. Es lag Schmerz darauf. Die Jüngste war frisch und gesund, wiewohl ziemlich grob von Wesen. Beide hatten Tränen in den Augen!

Aber bevor ich dies alles gesehen hatte, strich ich ihr Geld (Zehncentstücke, Stüber, Kreuzer und Silbergroschen, alles durcheinander) wieder weg, legte einige Reichstaler dafür hin und sagte zu dem Mann am Schalter: „Ich reise auch mit auf dem Boot, die Leute werden das wohl gleich mit mir in Ordnung bringen.“ Die Frauen sahen mich an, als wenn sie erschrocken wären, und sprachen kein Wort. Sie gingen mit ihren Billetts weg, und ich fand sie unhöflich.

Nicht wahr, sich nicht einmal zu bedanken! Der Mann in dem Häuschen, der Bureaumann, der Registermann, der Beamte endlich, sagte, daß es ein großes Glück wäre, daß ich die Sache in Ordnung gebracht hätte, denn, sagte er . . .

Ja, was sollte ein Beamter sagen? Er sagte: Diese Leute sind ihrer Vier (zwei waren bereits voraus auf den Dampfer: ein Mann und noch ein Mädchen) nach Holland gekommen, um mit Spielen in Vaudevilles und Caféhäusern etwas zu verdienen. Der Mann ist krank geworden. Man hat sie zwanzig Tage mit Redensarten aufgehalten, ohne sie irgendwo zu engagieren. Sie haben alles verzehrt, was sie bei sich hatten. Er hat seinen Contrabaß verkaufen müssen, um zu essen zu haben. Nun suchen sie ihren Wohnort wiederzuerreichen, aber sie haben nicht Geld genug, um die Dampferfahrt zu bezahlen, oder besser, sie hatten wohl genug, aber die Frau wollte den Taler nicht hergeben . . .

„Denn, mein Herr, wirklich, sie hatte noch einen Taler, aber den wollte sie nicht geben, mein Herr, und es ist ein Glück, mein Herr, daß Sie gekommen sind, denn . . .“

Ja, dieses alles sagte der Beamte.

Aber was mehr?

Daß es ein Glück war, daß ich kam, da die armen Leute sonst in dem ihnen fremden Lande zurückbleiben mußten und hungern?

Nein!

Es wäre ein Glück gewesen, daß ich kam, weil es so unangenehm ist, die einmal coupierten und als vergeben registrierten Billetts wieder zurückzunehmen und umzubuchen.

O heilige Administration! Wie steht das doch schön, wenn man so sein Herz und sein Gefühl hübsch zwischen roten und schwarzen Linien festregistriert hat. Ich nahm meinen Hut ab vor dem gewissenhaften Beamten, ging auf den Dampfer und in den Salon. Ich hatte nicht genug Schlaf gehabt und legte mich auf eine Bank, nachdem ich jenen eigenartigen Blick auf die Mitpassagiere geworfen hatte, den die Hunde uns oder wir den Hunden nachmachen, wenn sie sich begegnen, ein Blick, der so ungefähr fragt: sollen wir beißen oder spielen? Grüßt du zuerst, oder ich? u. s. w.

Ich schlief ein, unzufrieden mit meinen Österreichern, denn das waren sie, weil sie sich doch wohl bei mir hätten bedanken können.

Als ich wach wurde, fragte ich den Kellner, ob nicht Musikanten vorher da gewesen wären. Gewiß, sagte er, die Frau ist hier gewesen und hat bei Ihnen gestanden . . . und sie weinte. Aber Sie schienen fest zu schlafen, mein Herr!

Einen Augenblick danach kam sie. Sie bedankte sich recht anständig bei mir für das Leihen und wollte mir das Geld wieder zurückgeben.

Es war wieder derselbe Rummel Kleingeld von vorher, aber nun war ein Taler dabei.

Das Geld hatte eine Geschichte, das fühlte ich.

Die kleine deutsche Münze war der Überschuß von dem Reisegeld herwärts. Man hätte es in Holland nur mit Verlust unterbringen können, und man kann doch den Silbergroschen, der sechs Cent wert ist, nicht für fünf geben. Der Bankerott wäre zu groß gewesen.

Die kleine holländische Münze (ein Fünfstüberstück war dabei als Riese von Wert unter dem Übrigen), diese Münze war gesammelt auf dem blechernen Teller, als man das „Lied der Träne" gesungen hatte, oder das liebe „Alpenhorn", oder das abgeleierte, aber doch so schöne „Scheiden tut weh".

Aber das Lied der Träne! Ja, wohl paßten sie, diese Cents und diese Stüber, zu einem Tränenlied.

Aber der Taler! der Taler! Der Mann hatte seinen Contrabaß verkauft, und sie hatte noch einen Taler?

Ich nahm das Geld und tat, als wenn ich's nachzählte.

Dieser Taler? Ich fragte mit den Augen.

„O Gott, diesen Taler gab mir meine Mutter vor zwanzig Jahren!"

Den Rest begreifst du. Es war Nebel gekommen, wir kamen nicht weg. Du begreifst, wie ich gestimmt war über mein Schicksal. Damals hoffte ich noch mein Ziel zu erreichen und meinte, daß ein Tag Verlust mich benachteiligen würde. Ich war bitter betrübt, aber meine Österreicher hatten eine angenehme Reise.

O, könnte ich dir die Beredtheit ihrer Dankbarkeit schildern.

Sie hatten um meinen Namen gebeten; ich schrieb ihn ihnen auf. Die Älteste fragte, wie sie ihn aussprechen müßte, denn, sagte sie, ich will ihn richtig nennen, wenn ich für Sie bete.

Nein, sagte Anna, ihre Schwester, „nicht für Sie beten, sondern anbeten will ich Sie".

Der Name tut nichts zur Sache, sagte die Dritte, das war die Schwester von dem Mann, ein häßliches Mädchen. Der Name tut nichts zur Sache, wir sagen Er, und die heilige Jungfrau wird's verstehen!

Ist das nicht sprechend?

Sie hatten in dem Salon des Dampfers nach Erlaubnißeinholung gespielt und gesungen, denn, hatten sie zum Kapitän gesagt: was können wir sonst, wir armen Leute?

Aber die andere hatte nicht mitgesungen.

Bei Duisburg verließen wir zusammen den Dampfer. Die Leute, um nach Lippenstadt zu gehen, und ich wollte nach dem Kölner Zug. Sie alle begleiteten mich nach der Bahn. Unterwegs fragte ich sie, ob sie sonst nicht mitsänge. Sonst wohl, Herr, aber jetzt . . . verzeihen Sie . . . als ich Sie ansah, hatte ich gar keine Stimme!

Das spricht!

Und als Anna das Lied der Träne gesungen hatte und ich sagte, daß es schön wäre, verschwand sie aus dem Salon.

Einen Augenblick später kam sie wieder, sie hatte es für mich ausgeschrieben. Ich werde es dir zeigen. Es ist sauber und sogar schön geschrieben, vor allem, wenn man bedenkt, wie schwierig das Schreiben auf einem Dampfboot ist. Hineinblickend dankte ich ihr und sagte: Es fehlt noch etwas daran, Fräulein.

Was denn, Herr? fragte sie.

Ihr Name.

Sie ging damit weg und gab es mir zusammengefaltet wieder. Als ich es später öffnete, sah ich, daß sie das letzte Wort des Lieds doppelt unterstrichen hatte.

Dieses Wort war „Wiedersehen"!

Das spricht, nicht wahr?

Im Bahnhofsgebäude nahm ich Abschied. Ich war gerührt, machte es kurz, wie ich zu tun pflege.

In dem Coupé fand ich einen alten Herrn. Ich verbarg mich in einer Ecke, und dachte an dich, Edu, unsere Zukunft, an Gott oder Nicht-Gott.

Da wurde die Tür geöffnet, und schluchzend stürzten die Mädchen und die Frau und der Mann in den Wagen. Sie küßten meine Füße.

O Gott, wenn du bist . . . nein, nein, das ist unmöglich!

Weinend wehrte ich sie ab. Der Schaffner kam dazwischen, die Glocke läutete zum letztenmal, die Pfeife ertönte, ich sah eins von den Mädchen fallen, indem sie mitlaufend die Tür noch fassen wollte, und dann saß ich allein in meiner Ecke.

Diese Menschen waren mir teuer geworden.

Sind das Ihre Verwandten, Herr? fragte der alte Herr in der andern Ecke.

Ja, mein Herr, antwortete ich, ja, ja, das ist meine Familie, denn sie sind arm.

Sind die Mädchen hübsch? fragte er.

Richtig, das war die Frage, nicht wahr, ob die Mädchen hübsch waren!

Nein, nein, nein, wahrhaftig nicht, sie waren nicht schön.

Und dann fuhr ich weiter und dachte nach und sprach mit Gott. Ob es ein Gebet war oder eine Lästerung, eine Anbetung oder eine Leugnung seiner Existenz, ich weiß es nicht. Aber gewiß habe ich gesagt: wenn du bist, sieh auf mich .....



Die Katastrophe von Lebak

1856



Vorbemerkung des Herausgebers.

Lebak auf Java war Dekkers letzte indische Amtsstation. Nach der Rückkehr von seinem europäischen Urlaub war er in Genuß von Wartegeld gesetzt worden und darauf durch Gouvernementsbeschluß vom 4. Januar 1856 zum Assistent-Residenten der Landschaft Lebak ernannt worden. Doch bereits am 23. März desselben Jahres ward er dieser Stellung ehrenvoll enthoben und zum Assistent-Residenten von Ngawie ernannt, gleichzeitig wurde er durch Kabinettsbrief „wegen seiner unvorsichtigen Handlungen als Assistent-Resident von Lebak ernstlich zurechtgewiesen". Nach Empfang dieser Enthebung und Ernennung und der Zurechtweisung am 29. März antwortete Dekker mit der Einreichung des Gesuches um Verabschiedung aus Landesdiensten, und es ward unter dem 24. April 1856 gewährt. Er verließ ohne Pension den Dienst, in dem ihm die glanzvollste Carrière noch bevorstand, reich an Herz und Charakter, der Ärmste an Mitteln, mit Weib und Kind den schwersten Schicksalen entgegengehend. Was sich in jener kurzen Zeit in Lebak ereignete, macht den dramatischen Inhalt des später von ihm unter dem Namen Multatuli geschriebenen „Max Havelaar" aus, es macht auch den Inhalt der nachfolgenden Briefe aus, die nach jetzt — fast fünfzig Jahre später — erschlossenen officiellen Quellen übersetzt sind und die vollständige Übereinstimmung mit den schon von Multatuli im „Havelaar" mitgeteilten Dokumenten zeigen.

Das Drama von Lebak erklärt sich aus den Briefen selbst, die dazwischen fallenden Antworten und Maßregeln der Vorgesetzten Dekkers werden genügend aus den Reaktionen Dekkers klar, das letzte wuchtige kurze Schreiben stellt die Antwort Dekkers auf die Enthebung, Neuernennung und Zurechtweisung von seiten des Generalgouverneurs Duymaer van Twist dar.

Die Lebakperiode und was ihr folgte wird noch weiter klar durch den weiterhin folgenden großen Brief an den General-

gouverneur a. D. Duymaer van Twist vom Jahre 1858, sowie durch die Ausführungen der Witwe Multatulis davor.

XIV

An Brest van Kempen, Residenten von Bantam.

Rangkasbetung, 24. Februar 1856.

Eile.
No. 88.
Beilagen: keine.

An
den Herrn Residenten von
Bantam.

Seit ich vor einem Monat meine Stellung hier antrat, habe ich mir hauptsächlich die Untersuchung angelegen sein lassen über die Art und Weise, wie die Inländischen Häupter ihre Verpflichtungen gegenüber der Bevölkerung im Punkte des Herrendienstes, des „Pundutan“ und dergleichen erfüllten.

Sehr bald entdeckte ich, daß der Regent auf eigene Autorität und zu seinem Nutzen Leute in einer Zahl aufrufen ließ, die die gesetzlich ihm zustehende Anzahl von Pantjens und Kemits weit überschritt.

Ich schwankte zwischen der Wahl, sofort offiziell zu rapportieren, und dem lebhaften Wunsche, durch Milde und durch Drohungen diesen Inländischen Hauptbeamten hiervon abzubringen, um mit diesem letzteren das doppelte Ziel zu erreichen: daß dieser Mißbrauch aufhörte und daß gleichzeitig dieser alte Diener des Gouvernements nicht gleich allzu streng behandelt würde, vor allem in Ansehung der schlechten Beispiele, die, wie ich glaube, ihm mehrfach gegeben worden sind, und sodann in Berücksichtigung des besonderen Umstandes, daß er Besuch erwartete von seinen Verwandten (den Regenten von Bandung und von Tjanjor, zum mindesten von dem letzteren, der, wie ich meine, schon mit großem Gefolge unterwegs ist) und er also mehr als sonst der Versuchung ausgesetzt war —

um im Hinblick auf den beschränkten Status seiner Geldmittel nicht zu sagen der Notwendigkeit — durch ungesetzliche Mittel für die durch diesen Besuch nötigen Vorbereitungen Vorsorge zu treffen.

Dies alles gab mir Veranlassung zu Milde bezüglich dessen, was schon geschehen war, doch keineswegs war ich geneigt zur Nachgiebigkeit gegenüber weiteren Fällen: ich drang auf augenblickliche Unterlassung jedweder Ungesetzlichkeit.

Von diesem vorläufigen Versuche, den Regenten durch Güte auf den Weg seiner Pflicht zu bringen, habe ich Euer Edelgestrengen unter der Hand Kenntnis verschafft.

Ich habe jedoch erfahren müssen, daß er mit brutaler Unverschämtheit alles in den Wind schlägt, und ich fühle mich kraft meines Amtseides jetzt verpflichtet, Euer Edelgestrengen mitzuteilen:

daß ich den Regenten von Lebak, Radhen Adhipatti Karta Natta Negara, beschuldige des Mißbrauches der Amtsgewalt durch ungesetzliches Verfügen über die Arbeit der ihm Unterstellten;

daß ich ihn verdächtig erkläre der Erpressung durch die Forderung von Aufwendungen in natura ohne oder gegen willkürlich festgesetzte, unausreichende Bezahlung;

daß ich im weiteren den Dhemang von Parang-Kudjang — seinen Schwiegersohn — verdächtig erkläre der Mitschuld an den genannten Tatsachen.

Um in obengenannten Sachen gehörige Maßregeln einleiten zu können, nehme ich mir die Freiheit, Euer Wohledelgestrengen vorzustellen, mir zu befehlen:

1. den obengenannten Regenten mit größter Eile nach Serang zu senden und dafür Sorge zu tragen, daß er weder vor seiner Abreise noch unterwegs die Gelegenheit habe, durch Bestechung oder auf andere Art die Zeugnisse zu beeinflussen, die ich werde einholen müssen;
2. den Dhemang von Parang-Kudjang vorläufig in Arrest zu nehmen;

3. gleiche Maßregel anzuwenden auf solche Personen niedrigeren Ranges, die, zur Familie des Regenten gehörend, Einfluß auf den geordneten Verlauf der anzustellenden Untersuchung ausüben könnten;
4. diese Untersuchung sofort stattfinden zu lassen und von dem Ausfall ausführlichen Bericht einzureichen.

Ich nehme mir die Freiheit, Euer Edelgestrengen weiterhin in Erwägung zu geben, den Besuch des Regenten von Tjanjor via Djasinga abzubestellen.

Zum Schlusse habe ich die Ehre — zum Überfluß für Euer Wohledelgestrengen, die Sie die Abteilung Lebak besser kennen, als es mir schon möglich ist — die Versicherung zu geben, daß aus einem politischen Gesichtspunkte der streng gerechten Behandlung dieser Sache nicht das mindeste im Wege steht, und daß ich eher Gefahr besorgen möchte, falls sie nicht zur Klarheit gebracht würde. Denn ich bin informiert, daß der gemeine Mann, der, wie ein Zeuge mir sagte, „pusing“ ist [ratlos und in Verwirrung gebracht] durch all die Plackerei und Bedrückung, schon lange nach Rettung ausschaut.

Ich habe die Kraft zu der Erfüllung der schwierigen Pflicht, die mir das Schreiben dieses Briefes auferlegt, geschöpft aus der Hoffnung, daß es mir vergönnt sein wird, zu seiner Zeit etwas zur Entschuldigung des alten Regenten beizubringen, mit dem ich als Mensch, obschon er seine Position eigener Schuld verdankt, tiefes Mitleid fühle.

Der Assistent-Resident von Lebak,
Douwes Dekker.

Ich bitte mir die Freiheit nehmen zu dürfen, hier beizufügen, daß das Absagen des Besuches des Regenten von Tjanjor bereits zu spät ist, indem ich vernehme, daß er bereits heute hier erwartet wird.

XV

An Brest van Kempen.

Rangkasbetung, 25. Februar 1856,
abends 11 Uhr.

No. 91.
Beilagen: keine.

An
den Herrn Residenten von Bantam,
auf der Reise von Serang nach
Rangkasbetung.

Gestern Mittag um 12 Uhr hatte ich die Ehre, meine Eilmissive No. 88 an Euer Edelgestrengen abzusenden, im wesentlichen des Inhalts:

daß ich nach langer Untersuchung und nach vergeblichen Bemühungen, den Betreffenden durch Güte von seinem unrechten Wandel abzubringen, mich kraft meines Amtseides verpflichtet fühle, den Regenten von Lebak zu beschuldigen des Gewaltmißbrauchs, und daß ich ihn verdächtig halte der Erpressung.

Ich war so frei, in dem Briefe Euer Edelgestrengen vorzuschlagen, diesen Inländischen Häuptling nach Serang zu entfernen, mit dem Zwecke, nach seiner Abreise und nach Neutralisierung des verderblichen Einflusses seiner ausgebreiteten Familie eine Untersuchung einleiten zu lassen über die Begründetheit meiner Beschuldigung und meiner Vermutung.

Lange, oder richtiger gesagt: viel hatte ich nachgedacht, ehe ich zu diesem Entschluß kam.

Es war durch mich selbst Euer Edelgestrengen bekannt geworden, daß ich getrachtet habe, durch Ermahnungen und Androhungen den Regenten vor Schande und Unglück zu bewahren, und mich selbst vor dem tiefen Schmerz, hiervon — sei es auch nur die unmittelbar voraufgehende — Ursache zu sein.

Doch an der andern Seite sah ich die seit Jahren aus-

gesogene, tief niedergebeugte Bevölkerung, und ich tat, was ich für meine Pflicht hielt.

Ich werde Euer Edelgestrengen mehr Bedrückungen zu melden haben — wenn nicht zum wenigsten diese Sache durch Rückwirkung dem ein Ende macht.

In diesem Augenblick erhalte ich das freundliche und geehrte Privatschreiben von Euer Edelgestrengen, enthaltend die Mitteilung, daß Euer Edelgestrengen morgen hierherkommen werden, und zugleich den Wunsch, daß ich diese Sache lieber vorher privat oder mündlich behandelt hätte.

Morgen also werde ich die Ehre haben, Euer Edelgestrengen zu begegnen, und just darum nehme ich mir die Freiheit, Euer Edelgestrengen dieses entgegenzusenden, um vor unserer Begegnung das Folgende zu konstatieren.

Alles, was ich bezüglich der Handlungen des Regenten einer Untersuchung unterwarf, war tief geheim. Nur er selbst und der Pattie wußten davon, denn ich habe ihn loyal verwarnt. Sogar der Kontrolleur weiß jetzt nur erst zum Teil den Ausfall meiner Untersuchungen.

Diese Geheimhaltung hatte einen doppelten Zweck. Erst, als ich noch hoffte, den Regenten von seinem Wege abzubringen, beobachtete ich sie, um, wenn ich damit Erfolg hatte, ihn nicht zu kompromittieren. Der Pattie hat mir in seinem Namen (es war am 12. Februar) ausdrücklich für diese Diskretion Dank gesagt. Doch später, als ich an seiner Rückkehr auf den guten Weg zu verzweifeln begann, oder besser, als das Maß meiner Entrüstung durch einen eben gehörten Vorfall überlief, als längeres Schweigen Mitverantwortlichkeit bedeutet hätte, da wurde diese Geheimhaltung meinethalben nötig, denn auch gegen mich selbst und die Meinen habe ich Pflichten zu erfüllen.

Gewiß wäre ich nach meinem Brief von gestern unwürdig, dem Gouvernement zu dienen, wenn das darin Ausgesprochene hinfällig, voreilig, unbegründet, aus der Luft gegriffen wäre. Und würde oder wird es mir möglich sein, zu beweisen, daß ich getan habe, „was einem guten Assistent-Residenten zu

tun obliegt" [wie es der Amtseid vorschreibt], zu beweisen, daß ich als Person nicht unter dem Niveau des Amtes stehe, das mir gegeben ward, zu beweisen, daß ich nicht leichtfertig siebenzehn mühevolle Dienstjahre aufs Spiel setze und, was mehr sagt, das Wohl von Frau und Kind — würde oder wird es mir möglich sein, das alles zu beweisen, wenn nicht tiefe Geheimhaltung meine Nachforschungen verbirgt und den Schuldigen hindert, sich — wie man es nennt — zu decken?

Bei dem geringsten Argwohn sendet der Regent einen Expreß an seinen Neffen, der schon unterwegs ist — der interessiert ist an der Erhaltung des Regenten — er verlangt, auf wessen Kosten immer, Geld, teilt es aus mit verschwenderischer Hand an jeden, den er in der letzten Zeit benachteiligt hat, und die Folge würde sein — ich hoffe, nicht sagen zu brauchen: wird sein — daß ich ein leichtfertiges Urteil gefällt habe und mit einem Wort ein unbrauchbarer Beamter bin — um es nicht ärger auszudrücken.

Mich gegen diese Eventualität zu sichern, dient dieses Schreiben.

Ich habe die größte Hochachtung vor Euer Edelgestrengen, aber ich kenne den Geist, den man den Geist der ostindischen Beamten nennen könnte, und diesen Geist besitze ich nicht.

Der Wink von Euer Edelgestrengen, daß die Sache vorab besser privat wäre behandelt worden, läßt mich Befürchtungen hegen vor einer mündlichen Unterredung.

Was ich in meinem Briefe von gestern gesagt habe, ist wahr, doch vielleicht würde es später unwahr erscheinen, wenn die Sache in einer Weise behandelt würde, die die Kundwerdung meiner Beschuldigung wie meines Verdachtes veranlaßte, bevor der Regent entfernt ist.

Ich darf Euer Edelgestrengen nicht verhehlen, daß sogar das unerwartete Kommen von Euer Edelgestrengen, in Verbindung mit dem gestern von mir nach Serang gesandten Expreß mich befürchten läßt, daß der Schuldige, der früher zu spät oder garnicht auf meine Ermahnungen hörte, jetzt vor der

Zeit aufmerksam werden und versuchen wird, wenn möglich, die Beweise seiner Schuld, tant soit peu, zu verwischen.

Ich habe die Ehre, mich noch jetzt buchstäblich auf meine Missive von gestern zu beziehen, doch erlaube ich mir die Freiheit, dabei zu bemerken, daß diese Missive zugleich den Vorschlag enthielt, den Regenten zu entfernen und die von ihm Abhängigen vorläufig unschädlich zu machen, und daß ich vermeine nicht weiter verantwortlich zu sein für das, was ich in die Wege leitete, es sei denn, daß Euer Edelgestrengen meinem Vorschlage betreffs der Art und Weise der Untersuchung — d. i. unparteiisch, öffentlich, und vor allem frei — zuzustimmen belieben.

Diese Freiheit besteht nicht, ehe nicht der Regent entfernt ist, und nach meiner bescheidenen Meinung liegt hierin nichts Gefährliches, nichts Gewagtes. Niemand ist geschützt vor unbegründeten Beschuldigungen. Ihm kann doch gesagt werden, daß, wenn er unschuldig ist, nicht er Gefahr läuft, sondern ich.

Und wahrlich, ich selbst bin der Ansicht, daß ich aus dem Dienst entlassen zu werden verdiene, wenn sich herausstellt, daß ich leichtfertig oder selbst nur voreilig gehandelt habe.

Voreilig! Nach Jahren, Jahren schwersten Mißbrauches! Voreilig! Als wenn ein ehrlicher Mensch schlafen könnte, leben und genießen, wenn die, über deren Wohlergehen zu wachen er berufen ist, sie, die im höchsten Sinne seine Nächsten sind, vergewaltigt werden und ausgesogen!

Es ist wahr, ich bin hier erst kurze Zeit, doch ich hoffe, daß die Frage einmal sein wird: was man getan hat, wie man es getan hat, und nicht, ob man es in zu kurzer Zeit getan hat.

Für mich ist jede Spanne Zeit zu lang, die gekennzeichnet ist durch Erpressung und Unterdrückung, und schwer wiegt mir die Sekunde, die durch meine Nachlässigkeit, durch meine Pflichtversäumnis, durch meine Sucht zu „deichseln“ in Elend verbracht wäre.

Mich quälen die Tage, die ich bereits verstreichen ließ, ehe ich Euer Edelgestrengen offiziell rapportierte, und ich bitte um Vergebung für dieses Versäumnis.

Ich nehme mir die Freiheit, Euer Edelgestrengen zu ersuchen, daß Sie mir die Gelegenheit geben, mein Schreiben von gestern zu rechtfertigen und mich (soweit solches noch möglich ist nach dem Gefahrsignal Ihres unerwarteten Kommens, das ich heute Abend dem Regenten à contre coeur habe mitteilen müssen, was einer Warnung gleichsteht) zu sichern vor dem Mißglücken meiner Versuche, die Abteilung Lebak von dem Wurm zu befreien, der seit Menschengedenken an ihrem Wohlergehen nagt.

Hier liegt die Ursache, daß ich aufs neue so frei bin, Euer Edelgestrengen ehrerbietig zu ersuchen, meine Handlungen diesangehend — die ja allein bestehen in Untersuchung, Rapport und Vorschlag — gütigst gutheißen zu wollen, den Regenten von Lebak, ohne voraufgehende direkte oder indirekte Warnung, von hier zu entfernen — und sodann eine Untersuchung bezüglich dessen einzuleiten, was ich in meinem Schreiben von gestern, No. 88, mitteilte.

Der Assistent-Resident von Lebak,
Douwes Dekker.

XVI

An Brest van Kempen.

Rangkasbetung, 28. Februar 1856.

Geheim.
No. 93.
Beilagen: keine.

An
den Residenten von
Bantam.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Eilmissive vom 26. dieses, La. O. geheim, zu empfangen, in der Hauptsache Mitteilung enthaltend:

daß Euer Edelgestrengen Gründe hätten, nicht den Vorschlägen Gewähr zu geben, die ich in meinen Amtsschreiben vom 24. und 25. dieses, Nr. 88 und 91, machte;

daß Euer Edelgestrengen vorher vertrauliche Mitteilung gewünscht hätten;

daß Euer Edelgestrengen meine Handlungen, wie sie in den beiden Briefen umschrieben sind, nicht billigten;

und zum Schluß einige Befehle.

Ich habe jetzt die Ehre, wie es bereits in der vorgestrigen Konferenz mündlich geschah, nochmals und zum Überfluß zu versichern:

daß ich vollkommen die Legitimität der Autorität von Euer Edelgestrengen respektiere, wo es sich um die Wahl handelt, meinen Vorschlägen Gewähr zu geben oder nicht;

daß den empfangenen Befehlen mit Genauigkeit und nötigenfalls mit Selbstverleugnung nachgekommen werden wird, als wären Euer Edelgestrengen zugegen bei allem, was ich tue oder sage (richtiger: bei allem, was ich unterlasse oder nicht sage).

Ich weiß, daß Euer Edelgestrengen auf meine Loyalität bezüglich dessen vertrauen.

Doch ich erlaube mir die Freiheit, auf das feierlichste zu protestieren gegen den geringsten Schein von Mißbilligung bezüglich irgend einer Handlung, irgend eines Wortes, irgend eines Satzes, von mir in dieser Sache verrichtet, gesprochen oder geschrieben.

Ich habe die Überzeugung, daß ich meine Pflicht getan habe — was die Absicht, als auch was die Art der Ausführung angeht, vollkommen meine Pflicht — nichts als meine Pflicht — ohne die mindeste Abweichung.

Lange hatte ich nachgedacht, bevor ich handelte (das heißt: bevor ich untersuchte, rapportierte und Vorschläge machte) und wenn ich in etwas auch nur im geringsten gefehlt haben sollte . . . aus Übereilung fehlte ich nicht.

In gleichen Umständen würde ich wiederum (etwas schneller jedoch) ganz — buchstäblich ganz dasselbe tun und lassen.

Und wäre es selbst, daß eine höhere Macht denn die von Euer Edelgestrengen etwas mißbilligte von dem, was ich tat (ausgenommen vielleicht die Eigenart meines Stils, die einen Teil meiner selbst ausmacht — ein Gebrechen, für das ich so wenig verantwortlich bin, wie ein Stotterer für das seine) wäre es das immerhin . . . doch nein, dies kann es nicht sein, aber wäre es auch so — — ich habe meine Pflicht getan.

Wohl tut es mir — indessen ohne befremdet zu sein — leid, daß Euer Edelgestrengen hierüber anders urteilen — und was meine Person angeht, würde ich mich sogleich beruhigen bei dem, was mir als eine Verkennung erscheint — doch es ist ein Prinzip im Spiel, und ich habe Gewissensgründe, die verlangen, daß festgestellt werde, welche Meinung richtig ist, die von Euer Edelgestrengen oder die meine.

Anders dienen, als ich in Lebak diente, kann ich nicht. Wünscht also das Gouvernement anders bedient zu werden, dann muß ich als ehrlicher Mann ehrerbietig darum ersuchen, daß man mich verabschiede. Dann muß ich in einem Alter von sechsunddreißig Jahren danach streben, aufs neue eine Laufbahn anzufangen; dann muß ich nach siebenzehn Jahren — nach siebenzehn schweren, mühevollen Dienstjahren (wer zweifelt daran, daß sie mich drückten?) dann muß ich, nachdem ich meine besten Lebenskräfte dem zum Opfer gebracht habe, was ich für Pflicht hielt, nachdem ich aktiv so wie jetzt und passiv so wie früher geduldet und gelitten und getragen habe, aufs neue die Gesellschaft fragen, ob sie mir Brot geben will für Frau und Kind — Brot in Tausch für meine Gedanken — Brot vielleicht in Tausch für Arbeit mit Schubkarren oder Spaten, wenn der Kraft meines Arms mehr Wert zuerkannt wird als der Kraft meiner Seele.

Doch ich kann und will nicht glauben, daß die Meinung von Euer Edelgestrengen von Seiner Exzellenz dem Generalgouverneur geteilt wird, und ich bin also verpflichtet, ehe ich

übergehe zu dem Bittersten und Äußersten, das ich in dem vorhergehenden Absatz niederschrieb, Euer Edelgestrengen ehrerbietig zu ersuchen:

dem Gouvernement vorzustellen:

es möge dem Residenten von Bantam Befehl geben, daß er annoch die Handlungen des Assistent-Residenten von Lebak, wie sie in dessen Missiven vom 24. und 25. dieses, No. 88 und 91, umschrieben sind, gutheiße,

oder aber:

es möge genannten Assistent-Residenten zur Verantwortung aufrufen gegen die vom Residenten von Bantam zu formulierenden Punkte der Mißbilligung.

Ich habe die Ehre, zum Schluß Euer Edelgestrengen die dankbare Versicherung zu geben, daß, wenn etwas mich abbringen könnte von meinen lang durchdachten und ruhig, doch ebenso mit Leidenschaft verfolgten Prinzipien in dieser Frage — wahrlich, es würde dies nur der rücksichtsvollen, einnehmenden Weise gelungen sein, in der Euer Edelgestrengen in der Konferenz von ehegestern diese Prinzipien bekämpft haben.

Der Assistent-Resident von Lebak,
Douwes Dekker.

XVII

An Duymaer van Twist, Exc., Generalgouverneur.

Rangkasbetung, 29. Februar 1856.

No. 94.
Beilagen: eine.

An
Seine Excellenz den
Generalgouverneur von
Niederländisch-Indien.

Mit der tiefsten Hochachtung nehme ich mir die Freiheit, Euer Excellenz neben diesem die Abschrift von meiner gestern

an den Residenten von Bantam geschriebenen Missive No. 93 anzubieten, unter Bekanntgabe, daß dieser Oberbeamte die Güte gehabt hat, mir unaufgefordert zu versprechen, daß die beiden darin vermeldeten Briefe vom 24. und 25. dieses, No. 88 und 91, in originali unter Euer Excellenz Augen gebracht werden würden.

Der Assistent-Resident von Lebak,
Douwes Dekker.

XVIII

An Duymaer van Twist

Rangkasbetung, 29. März 1856.

An
Seine Excellenz den
Generalgouverneur von
Niederländisch-Indien
zu Buitenzorg.

Ich habe die Ehre gehabt, den Beschluß von Euer Excellenz dd. 23. dieses, begleitet von Euer Excellenz Kabinettsmissive von demselben Datum No. 54, zu empfangen.

In Antwort auf diese beiden Schriftstücke sehe ich mich genötigt, Euer Ecxellenz zu ersuchen, mir einen ehrenvollen Abschied aus des Landes Diensten zu verleihen.

Der Beamte,
Douwes Dekker.



Auf der Irrfahrt

Brief an den Generalgouverneur a. D.

Entstehen und Erscheinen des „Max Havelaar“

Van Lennep

1856—1861



XIX

Aus dem Vorbericht der Witwe Multatulis zum III. Bande ihrer Briefe-Ausgabe.

Was für Multatuli und die Seinen folgte auf seine Verabschiedung als Niederländisch-Indischer Beamter, hat er selbst uns gesagt in dem vierten Bande seiner „Ideen“:

„Nach meinem Abzug von Lebak streifte ich, wartend auf Recht, Jahre lang wie ein Verbrecher umher, darbend, hungernd, ohne Dach bisweilen, und immer unsicher, ob ich den folgenden Tag ein Dach haben würde.“

Da haben wir in wenigen Worten die Geschichte von vielen Jahren!

Lebak verlassend, war Multatuli nach Batavia gegangen, um den Generalgouverneur zu sprechen, aber dieser fuhr nach Europa, ohne Gelegenheit zu einer Unterredung gegeben zu haben.

Multatuli befand sich also in Batavia mit seiner Familie, und blieb da . . . weil kein Grund bestand, anderswo zu sein.

Unter meinen Papieren sind einige Briefe, geschrieben von ihm an seine Frau im Oktober und November des Jahres seiner Verabschiedung, in Tagen, da er suchend nach einem Existenzmittel von ihr entfernt war. Er spricht in diesen Briefen von seinen Bemühungen — die sich später als fruchtlos erwiesen — eine Reisschälmühle käuflich zu übernehmen oder zu mieten. Im ganzen sind diese Briefe sehr traurig. Es ist Enttäuschung darin, Schmerz über Gegnerschaft, über erfahrenen Undank. Schmerz vor allem über die Lage seiner Familie, die umso schwieriger war, als, wie auch im Havelaar erzählt wird, seine geldlichen Verhältnisse bereits vor Lebak keineswegs günstige waren.

Im vierten Bande seiner „Ideen“ kommen mit Beziehung auf diese Zeit die folgenden Worte vor:

„Es verstand sich von selbst, daß ich Bemühungen daran

wendete, in Abwartung der Wiederherstellung meiner unterbrochenen Carrière am Leben zu bleiben. Sogleich also meldete ich mich überall um Arbeit, ohne etwas zu gering zu erachten. Ich konkurrierte mit jungen Leuten, mit Kindern, mit Neulingen in Indien, wurde aber überall abgewiesen. „Man kann doch nicht einen auf Ersuchen verabschiedeten Assistent-Residenten an Schreiberarbeit setzen!" Überdies war ich zu befähigt.

Und danach die Bemerkung:

„Ich glaube, daß wenige so bittere Früchte von ihrer Unfähigkeit geerntet haben, als mir meine Fähigkeit eingebracht hat."

Den 1. Juni 1857 wurde Multatulis Töchterchen geboren, im Hause oder auf dem Gut Jan Douwes Dekkers, der, früher Kapitän eines Kauffahrers, zu der Zeit in Rembang wohnte, wo er eine Tabaksplantage besaß. Doch Multatuli selbst war einige Tage vor der Geburt dieses seines zweiten Kindes [am 1. Januar 1854 ward ihm Eduard geboren] nach Europa abgefahren. Er reiste per Landmail, berührte Singapore und Ceylon, durchquerte die Landenge von Suez und verbrachte in Erwartung des Postbotes einige Tage in Cairo. Die Berührung mit den Passagieren, die aus China und von dem indischen Festland kamen, war für ihn interessant. Manchmal hat er mir und andern von dieser Reise erzählt, die eine Erquickung für ihn gewesen sein muß. Enthoben des peinlichen Suchens da drüben, während er für den Augenblick seine Frau und sein Kind geborgen wußte, mit stolzen Plänen im Kopf und ohne von kleinen täglichen Sorgen geplagt zu werden, war diese Reise ein Waffenstillstand in seinem schwierigen Kampf. Und er verstand außerordentlich die Kunst, jede Oase zu genießen. Er konnte dies sogar mit Vorsatz und nach einem Plane tun, um Kraft zu sammeln für die Mühseligkeiten, die er kommen sah.

Er kam zu Marseille an und blieb da einige Zeit. An die Erzählung von seiner Seefahrt mit der „Sainte Vierge" und

an die Geschichte von Adele pluribus knüpften sich für ihn Erinnerungen an seinen Aufenthalt in dieser Gegend.

[Siehe „Seekrankheit“ und „Adele pluribus“ in meinem Biographie- und Auswahlbande, ebenso in diesem Werk die betr. Stelle in dem Brief an Mimi XCV. — W. Sp.]

Später war er einige Monate in Deutschland und ging im Herbst des Jahres 1857 nach Brüssel.

Geld hatte er damals nicht, und er war also dankbar, in einem kleinen Logierhaus Unterkommen zu finden, „Prince Belge“ genannt. Es war in der Hauptsache ein Bierkrug, ein „estaminet“, und stand in der Rue de la Montagne, gegenüber dem damaligen Postbureau. Die untergeordneten Postbeamten verkehrten da viel, Männer in Blusen tranken da ihren Schoppen.

Unter diesen Verhältnissen, ohne anderes Geld als die paar Francs, die ihm dann und wann von dem gutmütigen Krughalter und seiner Familie vorgestreckt wurden, dort, während er monatelang — sieben Monate sogar! — die Bezahlung für Kost und Zimmermiete schuldig blieb, dort schrieb er im Januar 1858 seinen Brief an den Generalgouverneur a. D. [Siehe nachfolgend XX.] Er nahm Abschrift davon, machte die Beilagen, auf die in diesem Brief verwiesen wird, fertig, und versandte ihn durch die Post an den Herrn Duymaer van Twist. Multatuli schrieb diesen Brief, ohne an die Öffentlichkeit zu denken. Es war eine Äußerung von Mensch zu Mensch, von Multatuli an den Herrn van Twist.

Der Herr van Twist hat nicht geantwortet.

Jan Douwes Dekker war damals aus Rembang auch nach Europa gekommen. Die beiden Brüder begegneten sich in Brüssel, und Multatuli fand die Gelegenheit, seinen monatelangen Rückstand in dem „estaminet“ zu begleichen.

Im Herbst desselben Jahres war er in Cassel. Lange Zeit danach habe ich in derselben Stadt die kennen gelernt, für die er damals Saïdjahs Lied in malaiischer Sprache dichtete. Multatuli spricht über das Lied in zwei Noten zum Havelaar und bedauert da, es nicht zu haben. Dies war ein Irrtum.

Es lag zwischen seinen Papieren. Aber seit langem, vor allem seitdem er die Hoffnung auf die Wiederherstellung seiner Carrière aufgegeben hatte, war ihm das Blättern in alten Papieren sehr peinlich. Ihm selbst war es nicht möglich, und auch für mich band er sie zu, indem er sagte: „Bewahr das für später, für später!“

Auch das deutsche Gedicht, das im Havelaar vorkommt, hat er damals in Cassel gemacht. Es war eine in Jamben gesetzte Übertragung eines Briefes seiner Frau, worin sie ihm ein Gespräch mit dem kleinen Max [Eduard] mitgeteilt hatte. Der Leser, der No. 527 in den Ideen kannte, konnte dies bereits vermuten. [Siehe S. 21 meines deutschen Ideenbandes. W. Sp.] Max Havelaar sagt da zu Multatuli:

„Die schönste Zeile, die vielleicht je geschrieben ist, steht in dem deutschen Gedicht, das du aus meinem Schriftenpaket geholt hast. Nicht ich hatte diese Zeile geschrieben. Sie ist vom kleinen Max, einem Kinde von fünf Jahren:

„Mutter, wenn ich groß bin, will ich dich so lieb haben, daß ich dir einen Stern geben kann.“

Multatuli hatte viele Erinnerungen an die Casseler Au, da war er häufig gewandelt und hatte da viel geträumt. Im ganzen war sein Aufenthalt in Cassel für ihn reich an Eindrücken von allerlei Art. Man findet davon Spuren in seinen Werken, und seinen Freunden erzählte er manchmal zahlreiche Einzelheiten aus dieser Zeit.

Im April oder Mai des folgenden Jahres kam seine Frau mit ihren beiden Kindern und einer Babu [indische Amme] ebenfalls nach Europa. Die beiden Gatten sahen sich zum erstenmal in Lüttich wieder, aber die Sorgen verdüsterten schnell ihr Zusammensein.

In seiner „Freien Arbeit“ sagt Multatuli irgendwo:

„. . . Frage dich selbst, ob es billig ist, daß ich von Stunde zu Stunde mit Not zu kämpfen habe?

Übertreibung? Ich antworte noch einmal: wie sollte es anders sein können? Ich habe nichts und empfange nichts.

Aber wenn es dir Schwierigkeit macht, Leser, dir deutlich vorzustellen, wie einem Vater zu Mute ist, der seine Familie ernähren soll mit nichts . . . dann werde ich deiner Fassungsgabe zu Hilfe kommen, indem ich dir ein Schriftstück zeige, woraus zu ersehen, wie einmal ein belgischer Dorfbürgermeister mir zwei Tage Zeit gönnte, um verhindern zu können, daß ich als Vagabund mit Frau und Kindern von Gensdarmen über die Grenze gebracht würde . . .“

Dies war in Visé, einem Dorf in der Nähe von Maastricht. Just aus Gründen der Sparsamkeit hatte die Familie da in einer Bauernherberge Wohnung genommen. Doch Geldmangel macht das Leben überall zu einer Marter. Überdies wollte der Zufall, daß gerade zu der Zeit Kirmes sein sollte in Visé, und nun sah man ihn, seine eben aus Indien zurückgekehrte Frau, die Babu und die Kinder für eine Truppe von Kirmesreisenden an, und die Straßenjugend des Dorfes gröhlte hinter ihnen her wie hinter Hanswursten. Mit der größten Wehmut erinnerte er sich in späteren Jahren, wie er, um dem Hause und der „Madame“, die darin herrschte, zu entfliehen, sich ein schattiges Eckchen auf dem Hof gesucht hatte, um da seinen Stuhl hinzustellen, wie er da gesessen und gegrübelt hatte und wie seine Grübeleien begleitet wurden von dem Geschnatter der Gänse, die da gemästet und gerupft wurden. Jede Herde Gänse, der wir später in deutschen Dörfern begegneten, brachten ihm Visé und was er da gelitten wieder in Erinnerung.

Es war inzwischen ihm oder seiner Frau offenbar geworden, daß sie noch Anspruch hatte auf die Hälfte einer Summe von 1000 Gulden, die auf Großbuch [d. h. „Großbuch der nationalen Schuld“; sichere Anlage von Kapitalien] stand. Sie hofften jetzt in Visé über dieses Geld verfügen zu können, denn sie hatten sich an den Herrn van Heeckeren van Walien gewendet, der mit der Schwester von Mevrouw Douwes Dekker verheiratet war und dem die andere Hälfte der Summe gehörte. Dieser Herr wohnte mit seiner Familie im Haag, und Multatuli und seine Frau baten ihn dringend, dieses Geld so schnell

als möglich für sie flüssig zu machen oder, wenn dies nicht zuviel verlangt hieße, ihren Teil für sich zu behalten und ihnen das Geld aus seiner Börse auszubezahlen.

Aber dies letztere war zuviel verlangt. Indessen, lösen wollte der Herr van Heeckeren das kleine Kapital wohl, und er versprach, es zu tun.

Als Multatuli im Jahre 1843, nachdem er Natal verlassen, in Padang auf Sumatra verweilte, wo er auf einer umgekehrten Kiste seine „Braut dort oben" geschrieben hat, lernte er dort den Herrn Leutnant Jean Jacques Moïse de Chateleux kennen, der bald sein Freund wurde und es das ganze Leben hindurch blieb. Dieser Herr wohnte in der Zeit, von der wir sprechen, in Maastricht. Er hatte seinem Freunde bereits wiederholt nach Vermögen beigestanden und half nach der Drohung des Bürgermeisters von Visé der gehetzten Familie nochmals durch seinen Kredit. Allein viel vermochte er nicht zu tun, und in der bittersten Armut verließen Multatuli und die Seinen Visé und befanden sich am 23. August 1859 zu Antwerpen.

Was nun weiter tun?

Geld war nicht mehr vorhanden. Ihre Koffer hatten sie bei sich in dem Gasthof, wo sie übernachteten, aber wie nun weiter?

Sie beschlossen das Folgende. Er sollte im Gasthof allein zurückbleiben, mit ihren Koffern und mit der unbezahlten Rechnung, und sie sollte sich auf die Reise zu ihrer Schwester im Haag begeben, begleitet von der Babu und den Kindern, doch ohne Reisegeld, denn sie hatten es nicht.

So machten sie es. Eines Morgens ging sie mit dem unschuldigen Kleeblatt auf das Boot, das von Antwerpen nach Rotterdam fuhr, und als der Schaffner kam, um das Reisegeld einzufordern, wendete sie mit erheucheltem Schreck vor, ihr Portemonnaie vergessen zu haben . . . Indes, sie waren unterwegs, und Mevrouw Dekker versprach, in Rotterdam die Passage bezahlen zu wollen. Einer der Bootsbeamten begleitete sie, dort angekommen, nach einem kleinen Gasthof, in dem Multatuli

früher gewohnt hatte und wohin zu gehen er seiner Frau aufgetragen hatte, da er von der Güte der Eigentümer erwartete, daß sie ihr um seinetwillen helfen würden. Dies geschah auch. Man lieh ihr, was sie zur Bezahlung der Überfahrt auf dem Boot brauchte, und, um mit den Kindern nach dem Haag zu gelangen, noch fünfzehn Gulden. So kam sie in dieser Stadt an. Man stelle sich vor, wie ermüdet, wie erschöpft, diese arme Frau gewesen sein muß, als sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatte, den Ort, wo ihre Schwester wohnte, ihre nächste und einzige, obendrein in Wohlstand lebende Verwandte.

Wohlnun, diese gab ihr, dort angekommen, ein Mittagessen und zwanzig Gulden, daß sie weiter gehe.

Auch ließ man sie einen Brief an ihren Mann schreiben, der ganz im Widerstreit war mit ihren wirklichen Empfindungen.

Glücklicherweise hatte Multatuli, durch frühere Erfahrung belehrt, an solch einen Empfang gedacht, und er hatte mit seiner Frau verabredet, daß Sie, falls ihre Schwester sich weigerte, sie zu empfangen, trachten sollte, nach Brummen zu kommen, wo sein Bruder mit Frau und Kindern einen Landsitz, „De Buthe“ genannt, bewohnte. Sie taten es, und hier wurde sie mit den Ihren gastfreundlich aufgenommen.

Und jetzt, während sie auf „De Buthe“ blieb und Multatuli erst in Antwerpen und später in Brüssel getrennt von ihr lebte, kam er dazu, seinen Max Havelaar zu schreiben. Viele Briefe, die er in dieser Zeit an seine Frau richtete, erzählen hiervon.

XX

An Duymaer van Twist, Exc., Generalgouverneur a. D.

Brüssel, Januar 1858.

Excellenz!

Vor neunzehn Jahren trat ich in den Dienst des Niederländisch-Indischen Gouvernements. Ich galt bei meinen Chefs für eifrig, wohlgebildet und fähig. Die Beweise dafür befinden sich in den Archiven und müssen Euer Excellenz vorgelegt sein.

Ich habe viele und vielerlei Ämter ausgefüllt. Ich war aufeinanderfolgend stationiert in Batavia, auf Sumatra, in Purwakarta, in Bagelen, in Menado, auf Amboina, und zuletzt in Lebak.

Einzelne dieser Ämter waren schwierig.

Auf Sumatra, wo ich im Jahre 1843 die Abteilung Natal verwaltete, fand ich die Bevölkerung in Gärung infolge des seit kurzem beendeten Krieges gegen die Padries und durch die von dem Gouverneur zu Padang negierte, doch nichtsdestoweniger damals bestehende Verschwörung von Jang di Pertuan in den Battahlanden. Die Prozeßakten über den Anschlag des Malaien Si-Pamaga gegen das Leben meines Vorgängers und das des Tuanku [Fürsten] von Natal liefern dafür den Beweis.

In Menado, wo ich drei Jahre Sekretär war, habe ich nach meinen besten Kräften mitgewirkt an der Reorganisation der Residentschaft. Durch Schreiben vom 6. August 1851 No. 476 empfahl der Resident mich dringend als seinen Nachfolger.

Etwas später wurde ich ernannt zum Assistent-Residenten, Magistratsoberhaupt und Kommandanten der Landwehr zu Amboina. Diese Ernennung war von Bedeutung und ehrenvoll.

Denn Amboina war in Unruhe und Spannung. Man hatte, um Konflikten zuvorzukommen, für nötig befunden, die binnenländische Verwaltung mit dem Bürgerkommando zu vereinigen. Die Autorität, sowohl von dem Gouverneur der Molukken als

auch von dem Assistent-Residenten, war untergraben. Mein Vorgänger war tatsächlich angefallen. Aufrührerische Volkshaufen bedrohten den Gouverneur auf Batu-Gadjah.

Ich wiederhole also, daß meine Ernennung zum Assistent-Residenten unter diesen Umständen höchst ehrenvoll war. Und dies umsomehr, als ich der erste Assistent-Resident von Amboina sein sollte, der zur Vermeidung eines Autoritätszwistes, wie solcher statthatte nach dem Tode des Generals Cleerens, den Gouverneur der Molukken bei Abwesenheit oder Unvermögen vertreten sollte, wie es bei Beschluß meiner Ernennung bestimmt war.

Ich habe auf Amboina nicht tun können, was ich wollte. Ich hatte zu kämpfen mit Aufruhr unter mir, mit Lauheit und Furchtsamkeit über mir. Ärger über das letztere hat mich krank gemacht. Ich wurde im Jahre 1852 bewußtlos eingeschifft nach Europa.

Der damalige Gouverneur hatte später die Ehre, Euer Excellenz auf einer Reise in den Molukken zu begleiten. Wenn auf diesem Zuge unter höheren Interessen Zeit übriggeblieben sein möchte, auch meiner Person zu gedenken, kann er Euer Excellenz nichts als Gutes von mir gesagt haben. Mich wenigstens hat er, auch nach meinem Fortgang noch, geehrt mit vielen Beweisen von Hochachtung.

Und schließlich erweist sich aus einem Satz der Kabinettsmissive von Euer Excellenz vom 23. März 1856 No. 54 [Im „Max Havelaar“ enthalten. Siehe meine deutsche Ausgabe bei J. C. C. Bruns, Minden i. W.: I. u. II. Aufl. S. 329, III. Aufl. S. 260], daß sich während der siebzehn Jahre, die ich damals dem Gouvernement diente, die gute Meinung über mich aufrecht erhalten hat. Euer Excellenz selbst erklären da, daß ich bei dem Gouvernement günstig angeschrieben stünde.

Ich hatte also bei Beginn und bei Fortsetzung meiner Laufbahn begründete Aussichten auf eine gute Carrière.

Diese Aussichten haben sich nicht verwirklicht.

Und die Vereitelung meiner Hoffnung ist nicht dieselbe

wie die von vielen, die sich beklagen über einigen Rang
oder einiges Einkommen weniger als dieser oder jener
nein, der Schiffbruch meines Lebens ist vollständig. Ich b
ärmer als der ärmste Tagelöhner. Das Papier, worauf i
schreibe, ist geborgt. Mehrere Male hatte ich keinen Platz, u
mein Haupt zur Ruhe zu legen. Meine Frau und meine Kind
habe ich dem Mitleid meines Bruders anheimstellen müsse

Auf dieses Fehlschlagen meiner Aussichten haben E
Excellenz einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt.

Ich habe an Euer Excellenz eine Bitte zu tun. Ih
Antwort darauf wird vielleicht bestimmen über mein Leb
und das meiner Familie. Die Art, wie ich diese Bitte einkleide,
ist also von höchster Bedeutung für mich. Und dennoch,
dennoch muß ich alle captatio benevolentiae verschmähen und
anfangen mit der ausdrücklichen Erklärung, die diesem Absatz
voraufgeht.

Denn ich glaube, daß ich an jemanden schreibe, der einen
höheren Rang hat, als Könige geben oder nehmen können,
ich glaube, daß Euer Excellenz ein ehrlicher Mann sind. Ich
glaube, daß Euer Excellenz unwissentlich und unabsichtlich
Unrecht taten . . . doch Unrecht war es!

Ich meine Euer Excellenz und mich zu ehren, wenn ich
gradheraus die Wahrheit sage, auch wo sie unangenehm klingen
möchte. Und wäre es auch, daß ich mich wieder täuschte, ich
kann nicht anders!

Mehrmals, wenn ich diesem oder jenem andeutete, wie
der Stand der Dinge war in der Abteilung Lebak, fragte
man erstaunt, ob Euer Excellenz das wußten. Ob ich das
Euer Excellenz geschrieben hätte.

Nein, Euer Excellenz wußten es nicht. Ich hatte es Euer
Excellenz nicht geschrieben. Aber Euer Excellenz hätten es
wissen können!

Ich glaube, daß Euer Excellenz es hätten wissen müssen!

Ich hatte darum ersucht, gehört zu werden. Officielle
Missive vom 28. Februar 1856 No. 93, geheim.

[Siehe in vorliegendem Bande S. 91, No. XVI.]

Diesem Ersuchen wurde nicht Folge gegeben.

Zu Batavia habe ich durch den Adjutanten Baron van [illegible]erdt darum ersuchen lassen, Euer Excellenz einige Augenblicke nahen zu dürfen.

Euer Excellenz hatten einen Absceß am Fuße. Ich wurde nicht vorgelassen.

Abermals ließ ich, als ich vernahm, daß Euer Excellenz wieder hergestellt waren, um Gehör ersuchen. Ich bekam von dem Sekretär-Adjunkten Hoogeveen zur Antwort, daß Euer Excellenz durch den mit Ihrem bevorstehenden Verzuge im Zusammenhang stehenden Geschäftsandrang verhindert wären, mich zu empfangen.

Den Abend vor Ihrer Abreise bat ich wieder, und sehr dringend, um Gehör, diesmal schriftlich.

[Ebenfalls im „Max Havelaar“ enthalten. Siehe meine deutsche Ausgabe I. u. II. Aufl. S. 338, III. Aufl. S. 267.]

„Sei es diesen Abend“, schrieb ich, „sei es heute Nacht, sei es morgen früh . . .“

Ich bekam keine Antwort.

Warum wollten Euer Excellenz mich nicht hören?

Gesetzt, daß all meine Meinungen unrichtig waren, daß ich von allem verkehrte Einsicht hatte, und daß s i e recht hatten, die mir entgegenarbeiteten . . . gesetzt, daß ich in allem irrte: d i e s e s w u ß t e n Euer Excellenz d o c h, d a ß i c h i n d i e s e m I r r t u m e h r l i c h w a r! D a ß i c h m e i n e E x i s t e n z a u f g e g e b e n h a t t e u m e i n P r i n c i p.

Fanden Euer Excellenz von derartigen Personen viele in Indien?

Waren solcher v i e l e unter den Audienzläufern, die betteln kamen um Gehaltserhöhung oder höheren Rang?

Hatte man Euer Excellenz so übersättigt mit Integrität, daß es Sie ekelte, jemanden zu sehen, der seine Ehre über sein Leben stellte?

Ich glaube es nicht, Excellenz!

Und was ich denn wohl Euer Excellenz zu sagen hatte?

Es steht geschrieben in meinem Brief vom 15. April 1856 No. 153, dem Brief, worin ich die Verwaltung der Abteilung Lebak übergab. [Siehe „Max Havelaar", deutsche Ausgabe I. u. II. Aufl. S. 333, III. Aufl. S. 263]. Da steht es, warum ich Euer Excellenz sprechen wollte:

„Sogleich kann ich euch (der armen bedrückten Bevölkerung) nicht helfen. Doch ich werde nach Batavia gehen, ich werde mit dem Großen Herrn sprechen über euer Elend. Er ist gerecht, und Er wird euch beistehen. Gehet vorläufig ruhig nachhause! Widersetzt euch nicht, wandert noch nicht aus ... wartet geduldig ab ... ich denke ... ich hoffe, daß Recht geschehen wird."

So schrieb ich, obschon ich Ihre mißbilligende Kabinettsmissive [Siehe „Max Havelaar", deutsche Ausg., I. u. II. Aufl. S. 329, III. Aufl. S. 260] empfangen hatte! Ich hielt Euer Excellenz für irregeführt. Ich baute fest auf Ihre Gerechtigkeit.

Und noch habe ich mein Wort an die arme Bevölkerung von Lebak nicht einlösen können. Noch muß ich auf die Frage: „wußte Er das alles?" antworten: nein, Er wußte es nicht!

Doch hatte ich nicht recht, als ich sagte: Euer Excellenz hätten es wissen können, hätten es wissen müssen?

Warum wollten Euer Excellenz mich nicht hören?

Der Augenblick ist gekommen, wo Euer Excellenz es wissen werden, und ich hoffe, daß es Sie nach dem Lesen dieses Briefes befremden wird, daß ich nicht eher schrieb.

Ich wollte vor allem andern versuchen, was ich mir vornahm laut meinem Schreiben vom 28. Februar 1856 No. 93, geheim:

> „Und wäre es selbst, daß eine höhere Macht denn die von Euer Edelgestrengen — dem Residenten von Bantam — etwas mißbilligte von dem, was ich tat ... und wäre es, daß ... doch nein, dies kann nicht sein, aber wäre es auch so — ich habe meine Pflicht getan!

Wohl tut es mir — indessen ohne befremdet zu sein — leid, daß Euer Edelgestrengen hierüber anders urteilen, und was meine Person angeht, würde ich mich sogleich beruhigen bei dem, was mir als eine Verkennung erscheint, doch es ist ein Princip im Spiel, und ich habe Gewissensgründe, die verlangen, daß festgestellt werde, welche Meinung richtig ist, die von Euer Edelgestrengen oder die meine.

Anders dienen, als ich in Lebak diente, kann ich nicht. Wünscht also das Gouvernement anders bedient zu werden, dann muß ich als ehrlicher Mann ehrerbietig darum ersuchen, daß man mich verabschiede. Dann muß ich in einem Alter von sechsunddreißig Jahren danach streben, aufs neue eine Laufbahn anzufangen. Dann muß ich nach siebenzehn schweren, mühevollen Dienstjahren, nachdem ich meine besten Lebenskräfte dem zum Opfer gebracht habe, was ich für Pflicht hielt, aufs neue die Gesellschaft fragen, ob sie mir Brot geben will, Brot in Tausch für meine Gedanken, Brot vielleicht in Tausch für Arbeit mit Schubkarren oder Spaten, wenn der Kraft meines Arms mehr Wert zuerkannt wird als der Kraft meiner Seele.

Doch ich kann, ich will nicht glauben, daß die Meinung von Euer Edelgestrengen von dem Generalgouverneur geteilt wird . . ."

Wehe!

Ich habe getan, was ich da schrieb. Es liegt eine lange Odyssee des Jammers zwischen diesem Brief und heute. Was nur eine Familie erdulden kann!

Mehrmals habe ich flüchtig den Wunsch in mir aufsteigen fühlen, daß ich mir etwas vorzuwerfen haben möchte. Dann wäre es mir doch leicht gefallen, ein Schuldbekenntnis einzutauschen für Brot. Ich hätte Frau und Kind kleiden können mit dem Ertrag der Schilderung ihrer Nacktheit. Aber Euer Excellenz wissen doch, wie Barnevelds Witwe um Gnade bat für die schuldigen Söhne, sie, die keine Gnade verlangt hatte für den unschuldigen Vater!

Ich bitte um **Ihre Gnade**, **Ihr Mitleid nicht**, Excellenz!

Und möchten Euer Excellenz meinen, die Dinge vergessen zu haben, worüber ich schrieb, ich werde sie deutlich in Ihr Gedächtnis zurückrufen. Ich werde Abschriften vorlegen von den gewechselten Schriftstücken. Ich werde Sorge tragen, daß Euer Excellenz wieder wissen mögen, was Ihnen entging, und wissen mögen, was Sie nicht wußten.

Und mögen Euer Excellenz nicht sagen: „dies geht mich nichts mehr an: ich bin nicht mehr Generalgouverneur" . . . denn ich würde antworten mit einem Satz aus Beilage H[a]: „Bedenken Sie, daß Ihr Gewissen nicht von Versetzung oder Verabschiedung abhängig ist".

[Die hier gemeinte Beilage enthielt die Fragepunkte an den Dekker in Lebak unterstellten Kontrolleur Langeveldt van Hemert, die später in den „Liebesbriefen" publiciert sind. Siehe hierzu in meinen deutschen Multatuli-Ausgaben bei J. C. C. Bruns, Minden i. W.: Auswahl und Biographieband, I. u. II. Aufl. S. 137, wo sich auch eine facsimilierte Wiedergabe von zwei Seiten des Dokuments befindet. Sodann in den „Liebesbriefen", I. u. II. Aufl. S. 160 bis 167.]

Während meiner indischen Laufbahn hatte ich reichlich Gelegenheit, zu verfolgen, wie die Bevölkerung von manchen Beamten, sowohl europäischen wie inländischen, mißbraucht wird. Dies geschieht in höherem oder geringerem Maße **überall**. Wohl wird im Regierungsreglement dem Generalgouverneur ausdrücklich anbefohlen, dagegen auf der Hut zu sein . . . wohl fordert man den Beamten, die mit der binnenländischen Verwaltung betraut sind, außer dem gewöhnlichen Amtseid den Eid ab, daß sie die Bevölkerung schützen werden gegen Aussaugung und Erpressung . . . wohl wird von Zeit zu Zeit jemand bestraft, der mehr, oder besser: der **anders** sündigte, als die Gewohnheit mit sich bringt, aber in der Hauptsache bleibt es so, wie es war. Ich würde hiervon traurige Beispiele mitteilen können und habe unter meinen indischen Erinnerungen Stoff für ganze Bände, wünsche mich jedoch in diesem Schreiben strikt auf das zu beschränken, was meinem

Gesuch um Verabschiedung unmittelbar voraufging und es verursachte.

Ich trieb keine Erpressung. Ich hatte einen Abscheu vor unbezahlter Arbeit. Ich gab, soviel ich konnte, wo es nötig war . . . und es war häufig nötig. Ich war, ungeachtet einigen Vermögens, das meine Frau in die Ehe brachte, arm. Ich hatte sogar Schulden, als ich den Dienst verließ.

Das Zeugnis, das ich hier mir selbst gebe, wird von jedem für wahr gehalten, der mich kennt, und ich hoffe, daß jeder mich kennt, der diesen Brief zu Ende liest.

Häufig hatte ich Zwist wegen dieses Punktes. Überall eiferte ich für Billigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit. Die Gründe, die man gegen mich anführte, waren gewöhnlich: die Allgemeinheit des Übels, die Gewohnheit, und vor allem: „der Geist des Gouvernements", der — hieß es — nicht wollte, daß man in dergleichen Angelegenheiten allzu scharf sähe, weil dies eine das Budget belastende Gehaltserhöhung zur Folge haben würde.

Ich leugnete das Bestehen dieses „Geistes des Gouvernements". Ich leugnete, daß die Absicht bestehen könnte, auf ungesetzliche Weise ergänzen zu lassen, was an gesetzlichem Einkommen fehlte. Ich wollte mich an den geschriebenen Buchstaben der Gesetze halten, und an den gesunden Verstand, der doch niemals zulassen kann, daß Aussaugung System werde, ich wollte mich halten an Gerechtigkeit und Ehrgefühl.

Wie da andere Beamte den Eid auslegen, den sie schwuren, begreife ich nicht. Die Gewohnheit des Übels und seine Allgemeinheit macht, meine ich, die Notwendigkeit des Entgegentretens umso größer.

Ich weiß, daß in einem der vielen Conduite-Rapporte über mich verzeichnet steht: „aber er ist einigermaßen excentrisch".

Dies ehrt mich sehr, Excellenz! Mehr als das Lob, das dem „aber" voraufgeht.

Ja, ich war excentrisch! Ja, ich fand es schändlich, wie

Schmarotzerpflanzen zu saugen an der Armut des Javanen! Ja, ich fand es schändlich, meinen Garten zu düngen mit dem Schweiß, der dem brachliegenden Acker gehörte, meine Pferde füttern zu lassen von Leuten, die hungerten! Schändlich, zu kaufen gegen erzwungenen Preis, arbeiten zu lassen für nichts und wieder nichts!

Ja, ich war excentrisch! Ich fand das Stehlen Schande ... und doppelte Schande, wo es den Armen trifft, der nichts entbehren kann! Hundertfältige Schande, wenn der stiehlt, der berufen ist, gegen Diebstahl auf der Wacht zu sein!

Ehe ich die Abteilung Lebak betrat, wußte ich, was da im Gange war. Bereits 1845 und 1846 hatte ich in der Residentschaft Krawang von der entsetzlichen Armut reden hören, die da herrschte, und wie die Bevölkerung systematisch ausgesogen wurde. Ich kannte die Familie des Regenten von Lebak, und zwar viele ihrer Glieder nicht von einer günstigen Seite. Es ist das der Regent, über den seit undenklichen Jahren in den Conduite-Rapporten, als wäre es eine Eigenschaft des Verstandes oder Herzens, an erster Stelle gesagt wird: „er hat eine große Familie, die er unterhält“. Dies ist überall die erste „Eigenschaft“, die man diesem Regenten zuschreibt, und für jeden, der die Euphonie kennt, welche die Beamten in ihrer Korrespondenz mit der Verwaltung glauben beobachten zu müssen, heißt dies übersetzt: „eine Menge von nichtstuenden Vagabunden benutzt ihre Verwandtschaft mit dem Regenten, um auf Kosten der Bevölkerung das Dasein zu fristen“.

Durch vielerlei Beziehungen war ich schon seit langem in den bantamschen Abteilungen kein Fremdling. Ich wußte, wie die später ausgebrochenen Unruhen in den Lampongs durch bantamsche Flüchtlinge vorbereitet, geschürt und verstärkt waren, und ich kannte die Ursachen ihrer Flucht. Ich wußte, wie ungern einige bataviasche und buitenzorgsche Landherren eine unantastbare Verwaltung im Bantamschen sahen.

„Wenn in Bantam nicht Erpressung getrieben wird, haben wir Mangel an Volk", habe ich einen von ihnen zu Buitenzorg sagen hören. Ich wußte, daß unter anderm ein großer Teil der Bewohner des privaten Landes Djassinga aus geflüchteten Bantamern bestand. Ich wußte, daß in Lebak seit reichlich zwanzig Jahren Viehstand und Seelenzahl ungefähr stehen geblieben waren. Und endlich, daß da — wo der Reis so wohlfeil ist in der Erntezeit, daß man die Hälfte des Gewächses für Schneidelohn bezahlt — daß da regelmäßig alle Jahre Hungersnot herrschte.

Bei Ankunft in Serang sprach ich über dies alles mit dem Residenten, der es zugab, jedoch die gewöhnlichen Gründe zur Beruhigung auseinandersetzte, und als Vermahnung, doch ja nicht zu streng gegen die da herrschenden Mißbräuche zu Felde zu ziehen, unter anderm anführte: „daß dieses alles in einer andern bantamschen Abteilung — Tjiringien — noch schlimmer wäre".

Die Ruhe und Einfachheit, womit er das sagte, als spräche er von etwas, das ihn nichts anging, überzeugte mich schon sogleich, daß von ihm nichts zu erhoffen war. Dies befremdete mich indes nicht. Ich wußte, wie die meisten Residenten, mit dem Auge auf die zukünftige Pension, damit zufrieden sind, wenn sie die Dinge nur eben leidlich im Gange erhalten, es geschehe später dann, was wolle.

Bei Ankunft in Lebak fand ich in dem Regenten jemanden, der mir im Umgang sehr gut gefiel. Auch ist zwischen ihm und mir niemals etwas Unangenehmes vorgefallen. Ich muß dies vorausschicken, weil man später die Sache hat verdrehen wollen, als hätte eine Fehde zwischen ihm und mir bestanden. Schon dies ist ein trauriges Zeichen, daß man nicht an Pflichterfüllung glauben kann, ohne an Feindschaft gegen den Angeklagten zu denken. Bei mir bestand just das Gegenteil. Ich hatte Mitleid mit dem Regenten und suchte ihm zu helfen. Es war ganz gegen meine Wünsche, daß ich ihn anklagte. Dies alles erweist sich ganz deutlich aus der Beant-

wortung der von mir an den Kontrolleur gerichteten Fragen, und überdies aus dem Schluß meiner ersten Anklage gegen den Regenten.

Dieses inländische Haupt gab zu, daß viele Mißbräuche stattfanden, gab aber vor, dagegen auf der Hut zu sein. Ich bemerkte bald, daß er mich hierin betrog. Denn es ist ein Axiom der binnenländischen Verwaltung, daß keine Erpressung stattfinden kann, ohne daß der Regent davon weiß. Ein geringer Javane beklagt sich nicht gern über seinen Häuptling, und dennoch dauerte es nicht lange, bis man sich bei mir über weggenommene Büffel und unbezahlte Arbeit beklagte.

Zu Anfang befremdete es mich, daß man meistens des Abends um Gehör ersuchte. Aber bald — besonders da auch der Kontrolleur und der Djaksa außergewöhnliche Vorsicht an den Tag legten — wurde ich gewahr, daß in Lebak mehr als anderswo Grund zu solcher Vorsicht bestand. Ohne vielleicht selbst die Bedeutung der Sache zu begreifen, erzählte mir der Militärkommandant, wie er einmal des Morgens die Leiche eines Inländers am Fort vorbei den Fluß hinabtreiben sah, eines Inländers, den er sich den vorigen Abend mit einer Klage an den Assistent-Residenten hatte wenden hören.

Ich fuhr nichtsdestoweniger mit milden, freundlichen Vermahnungen fort. Ich hielt den Regenten selbst nicht für schlecht, und es bestanden viele Gründe, die seine Position schwierig machten. Es geschah vielleicht nicht immer unter seinem Mitwissen, daß seine „zahlreiche Familie" der Bevölkerung abnahm, was ihr gefiel. Dabei war er äußerst fromm und gab mehr, als gut war, an Mekkapilger oder für die Errichtung von Bethäusern u. s. w. aus. Er hatte überdies einen Vorschuß an das Gouvernement zurückzuzahlen, wodurch seine monatliche Einnahme auf einen für ein Haupt von seinem Range unbedeutenden Betrag reduziert wurde. Und die unglückliche Abteilung Lebak brachte ihm an Kulturemolumenten nichts ein.

Hinzu kam der Luxus der Regenten von Bandong und Tjanjor, hinter dem er aus falscher Scham nicht glaubte zurückbleiben zu dürfen, weil er das Haupt der Familie war, von der die Regenten zu Tjanjor und zu Buitenzorg Mitglieder sind. Und endlich die schlechten Beispiele, die er häufig vor Augen gehabt hatte.

Der Beweis, daß keine Feindschaft gegen den Regenten mich beseelte, liegt in dem Schluß meines Briefes vom 24. Februar 1856, No. 88:

„Ich habe die Kraft zu der Erfüllung dieser schwierigen Pflicht — meiner Anklage — zum Teil geschöpft aus der Hoffnung, daß es mir vergönnt sein wird, später das eine und andere zur Entschuldigung des alten Regenten beizubringen, mit dessen Position, wie sehr durch eigene Schuld verursacht, ich tiefes Mitleid fühle."

Die Klagen dauerten ununterbrochen fort und kamen hauptsächlich aus dem Distrikt Parang-Kudjang, wo des Regenten Schwiegersohn Häuptling war.

Ich biete Euer Excellenz einen Extrakt an aus den Conduite-Angaben vom Jahre 1855. Mögen Sie daraus ersehen, mit welch schwarzer Kohle der Schwiegersohn des Regenten da angezeichnet steht, und bedenken, daß nicht ich der Schreiber davon bin.

Diese Conduite-Angaben sind höchst bezeichnend und würden Stoff zu vielen Bemerkungen geben, besonders wenn man andeutete, was man da unter „kleinen willkürlichen Handlungen" versteht. Ich wage überdies jeden zu fragen, der je in Indien die binnenländische Verwaltung wahrnahm, ob es möglich ist, daß der Schwiegersohn eines Regenten in seiner Eigenschaft als Distriktshaupt stiehlt und raubt, ohne daß der Regent darin verwickelt ist! Es war in Lebak öffentlich bekannt, daß der Dhemang allein darum so „unempfindlich war für Ermahnungen", wie der Berichterstatter in den Conduite-Angaben sich ausdrückt, weil jeder wußte, daß er für den Regenten, und im Namen und zu Nutzen des

Regenten handelte, und daß er darauf vertraute, daß man „sich an diesen nicht heranwagte“.

Wenn die von mir verlangte Untersuchung stattgehabt hätte, würde es sich gezeigt haben, daß der Distrikt Parang-Kudjang ausgesogen wurde zu Nutzen des Regenten.

Fortwährend sah ich Haufen Volks an meiner Tür vorüberziehen, die von dem Regenten aus meilenweiter Ferne aufgerufen waren, um für ihn zu arbeiten. Darunter waren schwangere Frauen, Frauen mit Säuglingen, Kinder. Diese Leute bekamen keine Bezahlung und keine Nahrung. Man fand sie des Abends auf dem Wege liegen. Sie lebten von Baumblättern und Erdwurzeln, und es gab welche, die Sand aßen. Viele kamen um.

Der Regent, der mir einmal schriftlich feierlich versichert hatte, die ihm zugebilligte Anzahl von Herrendienstpflichtigen nicht überschreiten zu wollen, trieb die Unverschämtheit und das Vertrauen auf seine Straflosigkeit so weit, daß er mir einmal — ebenfalls schriftlich: ich besitze dieses Schriftstück — mit dem Antrag zu kommen wagte, ich sollte ein gewisses Stück Land von diesen ungesetzlich gepreßten Leuten bearbeiten lassen. Und selbst der sehr furchtsame Kontrolleur drang darauf, daß der Regent über seine Handlungsweise zur Rede gestellt werde. Auch das Billet, worin dies geschah, kann ich aufweisen; bemerkenswert ist das dabei gestellte Ersuchen, doch nur den Regenten nicht merken zu lassen, daß er, der Kontrolleur, mir dieses rapportiert hatte, als wenn er darin nicht seine beschworene Pflicht tat!

Aber es war in Lebak gefährlich, seine Pflicht zu tun.

Ich hatte indes weder die Rapporte von dem Kontrolleur, noch die von dem Djaksa nötig.

Im Gegenteil, nachdem einmal der Kontrolleur auf meine Frage nach den Ursachen seiner Furchtsamkeit geantwortet hatte: „daß er die einzige Stütze seiner zwei Schwestern wäre“ [Siehe die schon genannten Fragepunkte an den Kontrolleur in den „Liebesbriefen“], habe ich ihm verboten, mir etwas zu

rapportieren. Meine Worte waren: „Es ist gut, Mann! Nicht jeder ist zum Helden oder Märtyrer geboren: ich werde Sie nicht mehr schelten wegen Ihrer Halbheit.“

Von dem Augenblick an habe ich alles auf mich genommen, in dem Maße sogar, daß der Kontrolleur von dem Residenten selbst zum ersten Mal vernahm, daß ich den Regenten angeklagt hatte.

Wie ich jedoch vor dieser Anklage zu Werke ging, erhellt aus der mündlichen Botschaft, die ich einmal dem Kontrolleur auftrug, der nach Serang reiste:

„Sagen Sie dem Residenten, daß er, von den vielen Mißbräuchen hörend, die hier platzgegriffen, nicht von mir denken möge, ich sei dem gegenüber gleichgültig; ich wollte nur erst, bevor ich offiziell rapportierte, versuchen, den Regenten mit Milde zu seiner Pflicht zu bringen.“

Wahrscheinlich würde ich in dieser Weise noch einige Zeit fortgefahren sein, mehr aus Widerwillen gegen die Beschreitung des Kriminalweges, als in dem Glauben, daß ich Erfolg haben würde — denn dazu war das Übel zu tiefgewurzelt! — als der folgende Vorfall mich zum Handeln nötigte.

Die Witwe meines Vorgängers war schwanger, als ich in Lebak ankam. Sie bat, mit ihrer Familie ihre Entbindung bei mir abwarten zu dürfen, was ich natürlich gestattete. Gleich zu Anfang machte ich die Wahrnehmung, daß sie mit besonderer Aufmerksamkeit jede Person beobachtete, die das zu meiner Wohnung gehörige Grundstück betrat. Ihre Antworten auf meine Fragen nach den Gründen hiervon waren lange Zeit ausweichend. Endlich vernahm ich, daß sie einem Polizeisoldaten Befehl gab, unter keinem Vorwand zu gestatten, daß jemand außer ihrer oder meiner Bedienung sich der Küche näherte. Ich drang nun etwas stärker auf Erklärung an, und endlich bekannte sie mir, daß sie ihren Mann für vergiftet hielt. Er war von einer Inspektionsreise, nachdem er bei dem Dhemang von Parang-Kudjang, dem Schwiegersohn des Regenten, gespeist hatte, unerwartet in er-

barmungswürdigem Zustande nachhause gekommen. Er rief, auf den Magen zeigend: „Feuer, Feuer!“ und wenige Augenblicke danach war er tot.

Ich ließ den Kontrolleur rufen und fragte, woran mein Vorgänger gestorben wäre. Er erklärte dies nicht zu wissen, bestätigte aber die Krankheitsgeschichte, wie sie mir von der Witwe mitgeteilt worden war, und fügte hinzu: „gewiß wäre er vergiftet worden, wenn er länger gelebt hätte, denn er trat mit Eifer gegen die Erpressung auf“.

[Siehe die Fragepunkte an den Kontrolleur in den „Liebesbriefen“.]

Ich fand wirklich unter den Papieren meines Vorgängers zwei Aufnotierungen, offensichtlich Punkte enthaltend, über die er mit dem Residenten zu sprechen hatte. Ich besitze diese Schriftstücke in originali, und habe darauf durch zwei Kanzlisten beglaubigen lassen, daß sie von der Hand meines Vorgängers sind. In dem einen ist zu lesen:

„Über den Mißbrauch, den die Regenten und die geringeren Häuptlinge mit der Bevölkerung treiben.“

Das andere enthält die folgende Aufzeichnung:

„Parang-Kudjang. Der Abfluß von Volk ist allein dem weitgehenden Mißbrauch zuzuschreiben, der mit der Bevölkerung getrieben wird.“

Er hatte also seine Pflicht getan! Er hatte Unterredungen gehabt mit dem Residenten von Bantam! Er hat sogar gedroht, daß er, wenn keine Veränderung einträte, sich zu Ultimo 1855 mit Übergehung des Residenten von Bantam direkt an den Generalgouverneur wenden würde . . .

Aber einen Monat vor dieser Zeit ist er elendiglich umgekommen, Excellenz!

Ich gebe zu, daß der Arzt — der ihn nur wenige Augenblicke behandelte — der Krankheit einen andern Namen gegeben hat als seine arme Witwe und die öffentliche Meinung in Lebak. In dem Augenblick, als ich der Verwaltung enthoben wurde, lag ein Antrag bereit, die Leiche meines Vorgängers ausgraben zu lassen. Die Entscheidung liegt nicht bei mir,

ob er umkam als Opfer seiner Pflichterfüllung, doch gewiß ist, daß viele in Lebak ihn für vergiftet halten, und daß der vorsichtige Kontrolleur zu sagen und zu schreiben wagte: „man würde ihn vergiftet haben, denn er suchte Erpressung entgegenzutreten".

Meine Empfindungen beim Vernehmen dieser Dinge waren unbeschreiblich. Ich hatte Lebak betreten mit dem heiligen Vorsatz, meine Pflicht zu tun. Ich hatte es mit Milde getan: ich fand die Korrespondenz meines Vorgängers zu hart, zu scharf. Ich wollte helfen, auf den rechten Weg verhelfen, nicht verderben, doch nun . . .

Frauen und Kinder folgten weinend dem letzten Büffel . . . ganz Parang-Kudjang war im Begriff, auszuwandern . . . ganze Dörfer waren ausgeraubt . . . und meiner wartete ein Los wie das meines Vorgängers, wenn ich meine Pflicht tat . . .

Darauf teilte ich meiner Frau das Gehörte mit. Ich bat sie, sich zu entfernen mit unserm Kind. Sie antwortete mit heldenhafter Einfachheit: „O nein, ich bleibe! wir essen und trinken zusammen."

Darauf klagte ich den Regenten des Mißbrauchs der Amtsgewalt und der Erpressung an.

Excellenz! Ich weiß, daß man geneigt ist, sich selbst zu hoch zu schätzen, aber ich bitte Sie, habe ich verdient, arm und elend umher zu irren, fern von den Meinen und fruchtlos suchend nach Brot?

Belohnt man die Schildwache nicht, die Alarm ruft mit der feindlichen Waffe auf der Brust?

Und was haben Euer Excellenz mir getan?

Ich wurde abgewiesen an den Pforten Ihres Palastes, als ich — keine Belohnung verlangte — nein, als ich um Recht flehen kam für die arme Bevölkerung von Lebak.

Und was haben Euer Excellenz mir getan?

Euer Excellenz haben einen Kabinettsbrief gezeichnet, worin ich getadelt wurde! Worin es als hohe Gunst dargestellt wurde, daß ich noch länger dem Gouvernement dienen durfte.

Und als Euer Excellenz diesen Brief schreiben ließen — oder besser, als man Euer Excellenz diesen Brief zeichnen ließ — hatten Sie vor sich liegen meine Stücke vom 24., 25. und 28. Februar No. 88, 91 und 93, woraus ich so leicht zu beurteilen war. Oder ist in diesen Briefen nicht etwas Männliches, etwas Beherztes? Etwas, das den ehrlichen, standhaften Mann anzeigt? Etwas, das erinnert an das justum ac tenacem?

Excellenz, als ich vor wenigen Tagen — zum erstenmal seit langem — diese Briefe wieder zur Hand nahm, machten sie auf mich diesen Eindruck.

Aber Euer Excellenz wußten nicht, daß sie geschrieben waren in Todesgefahr! In größerer Gefahr als die von der Schildwache, von der ich sprach, weil ich nicht allein war. Fühlen Euer Excellenz die Angst, die mich erfüllte bei dem geringsten Unwohlsein von Frau und Kind? War kein Heldentum in dieser Pflichterfüllung?

Und was war die Antwort des Residenten auf meine Anklage?

Er klagte in einem Brief, den ich noch zeigen kann: daß ich ihn störte in seinen dringenden Beschäftigungen."

Excellenz, kann er schärfer gezeichnet werden, dieser Unterschied zwischen den Verehrern von dem „Geist des Gouvernements" und mir, als indem man diese Briefe — die meinen und den des Residenten von Bantam — nebeneinander hält?

Auf meine Anklage folgte also von dem Residenten von Bantam ein Vorwurf, daß ich nicht erst privat geschrieben hatte, eine Klage über Störung in dringenden Beschäftigungen, und die Nachricht, daß er zu mir kommen werde, um über die Sache zu „conferieren".

Es war just eine solche Conferenz, die ich fürchtete. Mein Vorgänger hatte zu häufig „conferiert"!

Meine Antwort zeichnet die Position deutlich. Es ist eine Bitte, die Schuldigen nicht gegen mich in Schutz zu nehmen.

Es lag im Interesse des Residenten, meine Anklage unwahr zu machen. Euer Excellenz würden doch, wenn die von mir verlangte Untersuchung erwiesen hätte, wie erbarmungswürdig der Zustand der Bevölkerung war, darüber von dem Residenten von Bantam Rechenschaft verlangt haben, der dies alles früher hätte wissen müssen. Darum war mir sein Kommen so unangenehm. Ich fürchtete, daß er in seinem Interesse den Regenten warnen und ihm die Gelegenheit geben würde, lästige Zeugen zu bestechen oder aus dem Wege zu räumen.

„Bei dem geringsten Argwohn, schrieb ich, sendet der Regent einen Expreß an seinen Neffen, den Regenten von Tjanjor, der hierher unterwegs ist und interessiert ist an seiner Erhaltung. Er verlangt, auf wessen Kosten immer, Geld, teilt es aus mit verschwenderischer Hand an jeden, den er in der letzten Zeit benachteiligt hat, und die Folge wäre, daß es so scheinen würde, als hätte ich ein leichtfertiges Urteil gefällt, als wäre ich ein unbrauchbarer Beamter, um es nicht ärger auszudrücken."

Ja, dann wäre ich ein Verleumder gewesen.

Meine Bitte, die Schuldigen nicht gegen mich in Schutz zu nehmen, muß überflüssig und selbst lächerlich erscheinen jedem, der nicht vertraut ist mit dem Widerwillen der meisten indischen Autoritäten, das „Gouvernement zu belästigen mit unangenehmen Berichten" und sich selbst vor der Pensionsstunde „sussah" [indisch = Unannehmlichkeiten] auf den Hals zu holen.

Und daß diese Bitte nicht überflüssig, nicht lächerlich war . . .

Excellenz, wenige Stunden nach dem Empfang dieses Briefes hat der Resident dem Regenten Geld gegeben und ihn zu bewegen gesucht, etwas gegen mich vorzubringen! (Siehe in Beilage die Erklärung des Kontrolleurs, worin dies bestätigt wird.)

Das ist der Oberbeamte, auf dessen Rapporte die Vorwürfe

in Eurer Excellenz Kabinettsmissive basiert sein müssen, die mich zwangen, meinen Abschied zu verlangen!

Es handelte sich nicht darum, ob etwas gegen mich gefunden werden konnte, und hatte ich auch, ich weiß nicht was, verbrochen, dies würde doch der Schuld oder Unschuld des Regenten nichts genommen oder hinzugefügt haben. Er war durch mich instanzenmäßig angeklagt: diese Klage mußte untersucht werden, und nicht die eventuell gegen mich bestehenden Beschwerden.

Aber es bestanden keine Beschwerden gegen mich. Denn was antwortete der Regent auf die hinterlistige Frage, „ob er etwas gegen mich hätte“, wodurch der Resident ihm so deutlich gegen mich seine Unterstützung anbot?

„Nein, ich habe nichts gegen den Assistent-Residenten, durchaus nichts, dies kann ich beschwören!“ (Siehe Beweis in Anlage.)

Und dennoch hat man Mittel gefunden, Euer Excellenz jenen Kabinettsbrief zeichnen zu lassen, jenen Brief voll Tadel und Verweis! Dennoch hat man es Sie so erscheinen zu lassen gewußt, als wenn ich, ich, der ich streng meine Pflicht getan hatte, der Schuldige war!

Warum wollten Euer Excellenz mich nicht hören?

Ich hatte gut gehandelt. Ich glaube, daß ich edel gehandelt habe. Aber wäre dies auch nicht so, das Recht, gehört zu werden, hat selbst der Verbrecher! Und ich hatte so ausdrücklich darum gebeten in meinem Brief vom 28. Februar No. 93, wovon ich zum Überfluß Euer Excellenz Abschrift anbot, aus Furcht, daß der Resident von Bantam, in dessen Interesse es lag, daß ich nicht gehört wurde, meine Bitte unterschlagen würde.

Überdies, Euer Excellenz hätten wissen können, daß Ihre Mißbilligung nicht mich traf, sondern das Prinzip: ob das Gouvernement wollte oder nicht wollte, daß man recht tat ohne Scheu.

Zugleich mit der Kabinettsmissive vom 23. März 1856

No. 54 empfing ich ein privates Schreiben von einem Beamten aus der Umgebung von Euer Excellenz, mit dem ich früher niemals korrespondiert hatte. Er riet mir dringend an, auf die Kabinettsmissive nicht zu antworten.

Man schien also einzusehen, daß es etwas zu antworten gab!

Er wünschte mir sodann Glück zu dem „guten Ablauf der lebakschen Angelegenheiten", und sagt: „daß ich denselben größtenteils der Gunst von Euer Excellenz zu verdanken hätte"!

Dies war — mochte es der Schreiber so auch nicht meinen — dies war eine Drohung! Es bedeutete: „wenn du nicht schweigst, wird es noch schlimmer für dich ablaufen".

„Après tout — steht da — sind Sie doch ehrenvoll davon abgekommen!"

Mein Gott, als wenn die Rede gewesen wäre von Unehre!

O, hätten Euer Excellenz die Entrüstung gesehen von jemand, der bei mir war, als ich diesen Brief empfing! Jemand, der sieben Jahre die Greuel in Bantam mitangesehen hatte, denen ich ein Ende machen wollte!

Aber ich behauptete, daß man Euer Excellenz irregeführt hatte.

Meine Versetzung nach Ngawie konnte ich jedoch nicht annehmen. Ich wußte nicht, wie ich da zu handeln hatte. Anders dienen als in Lebak konnte und wollte ich nicht!

Überdies sah ich ein, daß ich Euer Excellenz als Beamter nicht nahen konnte. Ich fühlte, daß ich zu wählen hatte zwischen meiner Existenz und meiner Pflicht. Denn ich hoffte, daß Euer Excellenz einem Privatmann vergönnen würden, was Sie dem Beamten verweigert hatten: einen Augenblick Gehör. Ich hoffte, daß mein Abschiedsgesuch, einfach wie es ist, doch ein scharf abgedrucktes Siegel setzend auf meine früheren Briefe, Euer Excellenz würde haben einsehen lassen, daß ich kein gewöhnlicher Beamter war, kein Phrasenschreiber, kein Ämterjäger, sondern jemand, der —

meinte Euer Excellenz auch, daß ich irrte — doch gezeigt hatte, daß er in diesem Irrtum ehrlich war.

Nach meiner erfolgten Verabschiedung überlud man mich zu Serang mit Ehrenbezeugungen. Der Resident sagte, daß er mich bewundere, und bot mir sein Haus an. Doch ich mußte nach Batavia, um Euer Excellenz zu sprechen.

Was ich nach dieser Zeit und infolge von diesem allen gelitten habe, übergehe ich. Ich verlange Ihr Mitleid nicht, Excellenz.

Aber ich bitte Euer Excellenz, sich die Mühe zu nehmen, die angefügten Beilagen aufmerksam durchzulesen, und besonders zu achten auf die Beantwortung der dem Kontrolleur vorgelegten Fragepunkte.

Dieser Beamte wußte, daß er in diesem Augenblick nichts von mir zu hoffen oder zu fürchten hatte. Ich selbst erinnerte ihn daran. Es gehörte für ihn Mut dazu, Erklärungen abzugeben, die zeugten für seinen abtretenden Chef, gegen den Residenten, der sein Chef blieb. Gegen das Gouvernement sogar, das gezeigt hatte, daß es mich nicht schützte.

Um noch zum Überfluß den sittlichen Wert der Zeugnisse des Kontrolleurs anzudeuten, nehme ich mir die Freiheit, hierbei Abschrift einer Korrespondenz vorzulegen, die nicht zugehörig zu der behandelten Sache scheinen möge, indes im allgemeinen anzeigt, wie ich meine Verpflichtung auffaßte. Ich möchte fragen, ob ich am 29. und 30. März Unwahrheiten in meinem Interesse fordern konnte von dem Beamten, dem ich am 5. zuvor den Brief No. 87 schrieb!

Es würde mir leicht fallen, Punkt für Punkt die Erwägungen zu entkräften, worauf die Mißbilligung meiner Handlungen basiert war. Ich kann beweisen, daß ich nicht unüberlegt zu Werke ging. Daß nicht immer günstige Rapporte über den Regenten von Lebak ausgefertigt sind. Daß meine Haltung gegenüber dem Residenten von Bantam respektvoll gewesen ist. Daß ich mich nicht geweigert habe, ihm Erklärungen zu geben. Und endlich, daß in der Conferenz zwischen ihm

und mir es sich durchaus nicht handelte um die Begründetheit der Anklage — das war eine ausgemachte Sache! — sondern um das Prinzip, ob das Gouvernement es gern sähe, daß man derartige Sachen beim Namen nenne.

Darauf deutet doch meine ganze Missive vom 28. Februar, die von dem Residenten niemals beantwortet ist.

Wenn Euer Excellenz nach der Lesung der Stücke irgend ein Zweifel übrig bleibt, bin ich bereit, aufs klarste darzutun:

Daß wirklich in Lebak Erpressung stattfand.

Daß ich meine Pflicht tat, indem ich davon meinem Chef Kenntnis gab, und zwar auf die Weise, wie ich es tat.

Daß ich nicht verdiente, dafür getadelt und bestraft zu werden.

Daß endlich dieser Tadel, gegen die Absicht von Euer Excellenz sicherlich, die verhängnißvolle Meinung des Residenten von Bantam und der meisten ostindischen Beamten hat triumphieren lassen: daß das Gouvernement nicht will, daß man buchstäblich verstehe und erfülle den Eid: die Bevölkerung zu schützen gegen Mißhandlung und Erpressung.

Zahllose Male hat man mir geraten, ich solle mich an den Minister der Kolonien wenden, an die Generalstaaten, an Seine Majestät den König. Bis jetzt tat ich weder das eine, noch das andere. Nach meinem Abschiedsgesuch habe ich über diese Sache keinen Buchstaben geschrieben. Dies möge Euer Excellenz ein Beweis sein, daß ich nicht getrachtet habe, Aufsehen zu erregen durch Reklame oder Skandal. Ich strebte einfach zu tun, was ich schrieb am 28. Februar 1856, und suchte ein anderes Existenzmittel.

Bis jetzt habe ich darin keinen Erfolg gehabt.

Jetzt bin ich in Belgien, und werde versuchen, mich einige Zeit durch litterarische Arbeit aufrecht zu erhalten. Ich glaube aber nicht, daß es mir gelingen wird. Und wäre es auch, daß ich für meine Bedürfnisse das Nötige zu erhalten wüßte . . .

meine Frau und meine Kinder haben Anspruch auf andere Nahrung als das, was ihnen gereicht wird durch das Mitleid meines Bruders. Überdies glaube ich, daß auch ich selbst nicht verdient habe, ohne Hab und Gut umherzuwandern, täglich in Sorge um das Allernötigste.

Und man hat mich aufmerksam gemacht, daß ich verkehrt tat, aus Widerwillen gegen die Erwiderung empfangener Schmähungen oder gegen öffentliches Aufsehen mich zu beschränken auf das Suchen einer Existenz für mich selbst. Denn mein Schicksal ist ein abschreckendes Beispiel geworden für die wenigen, die in Indien meinem Beispiel würden folgen wollen, und jetzt würde — mehr noch als früher! — Mut nötig sein, um etwas zu unternehmen gegen die Greuel, die in Indien dem Niederländischen Namen Schande antun. Vor allem ist dies der Fall, weil das mit mir Geschehene unter der Verwaltung von Euer Excellenz vorfiel, die in Indien als peinlich gerecht gerühmt wurde.

Dieser Umstand wirkt verhängnisvoll auf den Eindruck, den die mir zuteil gewordene Behandlung gemacht hat.

„Er hat selbst unter diesem Generalgouverneur nicht bewirken können, daß Besserung eintrat", heißt es, und jetzt würde man jeden einen Toren nennen, der es unter einem andern Generalgouverneur wieder versuchte.

Nicht jeder fühlt sich berufen, der Märtyrer einer guten Sache zu sein. Man läßt die Sachen so, wie sie sind, hält, wie man es nennt, „die Wirtschaft mit Deichseln aufrecht", trachtet alles zu verdecken und zu unterdrücken, was den lügenhaften Berichten von Zufriedenheit und Wohlfahrt widersprechen würde, und genießt, einer nach dem andern, in Frieden und Ruhe die unverdiente Pension, indem man die Last der Ungerechtigkeit drücken läßt auf die Zukunft . . .

Auf die Zukunft, die schrecklich sein wird!

Denn es ist in Indien mehr öffentliches Leben, als die Räte von Indien wissen. Doch es offenbart sich nicht vor der Explosion.

Darum ist es meine Pflicht, zurückzukommen auf die Dinge, die ich behandelte, und ich glaube Euer Excellenz einen Beweis von Hochachtung zu geben, indem ich mich an niemand anders wende, als an Euer Excellenz selbst.

Das Ersuchen, das ich an Euer Excellenz zu stellen habe, ist dieses: die Wiederholung meiner Bitte, diesen Brief und die ihm angefügten Schriftstücke aufmerksam lesen zu wollen, und mir antworten zu wollen auf die Frage: ob Euer Excellenz darin nicht Veranlassung finden, mich zu unterstützen in den Versuchen, die ich anwenden will, um auf die ehrenvollste Weise wieder eintreten zu dürfen in Niederländisch-Indischen Dienst.

Doch, Excellenz, anders dienen, als ich in Lebak diente, kann ich nicht.

Douwes Dekker.

XXI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Antwerpen, 27. Aug. 1859.
Sonnabend Morgen.

Liebe, beste Tine! Gestern 12 Uhr bekam ich deinen Brief, dem Poststempel nach aus dem Haag versandt. Du sagst: „heute Abend gehe ich nach Rotterdam" u. s. w. Ich weiß nicht, ob das Mittwoch oder Donnerstag Abend bedeutet, und ob du also eine Nacht bei Henriette zugebracht hast oder nicht. Dein ganzes Schreiben ist mir unerklärlich. Ein Ding ist gewiß, daß du im Haag keinen Erfolg gehabt hast! Ich bin denn auch ganz kaput und so nervös, daß ich mit Mühe schreibe. Ich fühlte bei dem Lesen wohl, daß du gezwungen schreibst, aber ich fasse nicht, was du damit gewonnen hast, wenn du dir diesen Zwang gefallen ließest, da aus deiner schnellen Abreise doch hervorgeht, daß man dir nicht mal

ein Dach anbot. Wenn die Herzlichkeit von Henriette der Preis wäre, womit man dir dies schneidende Schreiben bezahlte, würde ich es begreifen und gutheißen — alles für unsere Kinder! — aber mich so einfach zum Matrosen oder Steward zu machen, ohne daß einige Hülfe dem gegenüber steht — dich in so bequemer Art von mir abspenstig zu machen, ohne daß man sich deiner und der Kinder annimmt, das ist mir ein Rätsel! Ich lese wieder und wieder deinen Brief und traue meinen Augen nicht. Wie hat Henriette nur solch ein Schreiben von dir zu erlangen gewußt, ohne etwas dafür an die Stelle zu geben? Wenn ihr Zweck war, mich zu verwunden, so hat sie das völlig erreicht, denn ich bin außer mir darüber. Aber was ist das nur für eine wütende Feindschaft? Was habe ich ihnen getan?

Du schreibst nicht, wie es dir auf deiner Reise erging. Ich war den ganzen Tag so in Angst und war froh, als es Abend war. Du begreifst, daß ich nun mit Schmerzen deinen zweiten Brief erwarte. Als ich deinen Brief erhielt, dachte ich, ich müßte niederfallen. Beim Öffnen sah ich zuerst die Phrase von Steward oder Matrose, und ich dachte sofort, daß du bei Henriette Hilfe erlangt hättest unter dieser Bedingung. Aber als ich sah, daß dies nicht der Fall war, konnte ich mir keinen Vers darauf machen. Ich bin wie ein gehetztes Wild durch die Stadt gerannt und konnte keine Ruhe finden.

Du schreibst nichts von den Kindern. Du mußt wohl fürchterlich gelitten haben und auf der Folterbank gewesen sein, um zu solch einem Brief zu kommen. Hat Henriette dir diktiert, oder stand sie hinter dir? Was für Unmenschen sind es doch, daß sie dich schreiben lassen, du trenntest dich von mir, und wir müßten als fremde Menschen jeder unsern Weg gehen! Mein Gott, was für ein Zustand!

Und warum wollten sie das bißchen Geld nicht geben?

[Es handelt sich um die im Vorbericht auf S. 103 genannten 500 Gulden.]

Muß ich das nun hier in Antwerpen wieder im voraus verzehren? Du schreibst nichts darüber.

Wie wirst du's nur mit deinem Gepäck machen, arme, arme Tine! Ach, wenn wir keine Kinder hätten, würden wir doch am besten tun, zusammen dem ein Ende zu machen. Solch ein Leiden ist zu arg.

Man hat hier bis jetzt von mir noch kein Geld verlangt, aber das wird nicht lange dauern. Du schreibst auch nicht, wie du es auf dem Dampfer gemacht hast ohne Geld.

Ich sehe fortwährend aus dem Fenster nach dem Briefträger. Ich bin völlig erschöpft von Kummer. Fortwährend lese ich deinen Brief wieder. Ich muß glauben, daß du Henriettes wegen einen Grund hattest, so zu schreiben, aber was hat sie davon, uns so zu martern? Was will man nur? Gewiß, ich wäre auch lieber Matrose oder Steward, als so zu leiden, aber es ist Unsinn, mir so etwas zu sagen. Wenn ich mich als Matrosen anbiete, werde ich ausgelacht — und denkt man, daß ich auf diese Weise unsere Position würde wiederherstellen können? Wenn ich Gaben habe, wovon man immer spricht, warum hilft man mir dann nicht, diese Gaben anzuwenden auf eine Art, die helfen kann? Warum dann diese Wut, mich so zu erniedrigen und zu kränken?

Ich beginne zu verzweifeln an der Hoffnung, daß ich einen Brief von dir bekomme.

Sonntag Morgen. Gestern den ganzen Tag vergebens nach einem zweiten Brief ausgesehen. Hättest du mir dann lieber überhaupt nicht geschrieben, statt mich zwei Tage unter dem Eindruck eines solchen Briefes zu lassen!

Henriette muß dir Tausende zugesagt haben, um das Schreiben eines solchen Briefes für mich erklärlich zu machen — und das scheint doch nicht der Fall zu sein, denn dann würdest du nicht nötig gehabt haben, so schnell (bei Nacht) mit den Kindern Unterschlupf bei Jan zu suchen. Diese eilige Abreise und deine wiederholte Mitteilung, daß du keinen Heller bekommen kannst, beweist von Henriettens Seite wenig Hilfe. Was hast du also dabei gewonnen, mir solchen Brief zu schreiben?

Mit Schmerzen schaue ich nach einem Brief aus. Es ist nun Sonntag, du bist Mittwoch Morgen abgereist!

Sonntag Abend. Kein Brief!

Montag Morgen. Es ist jetzt neun Uhr. Da sitze ich nun wieder und warte. Du bist jetzt fünf volle Tage weg, und ich weiß noch nichts. Es ist, als wenn ein Fluch ruht auf allem, was wir tun.

[„So trauernd und klagend wird dieser Brief noch ein paar Seiten fortgesetzt, bis er am Montag versandt wurde nach „De Buthe“ bei Zutphen, in der Hoffnung, daß er da seine Bestimmung erreichen würde.“]

XXII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Montag Abend.
[Antwerpen, 29. August 1859.]

Ich empfing da deinen Brief mit hundert Gulden, und schreibe dir nur, um dich es wissen zu lassen. Antworten auf deinen Brief vom Sonntag kann ich noch nicht. Es tobt mir im Kopfe herum. Ich ersehe daraus, daß du nach Indien willst, ohne mich, und daß ich deine Sachen schicken soll. Ich bin noch ebenso weit bezüglich des Briefes aus dem Haag. Auch, warum du mich drei Tage in Angst gelassen hast! Mein Gott, was sind das für Menschen!

Morgen mehr. Dein Brief ist sehr grausam, aber deine Sachen werde ich schicken.

Ich habe hier die Nota verlangt und werde sogleich bezahlen, um deine Sachen schicken zu können. Was ich dann tun soll, weiß ich nicht. Du fragst auch nicht danach.

Mein Gott, ist das ein Leiden!

Von deiner Politik begreife ich auch nichts.

In Gottes Namen!

Und das nennst du ein Resultat.

XXIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Antwerpen, Dienstag Morgen.

Liebe, beste Tine! Gestern empfing ich den Brief mit den 100 Gulden. Ich war bis um neun Uhr umhergelaufen, und als ich beim Nachhausekommen den Brief fand, war ich wegen des Inhalts, daß du nämlich wegreisen würdest, bitter betrübt. Ich antwortete hastig ein paar Worte, die dich betrübt haben müssen, aber, lieber Engel, mein Ärger betrifft nicht dich. Du handelst mutig und beherzt, doch die Elenden, die uns zu einem solchen Schritt zwingen, sind infam. Ich lasse nun einmal die Gehässigkeit von van Heeckeren u. s. w. beiseite, aber kann Jan ruhig dabei bleiben, wenn er dich so nach Indien gehen sieht? Kommt ihm dein Plan dort (wie mutig auch) so schön vor in der Ausführung? Es ist ein großer Unterschied zwischen dem Schönfinden deines Entschlusses, was die Beherztheit angeht, und dem ruhigen Mitansehen, daß es geschieht.

Du glaubst, daß du Glück haben wirst. Das Beispiel von Mevr. Dean (die höchstwahrscheinlich ihr Geld ganz anders verdiente als mit Stundengeben) schwebt dir vor. Dazu kommt die Begeisterung, die einem edlen Gemüt just den schwierigsten Plan als den vorzuziehenden erscheinen läßt. Daß du das willst, begreife ich also, aber es ist infam von jedem, der dich darin bestärkt.

Fragst du mich nun, ob ich denn dagegen bin? Höre meine Antwort und lies sie Jan vor.

Durch Armut außer stande, dich und die Kinder zu ernähren, verliere ich alles Bestimmungsrecht! Andere, Fremde, bestimmen, daß meine Frau nach Indien soll, ich muß schweigen. Man beschließt, mir meine Kinder abzunehmen, ich muß schweigen. Man schickt sie nach einem Land, wo sie gerade in ihrem Alter nicht sein dürfen, sowohl was die Erziehung

als was die Gesundheit angeht, ich muß schweigen! Meine Frau, die durch fortwährendes Leiden und Kämpfen erschöpft ist, wird von Fremden an Arbeit für ihren Unterhalt gesetzt, ich muß schweigen!

Ich muß schweigen . . . nicht weil ich es gutheiße oder weil ich mich dabei beruhige, sondern weil ich dich und die Kinder nicht erhalten kann.

Geh also, aber sage Jan — von den andern rede ich nicht! — daß ich es schmählich finde, daß man meine Armut so mißbraucht.

Wenn ich dir sage: geh! dann sage ich das aus Zwang, aber niemals werde ich es ihnen vergeben, die mir so das Messer an die Kehle setzen, die so mein Elend mißbrauchen!

Es ist etwas an der Sache, das ziemlich ins Auge fällt und das man wohl beachten muß. Es ist hunderte Male vorgekommen, daß eine Familie in Rückstand geriet. Wenn die Familie dann beispringt und es ist die Rede von Außerlandesgehen, dann schickt man den Mann fort und sorgt so lange für Frau und Kinder. Wenn der Mann dann Erfolg hat, ist alles eingerenkt.

Hier hat man was besseres erfunden. Ich soll nicht Erfolg haben, ich soll mich nicht rehabilitieren. Weder van Heeckeren, noch van der Hucht, noch irgend jemand, der Indien kennt, zweifelt daran, daß ich in kurzer Zeit obenauf sein würde. Was wäre also natürlicher, als mich fortgehen zu lassen, wenn es sich nicht darum handelte, mich zu kränken und zu foltern und insbesondere dich vom Halse zu haben?

Man gebe mir die Hälfte von dem, was deine Übersiedlung kostet, dann kann ich nach dem Cap oder nach Singapore gehen, und ich kann dich dann, nehme ich an, nach etwa acht Monaten hinüberkommen lassen! Aber das darf nicht sein, ich darf mir nicht wieder aufhelfen. Das einzige Streben ist, daß du ihnen in Holland nicht zur Last bist, einerlei, ob du da drüben in Elend umkommst.

Wäre mein Fortgehen nicht das Rationellste, das Einfachste, das der Gewohnheit Entsprechende?

Wie kommt man auf so eine außergewöhnliche Idee, dich gehen zu lassen?

Frage Jan mal, ob er deinen Plan nicht sehr couragiert findet, ob er dich nicht anbetungswürdig findet wegen deines Muts. Ich bin überzeugt, daß er sagt: ja! Nun, das beweist gerade, daß er deine Aufgabe für schwierig, für unausführbar hält.

Laß Jan Geld herleihen, daß ich nach Singapore komme, laß ihn dich für wenige Monate bei sich behalten, dann kannst du van Heeckeren sein infames Angebot ins Gesicht schleudern.

Ja, suche bei Jan zu bewirken, daß ich nach Singapore komme. Das ist der Weg.

Das muß jeder wünschen, der es gut meint und nicht aus falschem Egoismus und niedriger Gehässigkeit dich vom Halse haben will.

Dein Gepäck ist weg, es geht heute Mittag. Man sagte, daß es Donnerstag Morgen bei dir sein könnte. Diese Versendung war mir eine schwere Aufgabe, die Scheidung deiner Koffer von den meinen schien mir ein Vorbote unserer Scheidung.

Was ich nun tun soll, weiß ich nicht. Ich habe noch Hoffnung, daß Jan das Infame dieser Handlung einsehen und uns in stand setzen wird, es mit Verachtung abzuweisen. Wenn nicht, so tue, was dir gut dünkt . . . von deiner Seite ist es erhaben, doch schändlich von denen, die uns dazu zwingen!

Ich habe noch keinen Beschluß gefaßt, was mich angeht. Solange du nichts Näheres hörst, bleibe ich hier, und sollte ich weggehen, dann werde ich dafür sorgen, daß deine Briefe mir nachgesandt werden. Schreib also. Küß meine lieben, besten Kinder. Adieu, meine liebe, beste Tine, adieu, mein armes Kind, das man sich vom Halse schiebt, adieu, liebe Kinder!

XXIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag Abend.
[Antwerpen, 2. Sept. 1859].

Liebe, beste, treue Tine! Ach, darum hättest du nicht zu bitten brauchen, daß ich das dabei schreiben sollte. Davon ist doch keine Rede gewesen. Ich begreife jetzt noch nicht den Brief, den du mir aus dem Haag schriebst . . . nicht weil ich annehmen könnte, du wolltest mich zum Steward machen, sondern weil ich nicht fasse, was dich bewog, dir den Zwang zu solchem Schreiben gefallen zu lassen. Du schriebst selbst noch darunter: „dieser Brief ist Politik" und „ich muß so schreiben". Nun, jetzt noch begreife ich nicht, warum. Wenn du mir geschrieben hättest: „Ich bleibe hier bei Henriette mit den Kindern; sie ist allerliebst zu mir, aber mit dir will ich nichts mehr zu tun haben, ich will selbst nichts mehr von dir hören, werde Matrose oder tue was du willst, es geht mich nichts mehr an, wir sind uns fremd" etc. etc., dann hätte ich es vollkommen begriffen, aber jetzt noch frage ich dich, ob Henriette die Genugtuung, dich solch einen Brief schreiben zu lassen, nicht zu wohlfeil hat? Diese sogenannte Hilfe ist ein gemeiner Streich. Weder Henriette, noch van Heeckeren können deine mutige Eingenommenheit für den Plan, dir „eine Position zu verschaffen", teilen. In ihren Augen mußt du unter dieser Aufgabe zu Grunde gehen, aber sie wollen, daß du in einiger Distanz zu Grunde gehst, wie die Ärzte einen hoffnungslos Kranken ins Bad schicken. Aber ich habe dir darüber vorgestern Abend geschrieben. Ich darf nur zustimmen, wenn du sonst kein Dach hast. Dein Plan ist mutig und erhaben, aber die Ausführung geht sowohl über deine Kräfte, als sie auch außerhalb der Möglichkeit der Dinge liegt, und es ist niedrige Selbstsucht von denen, die, deine beherzte Eingebung benutzend, dich darin bestärken und dir die Mittel verschaffen, um den Plan auszuführen.

Du sagst, daß man von mir die ungereimtesten Dinge erzähle. (NB. ich bin neugierig, einmal alles zu hören. Daß ich dich nicht lieb habe, ist noch neu — ich dachte, es würde mehr etwas sein wie Seiltanzen oder Attentat auf den Kaiser, oder wie wir schon wissen: Croupier.) Aber höre nun mal zu. Erzählt oder meint man auch, daß ich unfähig bin? Ich weiß mit Sicherheit, nicht. Oder daß ich faul bin, sodaß ich in irgend einer Stellung diese Fähigkeit nicht anwenden würde, oder lässig im Betragen oder sonst etwas, was das Réussieren in einer neuen Carrière verhindern würde? Ich glaube, daß man dies alles nicht sagt oder denkt.

Ich glaube, daß man (wenn ich nur erst irgendwo angekommen wäre) nicht verwundert sein würde, wenn ich in wenigen Jahren alles vollkommen in die Reihe gebracht hätte. Dies ist so wahr, daß ich sogar annehme, ich würde, in Batavia als Kanzlist wieder beginnend, noch wieder Resident werden oder so etwas. Dies ist nun nicht allein meine Meinung, sondern ich bin überzeugt, daß andere dies auch nicht merkwürdig finden würden. Mit einem Wort, ich bin überzeugt von ihrem Glauben, daß ich, einmal wieder im Gange, réussieren würde.

An dein Réussieren können sie nicht glauben. Sie können sagen: wenn du mußt, in Gottes Namen, probier's! Sie können dich bewundern wegen deines Muts, deines Charakters, deiner Stärke — aber just diese Bewunderung zeigt, daß etwas zu bewundern ist, daß der Plan groß, schwierig, beinahe unausführbar ist.

Wenn mir die Wiederherstellung meiner Position gelänge, würde man ganz zu Recht dies nicht als mehr ansehen als ein Pröbchen von meiner Pflicht, und nicht der Mühe wert, davon zu reden.

Wenn dir dein Plan gelänge, würde jeder, und auch mit Recht, dich rühmen als ein Vorbild von Kraft, Mut und Standhaftigkeit eines Weibes.

Mein Streben würde also einfach gewöhnlich sein, das deine erhaben und ungewöhnlich.

Mein Erfolg leicht, der deine schwer.

Nun handelt es sich um die Entschließung, einem von uns beiden auf die Beine zu helfen — und sieh, das Schwierige, das schwer Erreichbare, das beinah Unmögliche wird gewählt!

Was davon der Grund ist, habe ich dir in meinem Brief vom Dienstag Abend schon geschrieben.

Ich erwarte Antwort auf das, was ich gleichzeitig an Jan schrieb. Bleibt mein Schreiben vergeblich, fährt er fort, an v. H. zu schreiben und nach einem Schiff zu suchen, das dich wegführt, in Gottes Namen! Dann muß ich schweigen, denn wie es dir bei Ankunft in Batavia auch gehen möge . . . hier hattest du kein Dach, und die Reise dauert doch $3^1/_2$ Monate! So lange hast du wenigstens das Nötige.

Was ich dann tun muß, weiß ich nicht. Meine Gaben sind auf den Preislisten nicht notiert, im Gegenteil, sie sind mir hinderlich, denn man macht mir einen Vorwurf daraus.

Wenn ich von Gaben spreche, tue ich es, weil andere dies sagen, und ich spreche davon mit Bitterkeit.

Ein Mann hatte ein Talent Goldes, und Hunger!

Niemand im Dorfe konnte sein Talent wechseln.

Ein anderer Mann hatte kein Talent, und man gab ihm zu essen . . .

Aber dann hätte man dem ersten auch zu essen geben können, ohne die Scheidemünze von seinem Golde . . .

Nein, nein, nein, das ist die Sache, man machte ihn lächerlich mit seinem Talent, man verspottete ihn mit seinem Talent, man war bös auf ihn, man rief ihm nach auf der Straße:

„Wie, so reich und Hunger? Da muß etwas dahinter stecken, sonst wäre er anderswo schon fertig geworden.“

Es half ihm nichts, daß er sein Talent für ein Kupferstückchen hergeben wollte . . . Ich bin ein untadelhafter Schreiber in Purworedjo gewesen!

Es steckt Talent in dieser Parabel! Gott besser's!

Adieu, liebe Tine, ich habe dich herzlich, herzlich lieb, mehr als du selbst weißt.

XXV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, Samstag Abend.
später versandt.

Liebe, beste Tine! Ich empfange eben deinen Brief vom Donnerstag. Eigentlich hatte ich dir heute noch nicht schreiben wollen, weil ich erst wissen wollte, ob etwas folgte auf das Schreiben, dem ich einen Brief an Jan beischloß, und diesen Brief schienst du noch nicht zu haben. Der Grund, daß ich dennoch schreibe, ist der, um dir zu sagen, daß ich gestern hierher gekommen bin. Meine Adresse ist: Bruxelles, au Prince Belge.

[Er befand sich hier in demselben Hotel, in dem er ein Jahr vorher soviele Monate sich aufgehalten und seinen Brief an den Generalgouverneur a. D. geschrieben hatte. In dem jetzt Folgenden zeigt sich das anmutige Verhältnis, das oft zwischen Dekker und einfachen Leuten bestand.]

Nein, adressiere Mr. E. D. D., Hotel du Temple, Anvers. Nur wenn du annimmst, daß es eilig ist, direkt nach Brüssel.

Ich tue dies Fuhri's wegen [eines Gläubigers]. Ich bekomme die Briefe richtig, das erweist der heute empfangene, und es ist vorsichtiger.

..... Liebe, du brauchst nicht zu frankieren, ich habe noch Geld genug.

In Antwerpen bin ich gut geschieden und hier wurde ich gestern mit einem Hurrah empfangen. Ich sah, daß alles gerührt war, und bemerkte in der Tat eine Art von Herzlichkeit, die ans Komische streifte. Das Haus stand auf dem Kopf, und es mußte gleich der Frau auf der andern Seite Mitteilung gemacht werden, die einen Gemüseladen hat. Auch der Waschmann mußte es wissen (NB. dieser Mann hatte mir so oft kreditiert!) und ich hörte von jedermann, wie man immer über mich gesprochen hätte. Pauline hätte ein Kindchen, und Melanie wäre noch in dem Konditorladen, und sie hätten so

oft nach mir gefragt, und Pauline wäre für die Leute verheiratet, aber ich dürfte wohl wissen, daß sie erst heiraten sollte, und . . . und . . .

Kurzum, es war, als wenn ein Familienglied wiederkehrte.

Wenn ich also nötig habe, mich aufrecht zu erhalten, so glaube ich, daß es hier möglich ist. Schwierig und sauer bleibt es immerhin. Denn will man auch warten mit den Hauptsachen, es würde doch wieder der alte Jammer sein mit Waschlohn, Feuerung, Schuhzeug u. s. w. Ich sage dies nicht für den Augenblick, denn ich habe noch 50 Francs, aber für später. Die Sache ist also, daß, wie ungemütlich es auch sei, hier gleichwohl die einzige Möglichkeit besteht, ohne Geld zu leben. Ich habe indes noch nichts davon gesagt. Ich will erst wissen, wie es um dich bestellt ist. Ich kann nicht glauben, daß Jan dich auf solch abenteuerliches Unternehmen ausziehen lassen wird. Dein Brief von heute giebt mir matte Hoffnung auf einen Ausweg.

Beste, vergieb mir, daß ich dir Verdruß gemacht, aber ich war auch wahnsinnig vor Schmerz. Du hättest dich darauf nicht so ausführlich entschuldigen brauchen.

Denke dir, ich habe hier einen Brief von Henriette empfangen, den sie am 2. August nach Visé geschickt hat. Der Inhalt ist: dein Geburtsschein (das weißt du bereits), weiter, daß ich ein schlechtes Subjekt bin, daß dir nicht geholfen werden kann, „bevor du nicht auf dem Gipfelpunkt des Unglücks bist“ und dann: „Gott schenke dir Kraft und Weisheit, und vertraue auf ihn, der alles regieret.“

Wie dieser Brief hierher kommt, das dir zu erklären, würde zu weit führen. Ich kann es mir wohl denken. Aber wie findest du das? Erst mußt du auf dem Gipfelpunkt des Unglücks sein, bevor man dir helfen kann! Es ist Pöbel . . .

Und Gott muß immer dabei sein . . . das ist bezeichnend.

Natürlich dachte ich, hier ankommend, an Eugenie. Aber es war mir schwierig, sie erfahren zu lassen, daß ich hier wäre. Hingehen konnte ich nicht, ich fragte in meinem Hause,

ob niemand nach mir gefragt hätte. Nein. Das ließ mich schon gleich vermuten, daß sie weg wäre, denn ich hatte ihr, wie du weißt, geschrieben, daß ich kommen würde. Sie hätte mich also schon eine Woche erwarten müssen. Endlich fand ich einen Jungen, der einen Brief besorgen konnte, und jawohl, sie ist weg!

Offen gesagt, darin ist etwas, was mir angenehm ist.

[Es wird fortlaufend von neuen Personen und Verhältnissen in den Briefen gesprochen, deren genaue Schilderung und Erklärung dem Herausgeber dieses Werkes bei den ihm gesteckten Grenzen nicht möglich ist. Es kann deshalb über Eugenie, die hier zuerst genannt wird, nur das Notwendigste gesagt werden. Multatuli hatte sie, aus Italien zurückgekehrt, in Frankreich kennen gelernt. „Sie war einfach, bescheiden und sanft", nach den Worten der Witwe des Dichters; „er fand sie lieb und kaufte sie los, wie sie es nannte, aus einem Hause, an das gebunden zu sein sie als ein Unglück empfand. Eugenie war weder sehr jung, noch sehr schön, aber anständig in Erscheinung und Manieren." Dekker half ihr in königlicher Weise, und sie handelte nach ihren Verhältnissen in ebensolcher Weise. Als er, durch höchste Not getrieben, das Schicksal zu zwingen versuchte, indem er an der Spielbank zu Homburg spielte, verlor er was er hatte, sodaß er sogar seine Gasthofrechnung nicht bezahlen konnte. In seiner Not telegraphierte er nach Straßburg an Eugenie, etwas von dem Gelde zurückerbittend, das er ihr vor kurzem gegeben, gleichwohl fürchtend, daß sie Straßburg verlassen haben oder das Geld schon ausgegeben haben würde. „Doch nein. Den Morgen nach seinem Telegramm stand sie vor ihm. Sie hatte noch keine Ausgaben von Bedeutung gemacht und brachte ihm ungefähr alles Geld, das er ihr gegeben hatte, zurück. Mit Vergnügen konnte er in späteren Jahren erzählen, wie stolz sie dem drängend gewordenen Gasthofbesitzer ihre Banknoten zugeworfen hatte mit einem kurzen: „Payez-vous!"

Später ging Multatuli nach Brüssel, wo er Eugenie wiedersah. Die hier folgenden Briefe geben uns eine kleine Einsicht in das Verhältniß. „Sie zeigte Hochachtung und Herzlichkeit gegen ihn, während er in der größten Armut verkehrte, und er gedachte später mit Rührung ihrer treuen, klugen Anhänglichkeit. — Auch Tine machte Bekanntschaft mit ihr und lernte sie schätzen, wie aus den Briefen aus jener Zeit hervorgeht. Jahrelang wurde ein Briefwechsel zwischen den Frauen unterhalten, der indeß später einschlief. Als Dekker Eugenie für immer aus den Augen verloren hatte, gehörte es bis zuletzt

zu seinen Illusionen, sie noch einmal aufzusuchen, um ihr Gutes zu tun..."

Es folgen in diesem Briefe noch weitere Auslassungen über den herzlichen Verkehr Dekkers mit einfachen Bürgersleuten und sein Interesse an ihren Sorgen und ihrem Glück, die ich indeß des Raumes wegen nicht bringen will. Darauf basieren einige Andeutungen in dem Folgenden, die nicht zu unterdrücken waren.]

..... Der Bericht von deiner Reise hat mich sehr gepackt. O Gott! Hat Henriette dir nicht dazu verholfen, Cranenbr. die 15 Gulden [Dies ist wohl das Geld, das Tine von den Leuten in Rotterdam für ihre Fahrt nach dem Haag erhielt] wiederzugeben? Es ist schrecklich!

Warum haben sie es nicht eher gesagt, daß der Geburtsschein nötig war? Ich fürchte, daß es wohl wieder zu spät werden wird für den Termin der Auszahlung. Was für eine Wirtschaft bei einer so einfachen Sache!

Sonntag Morgen. Daß man gegen mich eingenommen ist, begreife ich, und ich nehme es nicht übel. Das ist Unkunde, und Unkunde ist immer bösartig. Intelligenz und Güte gehen zusammen, zum wenigsten wenn nicht eine von beiden mittelmäßig ist. Aber was infam ist, das ist ihre Behandlung deiner Person. Ich bin schlecht, gemein, alles was du willst, gut! Aber dann mußt du sehr unglücklich sein, dann muß ihr Streben sein, dir, getrennt von mir, zu helfen. Und oberflächlich betrachtet ist es logisch, daß sie, um dich zu retten, verlangen, daß du dich von mir losreißest. Der einzige Weg hierzu war, daß Henriette dich zu sich nahm. Besser konnte sie dich doch nicht isolieren. Überall anderswo würde sie befürchten müssen, daß wir uns, zu deinem Unglück, wieder vereinigen würden. Wenn also diese ganze Geschichte aufrichtig wäre, hätte sie dir das vorschlagen müssen, und wenn das der Fall gewesen wäre, hätte ich deinen Brief aus dem Haag begriffen. Aber, glaub mir, Tine, diese Gott-Menschen taugen nichts! Sie wollen dich auf die billigste Manier loswerden, gleichgültig, ob du danach in der Ferne zugrunde gehst.

. . . . . Glaub mir, Beste, wo eine gewisse Art Frömmigkeit im Spiel ist, ist es immer so. Es ist pharisäische Heuchelei, die immer einen Sabbath zur Hand hat, um dem Schaf nicht zu helfen, das in der Grube liegt. Auch sie würden Christus kreuzigen, falls es nur geschehen könnte unter dem Schutz einer fremden Autorität. Auch sie würden die Hände bedenklich zurückziehen vor Zöllnern, Metzgern [Dies deutet auf eine brüsseler Bekanntschaft Dekkers] und meiner armen Eugenie.

Ich bin vorgestern Abend hier angekommen, und war sehr gerührt, als ich all die Orte wiedersah, wo ich so gelitten habe. Alles kam mir in Erinnerung. Ich hoffe, daß wir noch alles einmal zusammen in guter Position durchlaufen. Die Post, das Herauskommen der Briefträger, das Café chantant, in das ich hineinging, weil da eine Familie „Decq" ihre Kunststücke zeigte, worüber Eugenie so gelacht hat. Das Zimmer, wo ich den ganzen Tag saß und rechnete und wo sie dreimal in der Woche kam, wohin sie Kohlen bringen ließ und einen bequemen Stuhl, die Kommode, wo ich nach ihrem Weggang so häufig einen Franc fand oder 50 Centimes, die schön erleuchtete Passage, wo ich des Abends so manchmal Stunden hinbrachte, immer rechnend und grübelnd . . .

Ach, wie sind die Romane doch schlecht geschrieben!

In dem Brief von Henriette vom 3. August steht: „dein Mann, der jeden mit sich selbst ins Unglück stürzen möchte". Das ist spaßig, und macht mir umsomehr einen komischen Eindruck in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Brüssel, als ich hier so herzlich empfangen worden bin. Wenn jemand Zeuge von all diesen Beweisen von Anhänglichkeit gewesen wäre, er wäre sicher erstaunt gewesen. Ein kleiner Junge auf der Straße tat einen Schrei und ließ einen großen Korb fallen. Ich wußte erst nicht, wer er war, aber er kannte mich recht gut und sagte: que tout le monde avait été triste de ne plus me voir. Darauf wußte er soviele Geschichten zu erzählen, die ich schon vergessen hatte, und besonders, daß ich Mademoiselle (ich weiß den Namen nicht mehr) geholfen hatte, ihr Kind

zu beerdigen, und von dem betrunkenen Engländer, den ich aus einem Tumult befreite (es war der Sohn von Hudson Lowe von St. Helena) und, und, sieh, da mußte ich an die dumme Henriette denken!

Und als ich zu Pauline kam, die sich erfrecht, ein Kind zu haben vor der Hochzeit, und als sie mir sagte, daß sie immer Essen bekäme im Prince Belge, ohne zu bezahlen, weil „le vieux n'osait pas refuser, car, voyez-vous, il savait bien que vous reviendriez", und daß dies so glücklich wäre, denn sie nähre ihr Kind und hätte also Essen nötig . . . sieh, das machte mir doch Vergnügen, daß man einer nährenden Mutter Essen gegeben hatte um meinetwillen.

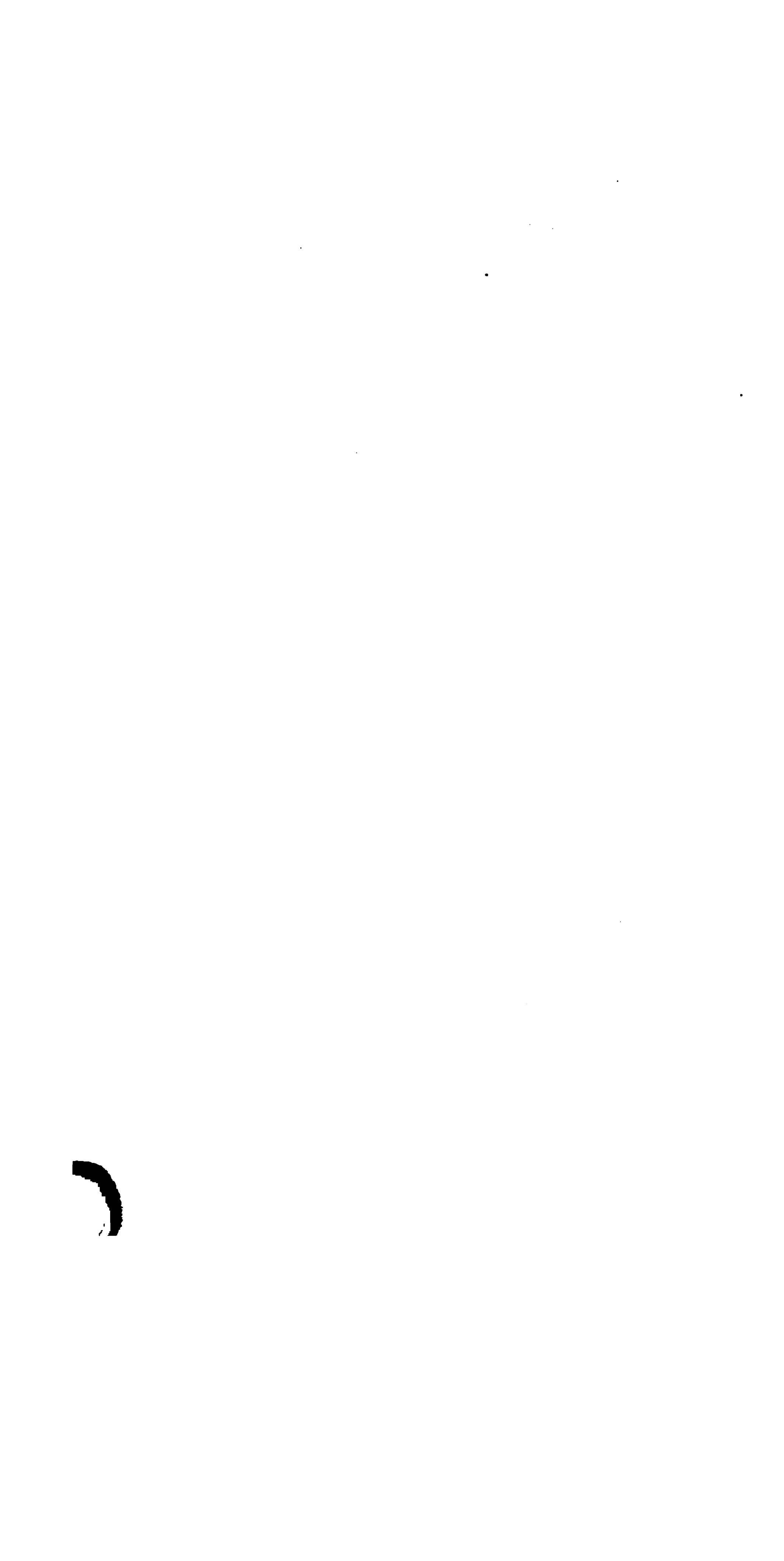
So hatte auch Helena in Rotterdam mit dem alten Weibchen getan, das sich immer auf die Bank vor dem Gasthof setzte, wenn es seine Suppe aus der Armenküche geholt hatte. Aber die hatte nichts für ihr Kind nötig, sie war siebzig Jahre.

Nun, ich habe hier noch eine Freundin. Ich werde sie aufsuchen. Das ist eine Frau von achtzig oder neunzig Jahren, die bettelt mit dem Kind ihrer Enkelin. Es ist ein hübscher, tüchtiger Junge. Sie singt zitternd ein Liedchen, und dann geht er mit dem Teller. Wenn ich Aussicht habe, in Brüssel einige Zeit zu bleiben, mit etwas Ruhe, will ich für diese Frau was tun. Ich habe einen Plan. Es rührt, zu sehen, wie diese beiden Glieder eines zerbrochenen Ringes eine Lücke zwischen sich lassen . . . zwei Geschlechter zwischen heraus! Das Kind frisch und blühend und sich umschauend im Leben, als fragte es: was ist das, warum singt „bonne maman"? Sie krumm, wankend und als suchte sie ihr Grab, starrend auf die Erde, die ihr zu lange wartet. Beide — er seinen Eingang, sie ihren Ausgang nehmend — bettelnd. Beide herumwandelnd als Protest gegen die Gesellschaft. Er fragt: warum bettle ich schon? Sie: mein Gott, warum bettle ich noch!

„Denn, Herr, ich kann gut Kleider machen, und wollen Sie mich Hemden nähen lassen, ich mach' es gut und billig, und Sie sollen sehen, daß ich arbeiten will."


Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. n. Photogr. 1862

Tine



O Gott, ich hätte sie so gern Hemden nähen lassen! Ich hätte es so gern getan ihretwegen und meinetwegen ... Aber ich sagte, ich hätte keine Hemden nötig, Lügner der ich war, und kaufte Kirschen für den Jungen.

Und da kam die Herzogin von Brabant angefahren, die wollte nach Laeken, und die Brücke von der Allée verte war hochgezogen, und sie mußte warten. Ich sah sie an und brachte sie in Gedanken in Verbindung mit meinem alten Frauchen. Da faßte ich einen Plan, den ich noch auszuführen gedenke, wenn ich in Brüssel bleibe. Ich will der alten Frau helfen lassen von der Herzogin von Brabant. Damals hatte ich kein Papier — denn es ist Papier dafür nötig — und auch keine Ruhe. Es war in der Zeit, wo ich immer schmachtete nach Bericht von Jan. Papier habe ich jetzt.

Ich bin froh, daß ich nach Brüssel gegangen bin. Das Antwerpen ist ein langweiliges Nest.

Montag Morgen. Ich fürchte sehr, daß der Geburtsschein nicht beizeiten da ist. Das Abheben selbst ist leicht, aber die Legitimationen halten so auf. Doch da, wenn wir Chateleux und Jan abbezahlt haben, wenig übrig bleiben wird, kommt es uns jetzt leider weniger darauf an.

Ich denke eine kleine Lampe zu kaufen, um abends schreiben zu können. Jetzt habe ich noch Geld dafür. Ich scheue mich so vor der Ausgabe für Schuhe, das sind 18 oder 20 Francs, und doch werde ich bald dazu genötigt sein.

Ich spazierte gestern in der Allée verte, aber mein altes Weibchen habe ich nicht gesehen. Vielleicht ist sie tot.

Dienstag Abend. Du siehst, ich habe noch einen Tag gewartet mit Versenden, und das war gut, denn ich habe soeben deinen Brief vom Sonntag bekommen.

Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß, wenn man meint, ich würde nicht Erfolg haben, dies Heuchelei ist, ebenso wie die Beschuldigungen gegen mich. Es ist nichts als ein Vorwand, die Hände von uns abzuziehen. Und noch einmal, müßte

man, wenn ich dich mißhandelte u. s. w., nicht gerade dich zu sich nehmen, um dich gegen mich zu schützen?

Ja, Liebe, ich kann mir vorstellen, daß du deine Mühe hast, nicht heftig zu werden! Und hat man sich nach mir informiert? Ei! Es scheint bei dem van Heeckeren ein vollkommenes Spionagesystem zu herrschen, aber er wird schlecht bedient, oder besser, ich glaube nicht daran. Beste, denk mal nach, wer hat ihm berichten können, daß ich dich mißhandle? daß ich dich unterdrücke? Ich glaube das nicht, das sind Erfindungen, aber das alles hindert nicht, daß wir mit niedrigem Volk zu tun haben. Und hat man Jan diese hübschen Sachen auch berichtet? Und ich unterhalte andere Frauen? Arme, arme Eugenie!

Ja, Liebe, ich begreife, daß du leidest unter all diesen Lügen, aber es ist eine gute Seite daran. Wenn all diese Leute, die sich so himmelweit von uns unterscheiden, so lügen und verleumden und Dinge für wahr auskramen, die wir doch besser wissen, dann giebt das doch ein Gefühl von Hoheit, ein Gefühl von Vertrauen, daß alles noch wieder in Ordnung kommt. Ich habe es dir schon öfter gesagt, wenn man im Unglück all diesen Vorwürfen würde zustimmen müssen, dann müßte das Gefühl der eigenen Schuld fürchterlich sein. Doch wenn man gewiß weiß, daß diese Hiobsfreunde unrecht haben, so läßt dies Mißtrauen entstehen gegen ihr Urteil, und wenn man auch bis heute nicht Erfolg hatte, man fühlt sich stärker, wenn man sich all diese Elenden ansieht, die in ihrer Dummheit Erfolg hatten.

Ich meine so: wenn man bei der Beobachtung dieser Kreaturen zur Huldigung gezwungen wäre vor ihrem Scharfsinn, ihrem korrekten Urteil u. s. w., dann würde man bald geneigt sein, sich selbst zu mißtrauen, wo man von ihnen abweicht. Aber wenn man nun die albernsten Geschichten auskramen hört, wenn man sieht, wie sie sich beeifern, mich zu verleumden, und man weiß dann, wie unbegründet und aus der Luft gegriffen das alles ist, dann nimmt dies ihrer Meinung allen

Wert, und man antwortet ruhiger auf die Frage: sollte ich vielleicht in allem unrecht haben?

Dieses hindert nicht, daß es hart ist. Zum Beispiel: ich dachte daran, dieser Tage nach dem Haag zu schreiben. Nun hat v. H. entdeckt, daß meine Aufführung schlecht ist. Dies geht nun weder Duymaer van Twist noch den König was an . . . aber es ist wieder ein Vorwand für Rechtsverweigerung.

XXVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, 8. September.
Donnerstag Abend.

Liebe Tine! Ich empfange da deinen Brief vom 6. mit dem eingeschlossenen von van Heeckeren! Otterngezücht . . . um auch mal mit „dem Herrn" zu reden.

Dennoch ist was Komisches in solchen Briefen. Aber beachte wohl, daß diese Menschen keine Hand ausstrecken, beachte wohl, daß jedesmal noch etwas hapert an den Bedingungen, jedesmal muß ihrer infamen Piedestalsucht noch ein Opfer gebracht werden . . . En attendant lassen sie dich bei einem andern logieren, und wenn du fortführest zu tun, was sie verlangen, wenn sie dich dann endlich genug zertreten und gedemütigt und gescholten hätten, wenn sie dir dein ganzes Fell heruntergeschunden und dein ganzes Fleisch ausgebrannt hätten (im Namen des Herrn der Schmierlappen), dann würden sie dir . . . einen Wechsel geben auf diesen Herrn!

Liebe gute Tine, ich wußte wohl, daß dein Brief, den du im Haag geschrieben, nicht helfen würde. Höre mal, die Sache ist nun so. Glaube mir, aus Hilfe von dieser Seite wird nichts. Warte das Geld von dem verfluchten Großbuch ab. Sende an Chateleux, was ihm zukommt. Gieb Jan seine hundert Gulden. Ich hoffe, daß noch eine Kleinigkeit über ist. Wir

wollen dann sehen, was damit zu machen ist, um mich hier aufrecht zu erhalten für ein Weilchen. Hat Jan den Brief von v. H. gelesen, und ist er nicht entrüstet?

Dein Brief ist sichtlich in großer Bewegung geschrieben über den Vorschlag von v. H. Liebe, glaub mir doch, es ist an diesen erbärmlichen Menschen nichts verloren. Du sagst: „wenn ich es nicht annehme, ziehen sie sich zurück". Sie können nichts zurückziehen, denn sie würden nichts getan haben. Du hast es doch selbst gesehen. Was haben sie getan, als du in Maastricht allein warst, was, als du auf Kedong warst? In kompromittierender Weise Informationen eingezogen! Was haben sie getan, als du den bittern Brief aus dem Haag an mich geschrieben hattest? Nichts! Glaube mir doch, Liebe, Beste, es sind gewöhnliche, ganz leicht zu durchschauende Heuchler, die Herre, Herre rufen. Denke doch nicht, daß du, wenn du v. H. nicht antwortest, etwas riskierst oder opferst. Es ist scheinheiliges, bösartiges Gezücht. Suche die Sache mit dem Großbuch zu terminieren, und laß die Elenden dann sein, was sie sind. Gieb ihnen doch nicht weiter den billigen Triumph, dich zu martern. Schreib ihnen gradheraus, daß du ihres scheinheiligen Geschwätzes müde bist.

Ich schreibe den ganzen Tag an meinem „Ehrlosen".

[Dies war ursprünglich der Titel des Schauspiels, das später „Die Braut dort oben" genannt wurde.]

Ich habe die Idee, daß ich daraus etwas mache, und wenn mir's gelingt, schreibe ich mehr.

Mein Freund Deprez war heute Abend zu Besuch bei mir. Er hatte die Sache von dem Engländer abgewiesen, weil er seine Sache hier nicht aufgeben will. Es scheint ihm recht gut zu gehen.

Der Brief von v. H. macht mich wirklich lachen. Wie kannst du dir das zu Herzen nehmen? Ich meine, wie du denken kannst, daß du etwas verwirken würdest, wenn du seinen Vorschlag abschlägst? Der Kerl scheint ein komplettes Spionagesystem eingerichtet zu haben. Es ist ekelhaft!

Was redet er nur, daß er dich gewarnt hat? Wann, gegen was? Ich weiß nichts davon. Arme Tine, die nicht „in dem Herrn" wandelt.

Ich kenne diese Sorte von Volk, es ist ein so abgedroschener Typus, daß man sich hüten würde, einen davon in einen Roman zu setzen.

Ja, wohl ist der Typus alt. Die Freunde von Hiob gehören dazu, und das ist der älteste Roman der Welt.

Adieu, beste liebe Tine. Wie es geht, wir werden uns nicht trennen. Nicht, weil es für uns darauf ankommt, ob wir verheiratet sind oder nicht, sondern um dem Volk diese Genugtuung nicht zu geben. Es würde nur eine doppelte Mühe sein, um wieder zueinander zu kommen. Adieu, beste Tine! Küß die lieben Kinder.

Was bedeutet das Urteil von Menschen, die uns zur Scheidung bringen wollen?

XXVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag, 16. Sep. 1859.

Im ganzen hat dein Brief vom 12., 13. mir Vergnügen gemacht. Die Kinder sind wohl, ich möchte sie so gern einmal sehen. Aber du schreibst nichts über dich selbst . . .

Ich habe mein altes Frauchen nicht wieder gefunden. Vielleicht ist sie tot.

[Hier folgt im Original ausführliche Meldung über seine Bemühungen, sein Stück „Der Ehrlose" („Die Braut dort oben") zur Aufführung zu bringen, was ich übergehe. An dem betr. Theater war auch ein Herr Eduard Stumpf, Ritter vom R+ (Rosenkreuz), beteiligt. Unter Berufung auf seine Zugehörigkeit zu diesem Orden schrieb Dekker an diesen. Der Orden der Rosenkreuzer war ein Zweig vom Orden der Freimaurer. In seiner Urlaubszeit war Dekker zu Gorcum in diesen Orden aufgenommen worden und er hatte in schnellem Avancement viele Grade

durchlaufen, bis er eine der höchsten Sprossen erreicht hatte und zum Prinzen vom Rosenkreuz ernannt wurde.]

. . . . . Suche auszuhalten. Sobald nur ein Schein ist von irgendwelchem Einkommen, wie gering immer es auch sein mag, werden wir suchen zusammen zu kommen und zu bleiben. Ich verlange so danach.

. . . . . Die Pauline, von der ich dir schrieb, kommt alle Tage hierher essen, aber da sie verlegen ist wegen ihres Kindchens, sitzt sie nicht in dem allgemeinen Zimmer. Wenn es sich dann trifft, daß ich auch um diese Zeit esse, setze ich mich nach dem Essen zu ihr hin und verlange zwei Tassen Kaffee. Ein Herr, der das gesehen hatte, hatte den Jungen gefragt, ob das meine Maitresse wäre. Und da hat der kleine Kerl mit einer Art Bosheit gesagt, daß ich dies täte, „parceque cette demoiselle était très malheureuse, et que Mr. Dekèrr était toujours si bon pour les pauvres gens“ etc.

Wenn ich dir solche Dinge schreibe, geschieht es nicht, um, wie P. mir mal vorwarf, „zu kokettieren mit meiner Person, die so beliebt ist“, sondern um dir Kraft zu geben, den Einblasungen der infamen Clique zu widerstehen, die mich verleumdet, um einen Vorwand zu haben, ihre Hilfe zu versagen. Ich bin hier in diesem Hause sieben Monate gewesen, und sieben Monate bitterer Armut. Noch lese ich die Bleistiftnotizen an der Wand von den Daten der an Jan geschriebenen Briefe, worauf keine Antwort kam.

Geld draufgehen lassen, durch die Kehle jagen! Maitressen halten! Ach, die arme Eugenie!

Es ist hier auch so kalt, daß das Schreiben mir wirklich schwer fällt. Das ist ein großes Hindernis!

Du begreifst, wie ich nach Antwort vom R+ verlange. Daß mein Stück gespielt werden wird, ist so gut wie sicher, denn zur Not gebe ich es umsonst. Wenn es gefällt, wird man mir wohl für ein zweites etwas geben.

Leb wohl, lieber Engel. Ich will doppeltes Porto vermeiden. Küß meine guten Kerle. Ach, mich verlangt so nach euch!

XXVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[Erste Erwähnung des ‚Havelaar'.]

Donnerstag Abend.
[22. Sept. 1859.]

Liebes, bestes Herz, noch keine Antwort, das ist verdrießlich, denn ich hatte geschrieben gestern vor acht Tagen (Mittwoch), und hätte also schon Antwort haben können, besonders, da sie so einfach ist: ja oder nein. Ich hatte sie nämlich gefragt, ob ich ihnen mein Manuskript schicken dürfte, um dann miteinander auszumachen, was es wert sei. Ich hätte ihre Antwort umso lieber gehabt, als das einen guten Einfluß haben würde auf meine Arbeit. Ich bin nämlich seit vielen Tagen mit dem Schreiben eines Dinges beschäftigt, das vielleicht an die drei Bände groß wird. Nun ist es sonderbar, wie ich bei diesem Werk so oft meine Meinung wechsle über dasselbe. Ich habe Augenblicke, wo ich damit zufrieden bin, und dann wieder erscheint es mir so, daß ich es zerreißen möchte. Ich glaube, daß ich an die hundert Seiten Druck fertig habe. Wenn es nun mit dem „Ehrlosen" während dieser Zeit etwas vorwärts ginge, würde mir das Mut geben. Ich habe den Titel des Stückes geändert, es heißt nun: Die Braut dort oben! Ich habe es sauber abgeschrieben und einbinden lassen, und nun liegt es da. Ist das nicht ärgerlich? So geht es leider mit allem, wie ich mich auch bemühe.

Wenn ich das Werk, an dem ich nun arbeite, zu Ende bringen kann, so würde die Möglichkeit, einen Verleger dafür zu finden, gewiß viel von dem Erfolg des „Ehrlosen" abhängen. Wenn der etwas Beifall findet, würde man sich eher dazu verstehen, etwas zu drucken, als wenn der Name des Autors gänzlich unbekannt wäre.

Ich bin häufig mißmutig und habe Stimmungen, daß ich nichts schaffen kann.

Ich schreibe so wenig, weil ich nichts zu schreiben habe, und meine Finger sind müde, ich habe Krampf darin. Es ist nur schade, daß ich selbst nicht weiß, ob mein Werk Wert hat. Es kommt mir oft so unbedeutend vor, und dann wieder nicht.

XXIX

An Mevr. M. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, 28. Sept. 1859.

Beste, Liebe! Ich habe deinen Brief vom 23. Vom R+ habe ich Antwort. Was den Ton angeht, recht lieb und wohlwollend, doch der Inhalt würde jeden Andern abschrecken, sich Illusionen zu machen über das Brotverdienen durch Schriftstellerei.

Du mußt wissen, daß ich an einen gewissen Herrn Dronryp geschrieben habe, weil dieser Name aufs deutlichste unter der Unterzeichnung meiner Ernennung als R+ zu lesen war. Ich sandte ihm einen verschlossenen Brief mit dem Ersuchen, ihn an das Kapitel zu geben. Der Brief, den ich nun empfing, war von W. J. C. van Hasselt, Keizersgracht am Amstel. Ich glaube, daß das Copes van Hasselt ist. Genug, dieser Herr v. H. schrieb, daß er wenig in der Theaterwelt bekannt wäre, aber durch Vermittelung von v. Lennep (der auch, scheint es, R+ ist, denn er sagt Bruder van Lennep) würde er für mich tun, was er könnte. Doch sagte er, ich muß Ihnen sagen, daß es in Holland sehr schwierig ist, von Schriftstellerei zu bestehen, denn v. L. hätte ihm gesagt, daß, wenn eine Direktion für ein Stück 25 Gulden (!) gäbe, dies schon viel hieße. (Laß dich dies nicht verdrießen, Beste, du wirst sehen, daß ich den Mut nicht verliere.)

Dennoch habe ich mein Stück geschickt, doch habe ich dabei geschrieben, ich behauptete nicht, daß mein Stück

mehr als 25 Gulden wert sei, aber daß der Schmerz, so etwas aus Not verkaufen zu müssen, nicht mit 25 Gulden bezahlt werden kann. Also, sage ich, ich ersuche Sie, es für nichts abzutreten! Doch ich will meinen Namen nicht auf den Affichen haben, denn da man in Holland, dumm genug, häufig ein Vorurteil hat gegen Menschen, die frivole Dinge schreiben, und ich vielleicht später noch wieder in Amtsstellung kommen werde, so will ich unter einem andern Namen gedruckt oder gespielt werden. Ich nenne mich MULTATULI, das heißt: Ich habe viel getragen. Wohlnun, wenn nun mein Stück gespielt wird, was niemals so schnell sein kann, da die Proben u. s. w. viel Zeit wegnehmen, hoffe ich nicht lange danach mit meinem Buch fertig zu sein, und wenn das dann mit dem Namen MULTATULI in die Welt kommt, der, wenn mein Stück ein bißchen Erfolg hat, schnell in Erinnerung kommt, weil er so seltsam und doch wohllautend klingt, dann muß das auf mein Buch die Aufmerksamkeit lenken. Und dieses Buch, beste Tine, muß uns obenauf helfen. Gott gebe, radikal. Denn, wird die Schriftstellerei noch so karg belohnt in Holland, ich hoffe, daß man bei meinem Buch eine Ausnahme machen wird, weil das Buch selbst eine Ausnahme sein wird. Ich habe dir bereits gesagt, daß meine Stimmung darüber sich so häufig ändert, aber in der letzten Zeit bin ich wieder sehr dafür eingenommen. Ich kann nicht sagen, daß ich schnell fortschreite, aber ich bin darüber nicht so verdrießlich, weil häufig, wenn ich nicht arbeiten kann (erst die Kälte, und jetzt, nach der Wärme, Wanzen, die mich des Nachts an der Ruhe hindern, und dann bin ich des Morgens so heiß von Haut und nicht disponiert), weil also diese Beschwerden nicht von meinem Geist kommen, wofür ich, als ich anfing, bange war. Diese Furcht ist gänzlich vorbei. Alles ist wieder aufgesprudelt, und was das angeht, kann meine Feder mir nicht folgen. Ich hoffe den Stil sauber und gut zu machen, und im ganzen (Teufel! wenn es nicht glückt!) aber im Ganzen glaube ich, daß mein Buch Erfolg haben wird und muß! Ich bin überzeugt, daß

man in Rezensionen Stücke draus übernehmen wird. Und daß man sagen wird: wer ist dieser MULTATULI? Und der König soll ein Exemplar haben! Ich gäbe viel darum, dich bei mir zu haben, um dir vorzulesen, ich fühle dieses Bedürfnis jedesmal, wenn ich wieder was fertig habe, und dennoch, bester lieber Engel, wie seltsam es klingt, ich glaube, daß das Getrenntsein für mein Buch gut ist. Wenn wir beieinander sind, sage ich dir alles, und das ist ein immer offenstehendes Sicherheitsventil für Geist und Poesie und alles . . . just weil wir so innig zusammen sind. Ich hätte denn auch gleich nach unserm Scheiden nicht schreiben können, und als ich hier in Brüssel anfing, war ich gewiß vierzehn Tage lang der Meinung, daß ich kaput und leer wäre. Nun, das ist nicht wahr, und darum bin ich so froh und so voller Hoffnung.

Ich wage nach dem, was ich selbst weiß von Holland und was v. Hasselt schreibt, dennoch zu behaupten, daß man mein Buch bezahlen wird, denn ich werde die Leser anpacken, wie sie niemals angepackt worden sind. Sag nichts davon, denn man nennt das törichte Selbstüberhebung . . . aber ich habe eine Probe an meinem Werk. Wenn ich nicht gestört werde durch äußere Dinge, schreibe ich so schnell, daß ich über zwei Tage nichts mehr davon weiß. Dann lese ich laut, und lese als etwas Fremdes, was ich vor kurzer Zeit machte; nun, das kommt mir dann häufig recht gut vor.

Nun fragst du, was ich schreibe. Lieber Engel, es ist so ein seltsames Buch. Ehe ich anfing, lief ich verdrießlich umher und bedachte, ob ich über unsere Lage und das infame Gouvernement an den König schreiben sollte. Aber ich sah dann solch einen Brief daliegen, und fragte mich, was sein Loos sein würde. Sein Loos wäre, an das Kolonialministerium gesandt zu werden, und ein Minister kann sich so schnell von etwas abmachen. Wenn ich an den Minister geschrieben hätte, wäre die Antwort gewesen: geh nach Indien, der Generalgouverneur hat das Recht, dich anzustellen. Nun, mein Buch hat die Form eines Charakterromans oder einer Erzählung und

ist ein Protest gegen unser Elend, aber ich schreibe es so, daß es zugleich eine unterhaltende Lektüre wird und daß sehr viele nicht ahnen werden, daß es eine offizielle Tendenz hat. Aber die Regierung und die Minister werden es auffassen müssen als einen Appell an das niederländische Volk gegen alle Erbärmlichkeiten der Regierung. Auf einmal kommt mir da ein Vergleich in den Sinn, der dich die Tendenz erfassen lassen wird. Es ist ein Protest gegen unsere Lage, wie „Onkel Toms Hütte“ ein Protest gegen die Sklaverei. Es muß überall als interessante und unterhaltende Lektüre gelesen werden, und diese Wahrnehmung muß die Regierung zwingen, es zu beachten, weil man ein Buch, das in aller Hände ist, nicht zur Seite legen kann wie einen Brief. Wenn mein Werk gut aufgenommen wird und gut rezensiert, ist jede günstige Rezension ein Bundesgenosse für mich gegen die Regierung, und vielleicht tun sie dann aus Furcht, was sie nicht tun werden aus Gerechtigkeit.

Ich denke, daß ich beinah die Hälfte fertig habe, oder ein Drittel. Aber ich merke unter dem Schreiben, daß ich Stoff in meinem Kopf habe für viele Bände. Wie ich es gedruckt kriege, ist die Frage, aber ich hoffe so zu schreiben, daß solche, die das Manuskript lesen, gern werden bürgen wollen für die Kosten der ersten Ausgabe. Denn ich baue auf mehr Ausgaben. Wenn nun all diese Hoffnung wieder eitel und unbegründet ist, so kann dies doch nicht hindern, daß es mir für den Augenblick gut geht, und das ist schon viel.

A propos, wenn du später in der Zeitung etwas von meinem Theaterstück liest, bedenke dann, daß es heißt „Die Braut dort oben“ von MULTATULI, und nicht „Der Ehrlose“.

Auch darum muß ich unter einem fremden Namen beginnen, weil mein Buch unter einem fremden Namen in die Welt muß, und ich will dir sagen, warum. Es sind viele Schärfen darin. Nun wissen die Regierung und alle indischen Leute recht gut, daß ich es schreibe, aber das Volk muß im Zweifel sein, ob es ein Roman ist, zwar auf Wahrheit begründet, aber doch

erdichtet und aufgeschmückt. Die Sachen, die ich mitteile, sind jedoch so, daß man darüber streiten muß, ob es wahr ist. Nichts wird mir lieber sein, als daß man es bezweifelt. Darauf kann dann das Herausgeben von Beweisen basiert werden, die man lesen wird, sobald sie in Verbindung stehen mit einer Frage über ein vielgelesenes Buch, die aber niemand interessieren würden, wenn das Buch nicht vorausgegangen wäre. Nun, bei all dem, was ich voraussehe, will ich es bei mir lassen, ob ich oder ob ich nicht als Douwes Dekker ans Tageslicht trete. Kurzum, ich habe Hoffnung auf mein Buch.

Ich bin nun zu sehr erfüllt von meinem Werk, um dir auf alles antworten zu können, was du schriebst. Das Einzige, um was ich dich bitte, ist, daß du trachtest dich aufrecht zu erhalten und nicht den Mut verlierst. Du kommst auch in meinem Buch vor, ich habe dich gerade gestern Abend einen mutwilligen Streich ausführen lassen. Höre, beste liebe Tine, meine Tine, du bist mein liebes Herz. Ach, ich läse dir so gern etwas vor. Ich glaube wahrhaftig, daß viel Geist darin ist. Es ist fröhlich, schnurrig, man wird lachen, hoffe ich, und dann stößt man mit einem Mal auf eine Passage, die sehr ernst ist. Ich kann es nicht besser vergleichen als damit, daß ich dem Publikum etwas sehr Scharfes eingebe in einer leckeren Umhüllung. Mein Buch soll so sein, daß, wird es auch nicht gedruckt und nur von Jan im Manuskript gelesen, daß er sich schämen wird über seine Frage: was hast du gearbeitet? Ach, ich würde dir so gern vorlesen, aber lieber noch sende ich dir die Handschrift, wenn das Werk fertig ist. Aber Liebe, erwarte das noch lange nicht, hörst du! Ich werde so schnell arbeiten, als ich kann, aber überhasten, so daß der Stil nachlässig wird u. s. w., tu' ich mich nicht. Mein Buch wird auch eine Antwort sein an van Heeckeren und Mevr. Bekking! Behalte guten Mut. Ich hoffe das Gouvernement zu zwingen durch die öffentliche Meinung.

Ich habe an den Herrn van Hasselt geschrieben: „Sie fragen vielleicht aus Diskretion nicht, wie es kommt, daß ich

so arm bin, sehen Sie hier die Kopie von einem Brief an Duymaer van Twist. Darin können Sie es genau lesen."

Du kannst Jan sagen, daß ich ein Buch schreibe, einen Roman oder so etwas. Der Titel wird wahrscheinlich sein: „Die Kaffeeauktionen der Niederländischen Handelsgesellschaft". Ich bin überzeugt, daß du den Titel recht dumm findest, und nicht geeignet, Lesern eines Lesezirkels zu gefallen. Aber wenn man es liest, sieht man, daß der Titel eine Satire ist. Die ersten Zeilen sind:

„Ich bin Makler in Kaffee (Lauriergracht No. 37). Es ist nicht meine Gewohnheit, Romane zu schreiben oder dergleichen Dinge, und es hat denn auch lange gedauert, bis ich dazu überging, ein paar Ries Papier extra zu bestellen und das Werk anzufangen, das du soeben in die Hand nahmst, und das du lesen mußt, wenn du Makler in Kaffee bist — oder wenn du etwas anderes bist."

Einige Blätter weiter steht:

„. . . Die Angaben, die ich in dem Paket von Shawlmann fand, sind nicht von einer Art, daß Last & Co. den Nutzen davon für sich allein behalten könnten. Wenn dies so wäre, so würde ich mir nicht, das begreift jeder, die Mühe machen, ein Buch drucken zu lassen, das Busselinck & Waterman auch in die Hände kriegen, denn wer einem Konkurrenten auf die Beine hilft, kann seine fünf Sinne nicht haben. Das ist mein Prinzip, und ich lebe für die Firma (Last & Co., Lauriergracht No. 37). Nein, ich sah ein, daß eine Gefahr droht, daß der ganze Kaffeemarkt zu Grunde gehen würde, eine Gefahr, welche nur durch die vereinten Kräfte aller Makler abgewehrt werden kann; ja, es ist möglich, daß diese Kräfte dazu nicht einmal ausreichend sind, und daß auch die Zuckerraffinadeure — Fritz sagt: ‚raffineure', aber ich schreibe ‚nadeure'; das tun die Rosemeyers auch, und die machen in Zucker. Ich weiß wohl, daß man sagt: raffinierter Schelm und nicht: raffinadierter Schelm, aber das kommt daher, daß man sich von einem Schelm so schnell wie möglich abmacht.

Ich glaube, daß auch die Zuckerraffinadeure und die Händler in Indigo dabei nötig sein werden.

Wie ich so über dem Schreiben nachdenke, kommt es mir vor, daß selbst die Schiffsreeder einigermaßen dabei interessiert sind, und die Kauffahrteiflotte . . .

Gewiß, so ist es! Und die Segelmacher auch, und die Minister, und die Armenbehörden, und die Zuckerbäcker, und die Galanteriewarenhändler, und die Schiffsbaumeister, und die Grossisten, und auch die Detailhändler, und die Hauswärter, und die Gärtner. . . .

Und — merkwürdig doch, wie einem die Gedanken so unterm Schreiben aufkommen — mein Buch geht auch die Pastoren an, und die Müller, und die Verkäufer von Schweizerpillen.

Und auch die Liqueurfabrikanten, und die Frauen, und die Ziegelbrenner, und die Leute, die von der Staatsschuld leben, und die Reepschläger, und die Weber, und die Schlächter.

Und die Schreiber auf den Maklerkontoren, und die Kinder von all diesen Leuten.

Und die Aktionäre von der ‚Niederländischen Handelsgesellschaft'.

Und alle andern auch.

Und den König auch!

Mein Buch muß in die Welt. . . . Dagegen ist nichts zu machen."

Nicht als schön teile ich dir diese Passagen mit, sondern nur, um dir ein Pröbchen zu geben von dem Ton des Beginns. Denn etwa dreißig Seiten weiter kommt z. B. eine Passage (die ich dir auch wieder nicht für so schön gebe, sondern um zu zeigen, wie es abwechselt):

„Geld kann man geben. Dafür ist feil Stein und Kalk, und man kann den Künstler bezahlen, der einen Plan entwirft, und den Maurer, der die Steine legt . . . aber nicht für Geld feil ist das verirrte und doch ehrerbietige Gefühl (im Mittelalter nämlich), das in einem Bauwerk eine Dichtung sah von Granit,

die laut sprechen sollte zum Volk, eine Dichtung in Marmor, die dastehen würde wie ein unbewegliches, fortdauerndes, ewiges Gebet!"

Du begreifst, daß nicht der Makler in Kaffee dies sagt.

Kurz, ich habe gute Hoffnung auf unser Buch.

Sei nicht bös, daß ich nichts über die Kinder schreibe. Ich danke dir schön für das, was du über sie schreibst.

Ich hätte Lust, Mevr. B. zu sagen, daß es unsittlich ist, als Resident sich in eine Unternehmung zu Lasten des Javaners einzulassen.

XXX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, Sonntag Abend.
[10. Okt. 1859.]

Liebe, beste Tine! Ich habe deinen Brief vom 4., 5. Oktober. Er hat mich bitter betrübt. Es herrscht solch ein mißmutiger Ton darin, und kein Wunder! Ach, ich bin auch verdrießlich. Ich habe verschiedene Tage gehabt, wo ich nicht fähig war, zu arbeiten. Aber heute hatte ich wieder Animo. Ich versichere dir, daß ich Augenblicke habe, wo es ist, als hätte ich nichts im Kopfe und es wäre alles leer. Zu Anfang habe ich dessen Herr zu werden gesucht, aber es hilft nichts. Dann mache ich einen Spaziergang. Im allgemeinen glaube ich, daß mein Buch Erfolg haben wird. Sicher ist, daß, wenn ich es gedruckt kriegen kann, es in Holland eine merkwürdige Erscheinung sein wird. Ich kann nicht gut in wenigen Worten erklären, was es ist. Es hat mit keinem andern Buche Ähnlichkeit. Ich gäbe wahrhaftig viel darum, wenn ich dir was vorlesen könnte. Ja, Liebe, du sagst, daß ich dir das Manuskript schicken soll, das ist auch meine Absicht, und dann kann Jan es vorlesen des Abends. Ich weiß bestimmt: 1. daß er selbst viel Schönes darin finden wird, 2. daß er sehr vieles rasend

mißbilligen wird, 3. daß er ebensosehr in Lachen ausbrechen, als von Zeit zu Zeit gerührt sein wird. Ist das dann nicht ein albernes Buch? Ich habe Stimmungen, wo ich mein Werk verwerfen möchte, aber das Endergebnis ist, daß es recht gut ist. Mittelweg giebt es nicht. Ach, ich möchte es so gern selbst mal vorlesen. Wann es fertig sein wird, kann ich nicht bestimmt sagen, denn es hängt so von Stimmung ab. Ich habe Tage, wo ich kein Blatt weiterkomme und wo mein Geist vollkommen gedrückt ist. Ich habe schon Angst vor dem verfluchten Abschreiben, das ist so langweilig. Ich habe die Idee, daß Duymaer van Twist mein Buch nicht angenehm finden wird. Es ist eigentlich eine Verteidigung meiner Person und eine Anklage gegen seine Verwaltung, aber eingekleidet in einer Weise, daß es auch von Leuten gelesen werden wird, die unterhaltende Lektüre suchen. Eigentlich ist es ein Appell an das Publikum. Aber da niemand sich die Mühe giebt, offizielle Korrespondenz zu lesen, so muß mein Buch das Medium sein, mittelst dessen diese wie ein Tränkchen eingegeben wird, so daß es nun all das Anziehende eines Romans hat, während man erst allmählich inne wird, daß dies alles wirklich geschehen ist. Du begreifst, daß diese Aufgabe nicht leicht ist. Und dennoch glaube ich, daß es mir gelungen ist. Es ist alles darin: feine Beschreibung von Empfindungen, Verse, Albernheiten, Spott, milde Partien, politische Betrachtungen. Der Leser wird lange Zeit nicht wissen, worauf es eigentlich hinaus soll, und wenn er es endlich merkt, soll es so sein, daß er Verlangen fühlt, weiter zu lesen. Wenn ich mich nicht scheute vor dem Porto, würde ich dir mal ein Kapitel herausschreiben, obschon die Wahl schwierig ist, denn es ist so verschieden im Inhalt, daß du, wenn du nach e i n e m Kapitel urteilen würdest, sicher das Ganze verkehrt beurteiltest. Nichts ist dem andern gleich. Zum Beispiel, würdest du bei dem folgenden Lied, das ich einen jungen Javanen singen lasse, wohl sagen, daß das in ein Buch gegen das Gouvernement gehört, ein Buch, das ich dem König widmen will? Das tue ich.

Saïdjahs Liebeslied.*)

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe die große See gesehn am Südrand, da ich da war mit meinem Vater, Salz zu machen.
Wenn ich sterbe auf der See und wenn man meinen Leichnam wirft ins tiefe Wasser, werden Haie kommen.
Sie werden um meine Leiche schwimmen und fragen: wer von uns wird den Leichnam verschlingen, der da im Wasser treibt?
Ich werd's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe das Haus brennen sehen des Pa-ansu, das er selbst anzündete, weil er matah-glap war.
Wenn ich in einem brennenden Hause sterbe, werden glühende Stücke Holz auf meinen Leichnam niederfallen.
Und draußen vorm Hause wird ein groß Geruf von Menschen sein, die Wasser werfen, um den Brand zu töten.
Ich werd's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe den kleinen Si-unah fallen sehen aus dem Klappa-Baum, als er eine Klappa pflückte für seine Mutter.
Wenn ich aus einem Klappa-Baume niederfalle, werd' ich tot daniederliegen an seinem Fuß, in den Sträuchern, wie Si-unah.
Dann wird meine Mutter nicht weinen, denn sie ist tot. Doch andre werden rufen mit harter Stimme: „Siehe, da liegt Saïdjah!"
Ich werd's nicht hören.

*) Note des Herausgebers: Das Brieforiginal zeigt kleine Unterschiede gegen die spätere Fassung im „Havelaar", die für uns indes sprachlich wenig in Betracht kommen und deshalb unbeachtet gelassen sind. — Erklärung der maleiischen Ausdrücke: matah-glap = rasend; klappa = Kokosnuß; Klappa-Baum also = Kokospalme; dessah = Dorf.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe den Leichnam von Pa-lisu gesehen, der an hohem Alter starb, denn seine Haare waren weiß.
Wenn ich vor Alter sterbe, mit weißen Haaren, werden die Klagefrauen um meine Leiche stehn.
Und sie werden wehklagen wie die Klagefrauen an Pa-lisus Leiche, und auch die Enkelkinder werden weinen, sehr laut.
Ich werd's nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.
Ich habe viele gesehn in Badur, die gestorben waren. Man kleidete sie in ein weiß Kleid und begrub sie in den Grund.
Wenn ich sterbe in Badur und man begräbt mich außerhalb der Dessah, ostwärts gegen den Hügel, wo das Gras hoch ist . . .
Dann wird Adinda dort vorbeigehn, und der Saum ihres Sarongs wird leise über das Gras schleifen . . .
Ich werd' es hören.

Sag, findest du das nicht lieb? Ich muß bekennen, daß ich dafür eingenommen bin. Ich würde das niemandem anders sagen, aber ich glaube, daß es der richtige idyllische, wehmütige Ton ist, den ich nötig habe, um Interesse zu erwecken für Saïdjah, der durch die bestialische Unterdrückung in Lebak den Aufständischen in den Lampongs zugetrieben wird und da den Tod findet unter den Bajonetten der holländischen Helden.

Und dann kommt in meinem Buch vor: „Denkt ihr, daß ich Erdichtetes schreibe? Nein, es ist die Wahrheit, ich kann es beweisen. Wohl nicht gerade das von dem Saïdjah, doch das tut nichts zur Sache. Ich werde euch die Namen nennen von 36 Personen mit ihren Wohnorten in einem Distrikt von Lebak,

denen man ihre Büffel abgenommen hat in einem Monat."
(Das ist wahr, ich habe diese Namen.)

Ach, ich möchte dir so gern die Ansprache vorlesen von einem neuen Assistent-Residenten, der sein Amt antritt. Er heißt Max Havelaar (das bin ich). Diese Ansprache ist zu lang zum Abschreiben. Ich habe sie gemacht genau so wie ich spreche, und ich glaube, daß es mir gut geglückt ist.

Ob mein Buch gefallen wird, weiß ich nicht. Aber daß es Beifall finden wird, halte ich für gewiß. Es werden Passagen darin stehen, die erbeben machen, das verspreche ich dir. (Ich schreibe so tölpelig, weil ich Krampf in den Fingern habe.)

Und dann kommt ein holländischer Makler drin vor, der auf des Herrn Wegen wandelt, aber zu gleicher Zeit gern viel Geld verdient an Kaffee. Ich bin überzeugt, daß du lachen wirst über diesen Mann, obschon er eine scharfe Satire auf den holländischen Geist ist. Ich sage noch einmal, das ist kein Grund, daß es gefallen könnte, aber wohl, um Erfolg herbeizuführen. Und ich widme es dem König, zu dem ich reden werde am Schluß.

Hast du zu Jan gesprochen über mein Bestreben, mit Schreiben Geld zu verdienen? Ach, was sind wir für arme Menschen. Halte dich aufrecht, bis ich dir mein Manuskript senden kann. Ich bin bitter betrübt, daß ich dich jetzt nicht bei mir habe. Wenn Jan mein Buch liest und wenn ich es drucken lassen kann, vielleicht wird er mir dann doch etwas helfen, daß ich nach Holland komme. O Gott, ich weiß nicht, wie das möglich werden soll. Doch ich darf mich jetzt nicht Mutlosigkeit hingeben, denn dann kann ich nicht arbeiten. Ach, ich möchte dich so gern bei mir haben, und Edu, und die Kleine. Was ist das doch für eine spitzbübische Erfindung, daß ich nicht an dir hängen soll! Das ist infam. Wie kommt man dazu? Aber, Liebe, du antwortest niemals, wenn ich dich etwas frage. Ich habe dir so oft gesagt: frage, ob Jan

Arbeit für mich weiß! Er sagt immer: „ich würde", „ich würde" ... Laß ihn mir dann mal zeigen, wo und wie er was würden würde. Hast du ihm gesagt, daß ich schreibe? Und was hat er darauf geantwortet? Frage ihn, ob er, wenn mein Buch fertig ist, mir einen Verleger besorgen kann, der es herausgiebt. Ich bin Bürge, daß die Kosten zum mindesten herausgeschlagen werden und daß man mir für ein folgendes Buch Geld bietet. Denn, ob's gefällt oder nicht, gelesen und gekauft wird es werden, sogar gerade von denen, die am meisten böse darüber sein werden.

Ich habe noch keinen Bericht über das Spielen von der „Braut dort oben". Ich denke, daß es geprüft wird. Aber eigentlich ist es von geringer Bedeutung, ob sie Eile anwenden. Je kürzer die Zwischenzeit ist zwischen dem ersten Auftreten des Namens Multatuli und dem Erscheinen des Buches, das ich nun schreibe, desto besser. Die Aufführung des „Ehrlosen" soll allein dienen als Introduktion des Namens.

Ich begreife nun wieder nicht, warum van Heeckeren das Geld nicht geschickt hat, wenn es am 1. Oktober disponibel war. Lieber Engel, ich weiß wahrlich nicht, wie wir mit dem geringen Überschuß tun müssen. Ich bin hier nun schon etwa sechs Wochen, und leider ohne bestimmte Abmachung. Ich denke wohl, daß ich 150 Francs schuldig bin. Man ist noch immer höflich, aber das kann nicht immer andauern. Gott, Gott, wenn Jan solchen Kampf doch mal erfahren hätte. Und mit soviel Sorg und Schmerz noch ein Buch schreiben!

..... Beste, wenn von dem Gelde noch etwas übrig bleibt, mußt du für dich und die Kinder etwas an Kleidern kaufen, aber andererseits, wenn ich hier nicht bleiben kann, indem ich etwas bezahle, kann ich mein Buch nicht fertig kriegen. Gott weiß es ...

..... Lieber Engel, ich habe kein Geld zum Frankieren. O Gott, wie ist das alles bitter! Adieu, beste, beste, treue Tine, die soviel leiden muß um meinetwillen. Ja, ich möchte

auch wohl tot sein. Gott, ist das ein Leiden! Ich kann nun heute Abend nicht mehr arbeiten, das ist immer so, wenn ich an dich geschrieben habe. Auch ist meine Hand so müde. Ach, wie gern sähe ich die Kinder einmal. Und mein bester Edu! Mein Herz ist voll . . .

. . . . . Armer Engel, dein Loos ist hart. Gott, wie soll das enden! Ich bin nun heute Abend verdorben für meine Arbeit . . .

. . . . . Mein Buch stellt eine Art Verteidigung dar. Wenn du über mein Werk sprichst, sage dann, daß du mir gesagt hast, es wäre meine Pflicht, gegenüber soviel Verleumdung dafür zu sorgen, daß man mich erkennt, und daß ich von mir selbst Gutes sagen darf und muß, Gutes, das wahr ist, während soviele Elende Übles von mir reden, das nicht wahr ist. Daß du mir gesagt hast, ich wäre verpflichtet, die Dinge beim Namen zu nennen, und daß man mir nicht übelnehmen darf, wenn ich mich einer Sache rühme, denn es wäre meine Verteidigung, und das einzige Mittel, um Frau und Kinder wiederzusehen. Ich sage dies nun bereits, weil ich in meinem Buch den Havelaar als sehr verkannt hinstelle. Wer also weiß, daß ich dies selber bin, wird sofort wieder daraus eine Waffe gegen mich schmieden und gerade wie Duymaer van Twist die Dinge selbst übergehen, um mich der Eingenommenheit für mich selbst zu beschuldigen. Es ist sehr ungerecht, aber es ist so. Wenn jemand des Diebstahls beschuldigt wird und er bringt dann Beweise seiner Ehrlichkeit, um sich zu verteidigen, so ist es absurd, ihm das übel zu nehmen und ihm vorzuwerfen, daß er sich seines Charakters rühme. Was soll der arme Beschuldigte dann tun? Schweigen?

Küß Edu und Nonnie. Ach, ich bin so betrübt . . .

XXXI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, 13. Okt. Abends.

Liebes, bestes Herz! Ich bin überrascht über deinen Brief, denn du konntest meinen letzten noch nicht erhalten haben. Ich würde dir nun nicht sogleich antworten, wenn es nicht wäre, um dir aus der Not zu helfen mit dem Glaubensbekenntnis, wovon gleich mehr.

Liebe, Beste, mein Buch ist fertig, mein Buch ist fertig! [„All die letzten ausführlichen Briefe sind sehr eng und in kleinen Buchstaben geschrieben, bis zum Peinlichen. Aber dieser Brief beginnt in gewöhnlicher Schrift, manchmal wird sie weit, und dann ist sogar etwas wie Jauchzen in den Buchstaben. Alle, die je Briefe, worin Gefühl geäussert wird, von Multatuli empfingen, werden wissen, wie voll Ausdruck seine Handschrift sein konnte."]

Mein Buch ist fertig! Wie findest du das? Ich muß jetzt abschreiben, aber das Buch ist fertig. Und ich bürge dir dafür, daß es Beifall findet. Es wird wie ein Donnerschlag in das Land fallen, das verspreche ich dir. Ja, ich weiß wohl, daß es Holländer sind, aber ich hab' auch geschrieben! Und, lieber Engel, du kommst darin vor, und Edu, und mein Buch ist eine Antwort an die Leute, die Geld von uns zu kriegen haben. Du weißt nicht, was darin steckt in diesem Buch. Wenn es gedruckt ist, setze ich ein Inserat in die Zeitung: „Multatuli verlangt eine Stellung als Redakteur", und ich bin sicher, daß ich einen Platz bekomme. Du wirst beben beim Lesen, und andere auch. Ich weiß sehr gut, daß viel darin ist, was Jan z. B. sehr verwirft. Aber ich darf mich weder dadurch, noch durch etwas anderes hindern lassen, denn bei so etwas muß Freiheit sein. Ich glaube, daß mein Buch uns zu Brot verhelfen wird, denn ich werde darauf sofort Geld kriegen können für ein Manuskript, und dann komme ich nach Holland und wir werden beieinander sein. Bester Engel, was sagst du dazu? Laß van Heeckeren zur Hölle laufen! Auch

ihm und seinesgleichen antworte ich in meinem Buch. Es ist gewidmet E. H. v. W., mit einigen französischen Zeilen, die ich aus einem Buch citiere, Zeilen, die dir Vergnügen machen werden, treue, liebe Tine.*)

Ich bin froh wie ein Engel im Himmel!

---

*) Bei meiner deutschen Havelaar-Ausgabe habe ich das Widmungsblatt nicht mitgeteilt. Hier ist es:

Dem
verehrungsvollen Andenken
von
Everdine Huberte Baronesse van Wynbergen
der
treuen Gattin
der
heldenhaften, liebevollen Mutter
der
edlen Frau

J'ai souvent entendu plaindre les femmes de poète, et sans doute, pour tenir dignement dans la vie ce difficile emploi, aucune qualité n'est de trop. Le plus rare ensemble de mérites n'est que le strict nécessaire, et ne suffit même pas toujours au commun bonheur. Voir sans cesse la muse entier dans vos plus familiers entretiens, — recueiller dans ses bras et soigner ce poète qui est votre mari, quand il vous revient meurtri par les déceptions de sa tâche; — ou bien le voir s'envoler à la poursuite de sa chimère ... voilà l'ordinaire de l'existence pour une femme de poète. Oui, mais aussi il y a le chapître des compensations, l'heure des lauriers qu'il a gagnés à la sueur de son génie, et qu'il dépose pieusement aux pieds de la femme légitimement aimée, aux genoux de l'Antigone qui sert de guide en ce monde à cet „aveugle errant" —

Car, ne vous-y-trompez pas: presque tous les petit-fils d'Homère sont plus ou moins aveugles à leur façons; — ils voient ce que nous ne voyons pas; leurs regards pénètrent plus haut et plus au fond que les nôtres; mais ils ne savent pas voir droit devant eux leur petit bonhomme de chemin, et ils seraient capables de trébucher et de se casser le nez sur le moindre caillou, s'il leur fallait cheminer sans soutien, dans ces vallées de prose où demeure la vie.

Henry de Pène.

Frage Jan, ob er mein Buch drucken lassen will, gleichgültig, ob er den Inhalt gutheißt. Denn die Herausgabe meines Buches sei nötig für unsere Erhaltung. Sicher wird genug dabei gewonnen, daß ich hier abbezahlen kann, und dann komme ich zu dir. In einem Monat habe ich ein zweites fertig, und daraufhin wird man mir Geld geben, das versichere ich dir, denn man wird gesehen haben, daß Multatuli verkauft wird.

Ich habe nichts gehört von meinem Stück. Van Hasselt schreibt mir nicht. Ich begreife nicht, was das bedeutet. Aber ich habe in einer Zeitung gesehen, daß in Frascati ein neues holländisches Stück einstudiert wird: Der Retter. Es würde mich nicht verwundern, wenn das mein Stück wäre und sie den Titel geändert hätten. Gut, wenn nur, wie ich mir ausbedungen, der Name Multatuli auf die Affiche kommt. Man muß diesen Namen kennen lernen. Indes das Theaterstück hat keine Bedeutung, mein Buch ist etwas anderes! Der Schluß ist eine kurze Ansprache an den König. Ach, lieber Engel, ich läse es dir so gern vor.

Daß es schneller fertig wurde, als ich dachte, kommt daher, daß ich unter dem Schreiben zu immer größerer Kürze kam, aus vielen Gründen. Ich fand, daß ich abbrechen müßte, um einen bestimmten Eindruck nicht zu verderben. Du hast niemals so ein Buch gelesen. Du wirst zu Anfang nicht wissen, wo es hinaus will, aber wenn ich so weit bin, daß das Publikum das Tränkchen schlucken muß, habe ich auch dafür gesorgt, daß man es nicht aus der Hand legen kann.

Nun muß ich an das elende Abschreiben. Ich werde dir mein Buch schicken, daß du's liest. Du mußt es erst allein lesen, und es dann Jan geben. Ich werde dich in stand setzen, ein paar Punkte zu verteidigen, worauf ich Angriffe erwarte, besonders von ihm. Aber ich bin auch sicher, daß er Liebes darin finden wird, und auch vieles, über das er lachen muß, obschon das alles Beiwerk ist, um den Donnerschlag am Schluß recht herauskommen zu lassen. Ich bin der Meinung, daß

Talent ist in meinem Buch, und daß es Erfolg haben muß, selbst bei den Menschen, die es ein schlechtes, gemeines, abscheuliches Buch finden. Lieber schlecht, gemein und abscheulich, als ungelesen und unverkauft. Aber komm nun nicht auf den Gedanken, daß ich ein gemeines Buch geschrieben habe. Das begreifst du wohl.

Sage Jan nicht zuviel, daß ich Erfolg haben will des Brotes wegen, denn wie verzeihlich das auch ist bei jemand, der seine Familie Hunger leiden sieht, er würde mir doch leicht einen Vorwurf daraus machen. Mein Buch ist unsere Geschichte, aber erzählt auf eine Weise, die packen muß. Ich werde so schnell abschreiben, als ich kann, um es dir zu senden. Frage Jan, ob er das Porto an v. Gend bezahlen will, wenn es fertig ist.

Jetzt, was das Glaubensbekenntnis angeht, doch vorab ein Wort, ein ernstes Wort.

Du bist arm, deine Familie verstößt dich, weil du „den Herrn“ verlassen hast. Jan giebt dir Gnadenbrot. Und obschon er nicht so mit dem Herrn herumschmeißt, ist er doch — und das weiß er — nicht so liberal als du und ich. Nun fragt er unter dem Reichen des Gnadenbrots nach deinem Glauben. Ist das nicht grausam? Ist es nicht, wie wenn der Seeräuber von Algier einen gefangenen Christen fragt, was er von Muhammed denkt?

Du hättest antworten können: Jan, meine Pflicht ist, zu glauben, was der Mann glaubt, der die Macht hat, meine armen Kinder auf die Straße zu setzen. Der Arme hat kein Recht auf einen eigenen Glauben.

Ich sage dies besonders im Hinblick auf seine Unzufriedenheit, als Edu gesagt hatte: „dieser Stock ist der liebe Gott“. Wenn er wieder unter unserm Dach ist, darf er sagen, Schulze oder Müller ist unser lieber Gott, oder sonst wer!

Mein Gott ist dadurch nicht beleidigt, aber mein Gott würde es übel nehmen, wenn man das Brot des Armen bestriche mit Galle!

Aber du mußt einen kleinen Entwurf haben. Ich gäbe ihn lieber nicht, weil mein und dein Glaube so negativ ist. Unser Glaube ist, daß wir nicht wissen, was wir zu glauben haben. Wir sind nicht so gescheit wie all die Leute, die sagen: so ist es, oder: ich glaube, daß es so ist. Wir sind noch immer am Suchen, und die einzige Beinah-Sicherheit, die wir haben, ist, daß wir niemals finden werden, nicht weil wir nicht so gut suchten wie ein anderer, sondern weil wir nicht so schnell zufrieden sind mit dem Gefundenen.

Nun das Bekenntnis. Ich weiß nichts (Verallgemeinerung dieser Unwissenheit gemäß dem voraufgehenden Absatz). Viel sagt mir, daß ein Gott ist, denn alles kann nicht entstanden sein durch nichts, aus nichts. Aber viel sagt mir, daß kein Gott ist. Vornehmlich erstens: Die Vollkommenheit des Naturgesetzes, das niemals abweicht und also etwas Maschinelles hat, was ich nicht in Übereinstimmung bringen kann mit Tätigkeit und unmittelbarer Selbstbestimmung, worin doch das Werk einer Allmacht seinen Ursprung haben müßte. Ein König mit einer vollkommenen Konstitution hat nichts zu tun. Nichtstun ist unvereinbar mit „alles tun" oder Allmacht.

Zweites: Ich begreife nicht, daß ein Gott ist, weil ich nicht weiß, daß ein Gott ist. Denn ich habe Bedürfnis nach dieser Wissenschaft. Wenn also ein Gott wäre, würde er (derselbe, der in der Natur alles geregelt hat nach dem Bedürfnis der Individuen, Pflanzen, Tiere, alles!) mich nicht einer Gewißheit beraubt haben, die für mich so große Bedeutung hat.

Daraus folgt, daß entweder kein Gott ist, oder daß wohl ein Gott ist, daß er es aber nicht nötig erachtet hat, sich mir zu offenbaren. Im letzteren Fall muß ich annehmen, daß mir durch ihn Hilfsmittel verliehen sind, die das ersetzen, was ich sonst der Kenntnis von Ihm und seinem Willen entnehmen würde. Diese Hilfsmittel können nichts anderes sein als erstens: Untersuchung, und zweitens: die Eingebungen meines Herzens.

Erstens: Untersuchung. Ich habe untersucht, ich untersuche weiter, aber finde nichts. (Nicht so schnell zufrieden als andere.)

Zweitens: Eingebungen meines Herzens. Diese können irren, aber der unbekannte Gott straft nicht, oder ist nicht ungehalten Fehler wegen, die aus dem Herzen kommen. Denn ich selbst, als glücklicher Mensch, vergebe diese Fehler. Ich würde also diesen unbekannten Gott beleidigen, wenn ich ihn für kleiner und leichter verletzbar hielte als mich selbst.

Resultat:

Ich weiß nicht, ob ein Gott ist.

Wenn er ist, muß er gut sein.

Er selbst braucht meine Dienste nicht.

Ich diene ihm, indem ich trachte, gut zu sein, so, wie ich mir ihn selbst vorstelle.

Als Richtschnur dafür habe ich allein mein Herz.

Und wo ich irre, sei es in der Einsicht, sei es in der Anwendung, möge der den ersten Stein werfen, der mir eine bessere Richtschnur anweisen kann als mein Herz.

Da hast du die ganze Geschichte.

Unter dem Schreiben ist mir ein neues Buch eingefallen. Es ist schon fertig, bis aufs Schreiben. Es soll heißen: Havelaars Religion, von Multatuli.

Ach, Liebe, es kommt in meinem Buch eine Stelle vor von einem jungen Eingeborenen, der unter einem Baum sitzt und wartet. Ich finde diese Stelle so schön. Ich habe selbst dabei geweint. Doch es liegen viele Tränen auf meiner Handschrift. Ich habe Tage gehabt, wo ich nicht weiter schreiben konnte, weniger wegen dessen, was ich schrieb, als wegen all der Dinge, die mir dabei in Erinnerung kamen. Denke dir unsere Ankunft und unsere Abreise von Lebak!

Aber genug von meinem Buch.

Ich sagte dir, du solltest nicht zuviel Ton legen auf das Brotgewinnen durch mein Buch. Und doch kannst du das nicht mit Stillschweigen übergehen, weil Jan mich so der Un-

tätigkeit beschuldigt (d. h. Untätigkeit im Geldverdienen). Tu das nach deinem Gutdünken. Frage ihn, ob er mir helfen will, mein Buch für eigene Rechnung gedruckt zu kriegen. Ich bin überzeugt, daß darauf verdient wird. Man muß es kaufen, sobald drüber gesprochen ist. Es muß in den Kammern drüber gesprochen werden.

A propos, als ich mein Stück an van Hasselt schickte, habe ich meinen Brief an Duymaer van Twist dahinein gelegt. Vielleicht ist er im Umlauf oder so etwas, so daß darum nicht geantwortet wird. Der Ton seines Schreibens war sehr lieb.

In meinem Buch kommt vor: dieser Havelaar (das bin ich) ist ein gemeiner Lump. Er bezahlt seine Schulden nicht, u. s. w. Aber du begreifst, daß etwas Krasses in der Nähe ist, um das jemanden schreiben lassen zu können und dennoch Havelaars Ehre zu retten. Ich frage den König, ob es sein Wille ist, daß in seinem Reich die Havelaars bespritzt werden mit dem Kot von den Fuhrwerken der Droogstoppels (Droogst. ist ein Typus: Profit und „der Herr").

Duymaer van Twist wird's nicht wohl zu Mute sein bei meinem Buch, das kann ich dir sagen. Und es ist so, daß er es nicht mit einer Redensart beiseite schieben kann. Und wäre auch mein Buch schlecht geschrieben, man wird es lesen wegen des Skandals, wiewohl Gott weiß, daß ich es nicht darum so geschrieben habe. Ich frage dich, ob wir nicht lange genug getreten sind! Ich bin van Heeckeren Dank schuldig. Er hat mir die Galle überlaufen lassen. Du wirst sehen, daß er auch einen Klaps abkriegt. Die Zeit der Sanftmut ist vorbei.

Adieu, Liebe! Ich habe viel Hoffnung. Das verfluchte Abschreiben. Ich hätte solche Lust, gleich an meinem neuen Buch zu beginnen. Ich hoffe, ich hoffe, daß wir bald beieinander sind, und dann für immer.

Ja, ich muß schriftstellern, ich habe wohl hundert Bücher im Kopf.

XXXII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[Brüssel, 19. Oktober 1859.]

Es ist nicht mein Plan, dir lange zu schreiben, denn ich habe Krampf in den Fingern.

Nachricht von dem „Ehrlosen". Ungemein gut. Jeder ganz dafür eingenommen. Der Direktor kommt hierher, um mich zu sprechen, kommenden Sonntag. Der Brief von van Hasselt ist höchst liebenswürdig. Van Lennep hat es wieder gelesen und gesagt, daß es, wenn es gut gespielt wird, sicher Erfolg haben wird. Wie findest du das? Und bei der Truppe von de Vries können die Rollen gut besetzt werden, sagt van Lennep. (Ich schreibe so schlecht, weil ich Krampf habe.) Und Eduard de Vries kommt nach Brüssel.

Aber das ist alles nichts, mein Buch soll und muß einschlagen wie ein Donnerwetter. Ich sage nicht, daß jeder mein Buch schön finden wird, o nein! aber die Aufgaben sind hier andere, als daß man sagen könnte: „keine Schärfe, denn das lieben die Leute nicht!" Es ist mir einerlei, ob die Leute von mir und meinem Buch viel halten. Sie haben niemals so ein Buch gelesen und werden sagen: „He!", mit offnem Munde, und selbst die, die mich zerreißen wollen, müssen es kaufen.

Schärfe? Glühend, brennend scharf . . . so scharf ist niemals etwas geschrieben worden.

Aber ich hoffe, daß man mich grüßen wird mit Hochachtung (und dich auch, lieber Engel), wenn man sagen wird, das ist Multatuli oder Max Havelaar, oder der Mann, der keinen Winterrock und keine Uhr hat . . . das bin ich. Wenn mein Buch gedruckt ist, stehe ich nicht mehr beschämt wegen meiner Armut, und das ist viel gewonnen.

Mir Schärfe zu verwehren, das würde so sein, als wenn man jemandem, der kämpft (und hier ist Kampf für Frau und Kind!), verböte, dem Feinde weh zu tun. Aber Liebe, Schärfe gefällt nicht A, wenn man scharf ist gegen A, aber A hört

gern Schärfe gegen B oder C oder D. Mein Buch wird das Ereignis des Tages sein, das versichere ich dir. Ist das nicht viel gesagt? Und das so vorauszubestimmen! Ich habe Talent, ich habe es recht gut gesehen. Kann auch niemand leben von Schriftstellerei in Holland, mich werden sie kaufen und lesen, ebenso wie jeder zuhörte, wenn ich einen Toast ausbrachte. Da hast du's. Mein Buch gleicht meinen Toasten. Humor, Gefühl, Schärfe, alles durcheinander, man weiß nicht, ob man weinen oder lachen soll. Und der Anfang ist so flau, so schläfrig, daß man auf einmal erschrickt, wenn der Autor loslegt. Aber dieser Beginn ist nicht unnötig, das muß so sein, es ist ein Ganzes.

Es ist so toll, ich weiß nichts davon, daß ich es gemacht habe, und beim Abschreiben ist es mir eine Überraschung.

Bester Engel, du verlangst danach. Ich schreibe, so schnell ich kann, und bin beinah blind. Ich sehe mit dem besten Willen keine Möglichkeit, vor dem Letzten dieses Monats fertig zu werden mit dem Abschreiben. Mit dem Abschreiben für den Druck kann ich mich nicht beeilen, denn jeder Buchstabe muß deutlich sein. Es ist denn auch recht sauber. Ich habe 70 Seiten in feiner Schrift fertig, es kommen noch ungefähr 170 dazu; ich kann nicht mehr als 14 oder 16 an einem Tag schreiben, dann bin ich beinah blind und habe Krampf in den Fingern. Rechne also, daß ich mein Buch absende mit v. Gend am 1. November.

Nein, ich habe keine Feuerung, das ist beschwerlich genug. In Gottes Namen, ich klage über nichts, nur wenn mein Buch uns nicht rettet, würde ich klagen. Man fragt bei mir nach Geld, ich sage nur: ja, ja . . . später! Ich zwinge mich, ruhig zu sein, bis das Buch fertig ist. Ich werde später über das Drucken schreiben, es macht mir Vergnügen, daß Jan daran helfen will.

A propos, die Nacht, da ich dir das Glaubensbekenntnis sandte, konnte ich nicht schlafen. Darauf bin ich aufgestanden und habe ein Glaubensbekenntnis geschrieben. Ich wollte

es dir schicken, aber da kam ich auf die Idee, es mit dem Namen Multatuli im „Dageraad“ drucken zu lassen. Das habe ich getan. Es ist keine zwanzig Zeilen lang. Guck mal nach, und schreibe mir, ob sie auch etwas dazu geschrieben haben. Es ist sehr orginell. Guck gut nach, es ist sehr kurz: eine Geschichte vom Drosselmännchen — komisch, nicht wahr? O, lieber Engel, mein Buch ist auch eine Hinterlassenschaft für unsere Kinder. Edu und Nonnie werden sagen: das waren unsere Eltern! Ist das nicht schön? Ich hoffe, daß wir ihnen Geld hinterlassen, aber auch ohne das wird mein Buch etwas für sie sein.

Ich bin höchst neugierig, nicht was du, sondern was Jan davon sagen wird. Ein Ding ist sicher, er wird wieder reden von Talent; dann kannst du doch sagen, es wäre schade, ein Talent erfrieren zu lassen in der Winterkälte. Es ist bald November.

Ich möchte gern, daß mein Buch für meine Rechnung gedruckt würde. Wenn Jan die Ausgaben für Drucken u. s. w. vorschießen oder dafür Bürgschaft leisten will. Aber wenn er es nicht will, denke ich, daß ich doch eine Bürgschaft finde durch das R+, besonders da sie so eingenommen sind für das Stück; van Hasselt schreibt: „äußerst, äußerst eingenommen“, und das sagt er von de Vries, dem Direktor, der sonst das Interesse hat, nicht so sehr den Wert hervorzuheben, um es billig zu kriegen. Du weißt, ich habe es umsonst gegeben, und doch schreibt v. H.: „Sie können die Bedingungen mir überlassen, oder auch, sprechen Sie offen mit de Vries selbst.“ Sie scheinen es also nicht umsonst haben zu wollen. Aber darauf ging ich gar nicht aus, ich will nur den Namen Multatuli begründen, und ich muß in drei Monaten der Held des Tages sein. Wenn ich in drei Monaten nicht berühmt bin, schreibe ich nicht mehr. Auf einmal, oder gar nicht.

Aber ich finde mein Theaterstück recht kindisch. Ich werde später bessere Stücke schreiben.

Ich bin dir sehr dankbar für das, was du von Edu und

Nonnie schreibst. Ach, mich verlangt so! Aber ich habe guten Mut, wenn ich nur noch einen Monat aushalten kann. Du hast frankiert, Liebe, und das ist gut, ich habe keinen Centime. Deprez bin ich bereits schuldig, und er, ein guter Mensch, scheint selbst Sorgen zu haben. Ich habe viel Ausgaben gehabt. Papier, Reparatur der Uhr, die nun gut ist, eine Lampe, und dann ging ich immer nach dem Café, um Zeitungen zu lesen, was nötig ist, aber das kann ich nun nicht mehr.

Obschon man hier auf Geld dringt, kann ich nicht klagen, es ist nur der Mann, der ein alter Geizkragen ist. Die Frau und die Tochter würden mich, glaube ich, wohl ein Jahr behalten. Jeder ist eigentlich gut gegen mich, sogar herzlich. Ach, ich denke so viel an die arme Eugenie. Wenn es uns mal gut geht, muß ich sie aufsuchen, koste es, was es wolle.

Du bist meine Tine, du wirst in meinem Buch sehen, ob du meine Tine bist. Darum allein hätte ich es schreiben müssen. Eigentlich tue ich verkehrt, soviel zu dir über das Ding zu reden, denn da der Beginn so flau ist, wirst du sagen: ist es das nun? Aber es muß so sein, glaub mir, gerad so wie meine Toaste, die gingen auch plötzlich von Flauheit über in Schärfe und Gefühl. Es kommt eine Betrachtung darin vor über Walter Scott, der wußte, wie man es machen muß, um Effekt zu machen und das Buch, wenn man es aus hat, aus der Hand legen zu lassen mit Eindruck. O, ich muß absolut schreiben! Es ist so schön, besonders wenn man mit der Zeit fühlt, daß das Publikum einem mit offenem Munde zuhört. Wenn wieder etwas von diesem Multatuli erscheint, wird man es lesen, ob man will oder nicht, denn wie ich schreibe, das ist ein ganz neues Genre, das mit nichts Ähnlichkeit hat. Ich sage selbst am Schluß: mein Buch ist schlecht geschrieben, keine Methode, kein Talent . . . gut, gut, aber ihr werdet es lesen! Ist das nicht grob?

Wiewohl ich jetzt meinen „Ehrlosen“ matt finde, gefällt es mir doch, daß sie soviel davon halten. Van Lennep hatte

zu van Hasselt gesagt, daß er es nicht mehr in Erinnerung hatte, aber nun beim Wiederlesen kein Wort zurücknähme von der früheren günstigen Rezension. Es hätte just die Erfordernisse, um Erfolg zu haben, u. s. w.

Eine Stunde später. Gute Nachricht. Ich hab' den Mann von meinem Gasthof gesprochen. Alles in Ordnung. Gott sei Dank, ich kann nun noch etwas aushalten. Ich habe an v. H. geschrieben. Alle R+ müssen mein Buch kaufen. Mut, Mut, Mut, bester Engel! Mein Buch muß Erfolg haben. Nein, du hast ganz recht, daß du Jan nichts sagen willst. Laß ihn es vorlesen, ohne zu wissen, was es ist. Dann überfällt es ihn wie ein Dieb in der Nacht. Ich rechne: am Letzten fertig, also 1. November versenden. Alles wird gut gehen. Es ist wahrhaftig spaßig, keinen Pfennig in der Tasche und so mutig!

XXXIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag Abend
[Brüssel, 28. Okt. 1859.]

Es ist, als wenn alle Teufel gegen uns losgelassen sind. Daß jetzt gerade ein Brief aus Cassel kommen muß!

[Ein Gläubiger hatte an seinen Bruder Jan geschrieben.]

O Gott, das drückt mich so! Ich habe dieser Tage so eifrig gearbeitet, und ich bin beinah blind vom Schreiben, um doch schnell dir das Buch schicken zu können, und nun bringt dieser Brief von Cassel wieder alles in Unordnung, denn in dieser Stimmung wird Jan mir nicht helfen, um es gedruckt zu kriegen. Erst vorgestern habe ich einen Kasten Kohlen zu kriegen gewußt, ich konnte nicht mehr schreiben vor Kälte. Aber in diesem kleinen Gasthof ist man nicht gewohnt, Feuerung zu liefern. Mein Kasten ist nun leer, und

ich weiß nicht, ob ich morgen wieder was kriegen kann. Gott, Gott, das ist ein Kampf!

Ich schreibe so schnell, als ich kann, und hoffe (wie ich gesagt habe) am Montag Abend mit Abschreiben fertig zu werden. Aber ich muß es genau und mehr als einmal vor dem Druck nachsehen und verbessern, also kann ich es den folgenden Tag nicht versenden.

De Vries hat mir Sonntag depeschieren lassen, daß er unmöglich kommen könnte. Nun wird er nächsten Sonntag kommen. Also, Beste, davon kann ich dir noch nichts sagen. Ich würde es dir gleich geschrieben haben, aber ich wagte es nicht wegen des Portos, und ich selbst habe keinen Cent. (Man ist immer freundlich und höflich gegen mich, das muß ich sagen, aber zwei Monate sind bald herum!)

Ich bin in zehn Tagen nicht auf der Straße gewesen. Ich schreibe so schnell ich kann, aber bei der Kälte komme ich nicht vorwärts, und man kann sich auch nicht zu sehr beeilen mit etwas, das gedruckt werden soll. Ich habe mein Buch in weniger Zeit geschrieben, als ich fürs Abschreiben nötig habe. Ich bin auch sehr müde. Ich werde Montag fertig, aber, wie ich sagte, dann muß ich's nachlesen, mehr als einmal. Wenn die Not nicht so drängte, ließe ich es einen Monat liegen, um es danach durchzusehen, aber das geht jetzt nicht, was schade ist, denn ich habe Augenblicke, wo ich so stumpf bin, daß ich sicher weiß, es werden mir Fehler entschlüpfen. In Gottes Namen!

Aber, wenn ich fertig bin, was dann tun?

Das von Cassel greift mich furchtbar an. Daß du selbst sagst, du findest es besser, daß ich das Manuskript nicht an Jan schicke, entspringt gewiß seiner Stimmung über Cassel. . . .

Ich muß heute Abend durchaus noch einige Seiten schreiben. Ich bin bei Blatt 182. Es werden 230 oder 240. Dieses Abschreiben ist entsetzlich. Ich schreibe lieber zehn Werke, als daß ich eins abschreibe. Und wenn ich nun morgen keine

Kohlen habe, weiß ich nicht, wie es gehen soll. Dann werde ich das bereits Geschriebene nachsehen und verbessern, bis etwas Wärme kommt, um weiter zu schreiben. Es ist auch eine Scheibe kaput in meinem Zimmer, und das weht und zieht — ich will nicht davon reden. Ich möchte sie mal sehen, all die mit ihrem „ich würde dies, ich würde das"! Es gehört was dazu, in solcher Stimmung etwas zu schreiben oder zu dichten und all das Elend, das uns anpackt, aus den Gedanken zu drängen!

Schreib mir doch nicht so hastig, Tine! Laß mich wissen, wie dieses und jenes steht. Was weiß Jan von meinem Buch? Würde er es drucken lassen, auch wenn es ihm nicht gefällt? Gefallen wird's ihm, glaube ich, nicht, weil ich nicht für ihn schreibe, noch für die Theekontraktanten, noch für die Residenten, noch für Duymaer van Twist . . . sondern für mich und dich, für uns, die wir bestialisch behandelt sind.

Eigentlich möchte ich gern das Manuskript dem König anbieten, um zu sehen, ob es ihm der Mühe wert ist, der Herausgabe zuvorzukommen. Aber dafür ist eine zweite (sorgfältigere) Abschrift nötig, und ich habe weder Papier noch Zeit dafür, denn das erfordert mindestens einen Monat Arbeit, und so lange werde ich es hier nicht aushalten können. Es gehört etwas dazu, um den Mut nicht zu verlieren. Gestern habe ich 10 Centimes von dem Jungen leihen müssen für ein kleines Fläschchen Tinte! Jan würde sicher ohne Tinte geschrieben haben. Wenn ich nun die 10 Centimes nicht zurückgeben kann, bin ich wieder ein Dieb! Man sollte lieber die Kraft bewundern, daß einer schreiben kann mit solcher geliehenen Tinte!

Das verfluchte Cassel!

A propos! Schicke mir das Gedicht: „Mein Kind, da schlägt die neunte Stunde, hör!" von der Hand eines der Mädchen, ich brauche das in meinem Buch. Ich möchte so gern mit dir sprechen, um dir das eine oder andere von meinem Buch zu erklären. Vieles von dem, was dir sonderbar erscheinen wird,

hat einen Zweck. Du mußt bei dem Lesen bedenken, daß das Publikum nicht weiß (so wie du), wo ich hinaus will. Was dir also zu lang erscheint als Einleitung, erscheint dem Publikum nicht so, weil sie meinen, daß es die Hauptsache ist, und meine eigentliche Hauptsache kommt erst ziemlich spät, wenn sie weiterlesen müssen. Du begreifst, wenn ich etwas herausgegeben hätte wie: Klage gegen die Indische Verwaltung, oder so etwas, dann hätte niemand mich gelesen. Ich lasse sie nun lange in der Meinung, daß sie eine halb spaßhafte, halb ernsthafte Erzählung lesen, und erst wenn ich den Leser an der Leine habe, komme ich zum Vorschein mit der Hauptsache. Wer reichlich halben Weges ist, weiß noch nicht, daß es eine offizielle Sache ist, die ich ihnen wie ein Tränkchen eingebe. Und diese Vereinigung, glaube ich, ist mir sehr gut geglückt. Wenn ich begonnen hätte: Ich habe die Ehre — würde jeder sagen: das geht mich nichts an. Aber mein Beginn ist wie ein närrischer Roman, frei und zwanglos, und sehr langsam hole ich die Leine ein, so, daß der Schluß eigentlich Donner und Blitz ist.

Freitag Morgen. Sie werden mir wieder einen Kasten Kohlen geben, dann kann ich weiter schreiben. Aber, Liebe, mein Buch muß gebunden werden vor der Versendung, und dafür habe ich wieder kein Geld, auch nimmt das wieder ein paar Tage. Werde also nicht verdrießlich, wenn du es nicht so schnell bekommst, als ich wünschte. Ja sogar, wenn du es lieber nicht Jan zu lesen giebst, würde ich es überhaupt nicht an dich schicken können. Ich glaube indes doch, daß er es lesen muß. Denn obschon viel darin ist, was ihm nicht gefallen wird, kommt doch auch viel darin vor, was ich ihn gerade lesen lassen möchte. Ich habe dir noch etwas darüber zu sagen (ich muß so elend klein schreiben, um doppeltem Porto aus dem Wege zu gehen). Es ist nämlich dies. Achte gut darauf: Ich bin ein Taugenichts, ein propre à rien, ein Dieb etc. etc. Auf all diese Dinge antworte ich in meinem Buch. Aber um auf eine Beschuldigung zu erwidern, muß

man manchmal gut von sich selbst sprechen. Zum Beispiel A ist beschuldigt des Diebstahls. Nun beweist er, daß er eine sehr ehrliche Tat getan hat. Dann sagt man: du bist sehr eingenommen von dir. Darum handelt es sich zwar nicht, aber man sagt es doch. Ich behaupte, daß ich in meinem Buch nichts sage als die Wahrheit, aber doch wird man das wieder als Vorwand brauchen, um mir dennoch unrecht zu geben. Ich waffne mich dagegen durch ein Motto, worin jemand, der Mordes beschuldigt ist, sich verteidigt durch den Beweis, daß er ein braver Mensch ist. Dann wird er freigesprochen in Bezug auf den Mord, aber der Richter sagt: dennoch mußt du hängen, weil du so eingenommen bist von dir; es ziemt sich nicht, daß du dich selbst brav nennst. Dieses Motto würde an sich schon eine genügende Antwort darstellen, aber nun bin ich auf die folgende Idee gekommen Jan gegenüber. Nämlich du würdest ihm sagen können, daß du mir mein Buch in die Feder gegeben hast. Du kannst sagen, jetzt bereits: „Jan, ich weiß, daß alles, was man Eduard vorwirft, Verleumdung ist; aber weil ich so arm bin, bin ich der Schwächere. Das einzige, was wir noch besitzen, würde seine Fähigkeit sein. Darum habe ich ihm gesagt, daß es seine Pflicht ist, ein für allemal auf diese Verleumdung zu antworten. Wenn du nun übel nimmst, daß er sich selbst herausstreicht, muß ich dich fragen, ob er nicht das Recht hat, von sich selbst das Gute zu sagen, wenn soviele andere sich das Recht nehmen, das Böse zu sagen, das nicht wahr ist? Vor allem, da diese Unwahrheiten ihm und mir und unsern Kindern das Brot aus dem Mund nehmen, und die durch ihn zu seinem eignen Vorteil gesagten Wahrheiten dazu führen müssen, uns dieses Brot wieder zu geben! Ich habe zu Eduard gesagt, daß es seine Pflicht wäre, ohne falsche Bescheidenheit sich zu erkennen zu geben, wie er ist, um damit zu antworten auf all die Redereien von Leuten, die ihn darstellen, wie er nicht ist.“

Ich gebe dir dies zu erwägen. Und das umsomehr,

als ich wirklich glaube, daß ich in meinem Buch die Wahrheit sage. Es kommen Gespräche darin vor, an denen du mich erkennen würdest, wüßtest du auch nicht, daß er von mir ist.

Sag, Liebe, du sprachst von warmen Kleidern von Henriette. Ach, wenn du für dich und die Kinder irgend ohne das auskommen kannst, so nimm nichts an. Ich möchte später so gern sagen können, daß wir von ihnen nichts, keine Hilfe empfangen haben. Für einen Wert von 20 oder 30 Gulden an Kleidern würden sie noch Prätentionen machen. Kannst du es nicht entbehren? Kann Jan es mitansehen, daß du es annehmen mußt, nachdem er selbst die Briefe von van Heeckeren infam genannt hat?

Frage doch Jan mal, wie er denkt, daß ich lebe! Aber du schreibst mir so wenig. Nimm dir doch etwas Zeit für deine Briefe. Ich habe hier nichts, ich spreche niemand, gehe nicht aus und kann nicht mal das „Handelsblatt" lesen, was ich doch so gern möchte und was ich nötig hätte, um zu sehen, was in den Kammern vorgeht. Deine Briefe haben immer die Erscheinung einer Nebensache. Mein Gott, betrachte doch das Schreiben an mich als Hauptsache, und tu das andere, wenn Zeit übrig ist. Laß mich doch in deinen Briefen sehen, daß du die meinigen liest, und antworte doch von Zeit zu Zeit auf etwas, was ich dir sage oder dich frage. Es verlaufen doch acht oder zehn Tage zwischen zwei Briefen. Des Abends nach Acht eine Stunde, das ist doch so viel nicht, das giebt acht oder zehn Stunden, und deine Briefe sind von einer Viertelstunde. Was tust du nur abends nach Acht? Ich schreibe an dich mit Krampf in den Fingern, und ich würde noch mehr schreiben, wenn ich nicht das doppelte Porto fürchtete. Weiß Jan, daß ich keinen Cent habe, oder wissen sie das nicht? Wenn ich des Abends unten bin, um Feuerung oder Licht zu sparen oder weil ich blind bin vom Schreiben, und es kommt ein Musikant in das Gastzimmer, dann muß ich weggehen, um nicht meine fünf Centimes versagen zu müssen, die ich

nicht habe! Oder wissen sie das nicht? Doch du schreibst mir nichts. Was tust du nur?

Ich hatte dir das schon lange sagen wollen, aber ich bin davon zurückgehalten, weil, wenn so etwas forciert geschieht, es doch keinen Wert hat, aber ich habe schon lange viel Kummer darüber. Wenn du kein Geld hast für doppeltes Porto, mußt du klein schreiben wie ich. Oder hast du mir nichts zu sagen? Ich weiß wohl, daß Schreiben etwas Unvollkommenes ist, aber wenn man dann dabei immer solche Eile hat, wird es noch unvollkommener.

In deinem Brief sagst du z. B.: „Wäre es nicht besser, wenn du dein Buch nicht an Jan schicktest?" Und damit fertig. Aber fühlst du denn nicht, daß mich so etwas in Zwiespalt bringt? Wenn ich es nun fertig gehabt hätte, was sollte ich dann tun? Wie soll ich es denn gedruckt kriegen? Wäre es nicht der Mühe wert gewesen, bevor du solchen Zweifel aufwarfst, Jan zu fragen, ob er es nicht drucken lassen will, ob's nach seinem Sinn ist oder nicht? Denn das Warten auf Angabe der Anzahl Exemplare, die ich gedruckt haben will, ist eine matte Ausflucht. Ich will soviel Exemplare haben, als er drucken lassen will, 200 oder 400 oder 600. Wenn mich ein Bettler um Geld bittet, ist es dann eine Antwort, wenn ich sage: „Mann, ich kann Ihnen nichts geben, ehe ich nicht weiß, wieviel Sie genau nötig haben"? Begreifst du nicht, daß ich Interesse daran habe, zu wissen, ob er mir helfen will an der Drucklegung, ja oder nein? Wenn es nun fertig daläge, was sollte ich dann tun? Siehst du, das kommt alles daher, daß du das Schreiben an mich als Nebensache betrachtest. S c h i c k e m i r d a s G e d i c h t u n d l a ß m i c h w i s s e n, o b i c h m e i n B u c h a n J a n s e n d e n s o l l o d e r n i c h t.

Ich habe viel Verdruß, und du hättest mir etwas ersparen können, indem du mehr schriebst. Ich muß nun wieder ans Abschreiben. Küß Edu und Nonnie.

XXXIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend Abend, 29. Oktober.

Liebe Beste. Ich bin so betrübt, daß ich dir gestern solchen verdrießlichen Brief geschrieben und dich so ausgezankt habe, darum schreibe ich wieder heute Abend. Ich hatte es gestern schon tun wollen, aber ich hatte kein Geld, um zu frankieren, und darum wagte ich nicht so schnell hinterher zu schreiben. Ich habe nun um Geld gebeten, und man hat mir zehn Francs gegeben. Es tut mir so innig leid, daß der Brief von gestern abgesandt ist. Er wird dir soviel Verdruß bereiten. Ich dachte auch daran, daß du vielleicht häufig nicht schreiben konntest wegen Schmerzen im Rücken, und nun tut es mir leid, daß ich dich deswegen so ausgezankt habe. Nimm es dir doch nur nicht zu Herzen.

Ich war und bin noch sehr verdrießlich über Cassel, und dabei voll Sorgen wegen der Druckkosten von meinem Buch. Ich bin steter Überzeugung, daß, wenn ich es gedruckt kriege, es Beifall finden muß. Ja, ich glaube, daß man (ist man auch gegen meinen Geist und meine Ideen) sagen wird, daß Schönheiten darin vorkommen und daß es so originell ist. Es ist eine Geschichte darin von einem jungen Eingeborenen, die mir so schön erscheint, daß ich selbst heute Morgen Tränen dabei in den Augen hatte. Denn da ich so schnell gearbeitet hatte, war es mir in Vergessenheit geraten, und beim Abschreiben war es mir wie neu. Es sollte mich sehr wundern, wenn man diese Passagen nicht in Zeitschriften abdruckte als etwas Ausgezeichnetes, sowohl an Inhalt als in der Darstellung; und mein Buch muß Erfolg haben, und wäre es allein darum. Es ist sehr einfach. Ja, es ist sogar Kunst in der Einfachheit dieser Erzählung, und so etwas steht gegenüber all der Schärfe, die in dem Buch herrscht. Hast du „Drosselmännchen“ noch nicht gesehen? An welchem Datum erscheint der „Dageraad“?

Das ist auch ganz einfach. Ich glaube sicher, daß sie es aufnehmen, es ist nur 20, 30 Zeilen lang.

Morgen kommt de Vries. Ich bin so neugierig. Wenn er etwas verändert haben will, werde ich es tun. Van Hasselt sagte, daß de Vries mich sprechen wollte im Interesse des guten Erfolgs des Stückes und im Interesse des Autors. Ich werde tun, was er will.

A propos, frage mal Luise, ob sie weiß, was „kemuku's" sind. Ich habe nötig, das zu wissen.

Aber, Liebe, ich werde noch verschiedene Tage nötig haben, bevor ich mein Buch schicken kann, denn ich will es genau nachsehen. Eigentlich müßte ich Zeit haben, es einen Monat liegen zu lassen und es dann zu korrigieren, aber das geht nun nicht. Wenn Jan so etwas begriffe, würde er mich sicher in stand setzen, so lange zu leben, aber ich sehe keine Möglichkeit, das seinem Verstand nahe zu bringen. Ich bin im Augenblick stumpf und würde z. B. „vaader" [statt vader = Vater] schreiben, ohne es zu sehen. Es ist sehr schade.

Ich für mich glaube doch, daß ich mein Buch an dich (und also an Jan) schicken muß. Vielleicht macht ihn das Lesen etwas lebendig. Auch wäre es mir wirklich interessant, wenn du mir alle Eindrücke mitteilen könntest, die es auf ihn macht. Ich sage: alle Eindrücke, denn es ist kein Buch, wovon man einen Eindruck hat. Es ist so verschieden, so bunt, daß der Eindruck stetig wechselt. Die Besprechungen in den Zeitschriften werden lang sein, denn niemand kann in wenig Worten ein Urteil sagen über soviel unterschiedliche Bestandteile, und doch ist es ein Ganzes. Wenn es gedruckt wird und nicht an den König geschickt, ist es möglich, daß ich es erst an van Hasselt sende (nach dir, meine ich), damit er es van Lennep zeigt. Van Hasselt weiß, daß ich es schreibe, er sagt, daß er dem Erscheinen mit Interesse entgegensieht.

Ich glaube, daß mein Buch uns retten wird. Die Frage ist nur, wie ich es so lange aushalte, denn das Drucken u. s. w. dauert lange.

Ich denke, daß ich mein Manuskript selbst einbinden werde, doch ich muß noch ein paar Noten dazu schreiben. Ich werde es dir dann senden, so schnell ich kann. Ich schreibe dir jetzt nur, daß du nicht allzu verdrießlich sein mögest über meine harten Worte von gestern. Ich war so arg mißgestimmt. In meinem Buch schelte ich dich auch, aber es steht dabei, daß du dir nichts draus machst, weil du weißt, wie ich es meine.

Leb wohl, beste Tine, küß die kleinen Hosenmätze. Ach, mich verlangt so!

Ich gehe heute Abend mal einen kleinen Weg, nach neun Uhr. Bis dahin schreibe ich. Ich bin viele Tage lang nicht auf der Straße gewesen, aber nun ich soviel Geld habe, gehe ich für einen halben Franc in ein Café chantant, wo sehr schön gesungen wird, adieu, beste Tine.

Vergiß nicht das deutsche Gedicht, und auch nicht, was „kamuku's“ oder „kemuku's“ sind!

XXXV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Mittwoch Abend.

[Brüssel, 2. Nov. 1859.]

Liebes Herz! Ich bekomme da deinen Brief mit dem Bankpapier. Ich kann nicht gut schreiben, weil ich meine Augen verdorben habe. Morgen hoffe ich mein Buch fertig abgeschrieben zu haben. Ich kann nicht mehr sehen und kann so die Noten nicht schreiben. Der Arzt sagt, ich darf mehrere Wochen nicht lesen; wie ist das komisch: ich sehe nicht, wie ich schreibe.

Ja, freilich ist dieses Glaubensbekenntnis von mir, du wirst sehen, „Drosselmännchen“. Das ist ein gutes Zeichen, besonders da ich nun zu glauben anfange, daß van Hasselt im „Dage-

raad" ist. O, es ist so dumm, ich kann nur eine Zeile schreiben, dann muß ich meine Augen mit kalt Wasser waschen. Herzlichen Dank für alles.

De Vries ist hier gewesen, höchst liebenswürdig. Sehr eingenommen für das Stück, empfiehlt sich für mehr. Ich habe ihm meine Lage mitgeteilt, und da sagte er, daß die Sache unglücklich läge. Denn, sagte er, man kann jemand, der in seinem dreiundzwanzigsten Jahre dieses Stück schrieb, doch keinen Posten anbieten. Aber alles wird gut gehen. Er hat mich darum gebeten, die Rolle von Peters etwas zu kürzen, weil Peters zu schwach ist für diese große Rolle, aber, sagte er, wenn Sie es drucken lassen, müssen Sie es so lassen.

Höre nun. Ich war beim Schreiben und las ihm zufällig zwanzig Zeilen aus meinem Buch vor. Da sagte er, daß ich es in meinem Interesse und im Interesse der Sache nicht drucken lassen dürfte, bevor der König es nicht gelesen. Dies kam aus ihm selber. Er sagte, daß der König ein tüchtiger Mann wäre. Er will mit van Hasselt überlegen, und nun erwarte ich Antwort, ob vielleicht v. H. als niederländischer Untertan sich verpflichtet glaubt, solch ein aufrührerisches Werk erst dem König zu zeigen, daß er vielleicht der Herausgabe zuvorkomme im Interesse der Sache, denn mein Buch würde Brand stiften.

Aber ich werde es sofort einbinden lassen und dir schicken, ohne die Noten, denn ich kann nicht mehr schreiben, ich habe meine Augen total verdorben. Ich hoffe, sie werden durch Ruhe besser werden. Wenn ich mehr schreibe, muß ich für das Abschreiben jemand haben, denn das ertötet den Geist. Ich bin jetzt müde, und war es nicht, als ich mein Buch fertig hatte, d. h. die erste Niederschrift.

Liebes Herz, ich muß aufhören, ich bin so müde, meine Augen . . . es ist so dumm, ich habe niemals sowas gehabt. Vielleicht schreibe ich morgen mehr, vor allem da ich nun frankieren kann.

Sag mir, was man sagt über das närrische Glaubensbe-

kenntnis; ich finde es recht famos, daß sie es gleich aufgenommen haben im Dageraad.

Morgen geht mein Stück zu de Vries. Du weißt nicht, wie eingenommen er dafür ist. Es sagte geradezu, daß die Leute, die es gelesen hätten, ganz aus dem Häuschen wären, und Mevrouw Engelman — die wird Frau von Wachler spielen — hatte gesagt: der das geschrieben hat, muß viel erfahren haben! NB. in dem Jahre 1843 und 44.

Nun, mein Buch ist was ganz anderes. Ich werde es dir schicken, müßte es auch erst an den König. De Vries hat mir angeboten, es in diesem Fall in großer Schrift abschreiben zu lassen.

Vielleicht daß ich dann den ganzen argen Schluß unterdrücke, denn das ist Drohung und sehr kraß. De Vries war ganz betäubt davon. Aus Höflichkeit lasse ich das weg, wenn es an den König geht. Aber wenn er nicht tut, was ich will, dann kommt es wohl in den Druck.

Ja, diese Auslegung von der Babu ist richtig, es ist so: Schwanzpfeffer. Ich fand das Wort in einem maleiischen Stück, und hatte es ganz vergessen. Aber nun weiß ich es, sie hat recht. Guten Tag, kleine Non und Edu!

Man hat mir doch Kohlen gebracht. Die Leute sind gut zu mir . . . das muß ich sagen.

XXXVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend Morgen.

[Ohne Poststempel. Nach Berechnung: 5. Nov.]

Liebes Herz! Mein Buch wird gebunden. Über ein paar Stunden kann es trocken sein, und es geht dann heute noch weg mit van Gend. Meine Augen haben Ruhe nötig, das ist alles.

Ich bitte dich, Jan zu sagen, daß ich es noch korrigieren muß auf Schreibfehler u. s. w. Auch muß ich die Noten noch machen für maleiische Ausdrücke, die das Publikum nicht versteht. Adieu, Herz!

Sobald ich wieder schreiben kann, werde ich dir schreiben, was mit dem Ding gemacht werden muß. Ich vermute: van Hasselt. Entre nous, ich wollte, daß man dem Drucken zuvorkäme. Sag mir gut deine Eindrücke, und auch die von den andern, gut und schlecht. Ich rechne auf viel Mißbilligung, aber das tut mir nichts.

XXXVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag Abend.

[Ohne Poststempel. Nach Berechnung: 11. Nov.]

Liebes Herz. Gestern Abend und heute Abend deine lieben Briefe empfangen, die mich so reichlich belohnen. Ach, ich kann dir nicht sagen, wie gut mir deine Briefe getan haben, umsomehr, als ich wieder in einer Stimmung war, daß ich mein Buch flau fand. Das habe ich mehrfach gehabt. Eine Sache habe ich immer gut gefunden, das ist Saïdjah. Nun mußt du wissen, daß es Sonnabend Abend schon von hier abgegangen ist, und ich begreife also nicht, daß man es erst Mittwoch Morgen bestellt hat. Ich bin innig glücklich, daß du erfreut bist über das Buch, denn es ist so närrisch, daß man sein eignes Werk nicht beurteilen kann. Ich besonders nicht, denn mein Eindruck ändert sich fortwährend. Ich möchte so gern mit dir über mein Buch sprechen, um dir dieses und jenes zu erklären, was mir zu umständlich ist zu schreiben. Ich bin dir so dankbar für deine Eingenommenheit, aber, Beste, ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß Jan gut darüber urteilen würde. Ich hatte auf beinah vollständige Mißbilligung gerechnet.

Nein, nein, wahrhaftig nicht, du bist nicht geschmeichelt in dem Buch. Im Gegenteil, du stehst viel zu viel im Hintergrund. Ich habe mir deswegen schon Vorwürfe gemacht, doch ich wurde dazu geführt, weil Max Hauptperson bleiben muß (wegen des Zwecks des Buches); und weiter, daß ich gut von mir selbst spreche, das habe ich dir früher schon begründet. Siehe darüber das Motto von Lothario. Ich weiß sicher, daß du gelacht hast über das Einsalzen. Aber ich sage da doch in der Fixigkeit, was ich zu antworten habe auf die Beschuldigung der Selbstüberhebung und der Eingenommenheit für mich selbst. Ja, ich begreife, daß du lachst über den Droogstoppel; der ist ein Typus. Er dient als repoussoir (suche das Wort in einem dictionnaire des arts). Es ist viel darin, worüber ich dich sprechen möchte. Die Milde in der Geschichte von Saïdjah macht meine Schärfe augenfälliger, die Schärfe wieder umgekehrt die Milde. Ich glaube nun doch auch, daß das Buch gut geschrieben ist.

Es war mein Plan, Jan zu ersuchen, zu van Hasselt und van Lennep zu gehen, oder zu dem ersteren allein, da bekommt es van Lennep auch. (Dr. W. J. C. van Hasselt, Keizersgracht am Amstel.) Ich schreibe heute oder morgen an van Hasselt, er wird also auf den Besuch vorbereitet sein. Sein Ton ist höchst liebenswürdig.

Aber nun der delikate Punkt. Wenn man kommt mit einem Buch und fragt: „Wollen Sie das abkaufen?“ das ist Chantage, Gaunerei. Das ist also nicht die Absicht. Ich habe mein Buch geschrieben mit einem doppelten Zweck: nämlich Verbesserung der Wirtschaft in Indien, und Wiederherstellung meiner Position. Die Sache ist also nicht, daß ich sage: gieb mir soundsoviel, dann schweige ich — nein, ich meine das ernst, was ich am Schluß sage. Ich will kämpfen für die armen Unterdrückten, ich habe mir das nun zu meiner Mission erkoren. Die Frommen würden sagen, daß der Herr mich dazu drängt, da er mir alle andern Auswege verschloß.

Doch dieser doppelte Zweck kann erreicht werden durch

vereinigte Maßregeln, nämlich eine höchst ehrenvolle Ernennung meiner Person mit einer publizierten Begründung, daß Seine Majestät meine Handlungsweise approbiert und die von der damaligen Verwaltung desavouiert. Das ist ein sittlicher Triumph des Prinzips und ein materieller Sieg für mich, den ich, Gott weiß es, nötig habe.

Van Hasselt ist Mitglied der Kammer (van Lennep auch). Wollen sie sich mit Jan verbünden, um mir diesen doppelten Triumph zu verschaffen, gut. Doch es muß wohl vermieden werden, daß es darauf hinaus geht, als verlangte ich für mich allein Gewinn. Denn abgesehen davon, daß dies unedel sein würde, kommt noch hinzu, daß ich mehr Gewinn erziele, wenn ich mein Buch drucken lasse. Jan kann van Hasselt sagen (nicht als Drohung, sondern als einfache Wahrheit), daß ich mein Buch ins Französische, Deutsche und Englische übersetzen werde. Wenn meine Augen es zuließen, wäre ich schon dabei. (Sie sind wohl, doch noch nicht ganz; eigentlich müßte ich vierzehn Tage nichts tun und viel im Winde laufen.)

Als de Vries bei mir war und ich ihm den Schluß vorlas, erschrak er und sagte aus sich selbst, daß er mit van Hasselt drüber sprechen würde; er kenne den König, sagte er, und der würde gewiß sagen (buchstäblich): „ich wollt', daß der Kerl zu mir gekommen wär'!"

Wie dem sei, ich finde gut, daß Jan zu van Hasselt geht. Doch das steht fest, wenn van Hasselt oder van Lennep nicht bewirken wollen oder können, daß meinem doppelten Verlangen königliche Genugtuung wird, dann wird es gedruckt werden, und wenn ich dazu kein Geld habe, dann werde ich es abschreiben und umhersenden im Manuskript. Doch in Frankreich werde ich die Übersetzung schon gedruckt kriegen, und in Deutschland auch.

Wie bitter unser Loos ist — ich sehe mit Angst den folgenden Wochen entgegen! — ich bin müde des Leidens und kämpfe lieber. Mein Fehler ist, daß ich bis heute zu gütig gewesen bin . . . . .

Ja, gewiß, das Buch ist persönlich. Aber haben die Personen, die ich antaste, dich und mich und unsere Kinder geschont? Muß ich nicht Kugeln laden in mein Gewehr und gut zielen, wenn es sich darum handelt, Frau und Kinder zu retten von dem Elend, worin sie versunken sind durch die Schuld der Personen, die ich antaste? Es ist meine Art nicht, bösartig zu sein, doch man muß sich wundern, daß ich nach all unserm Leiden so lange geschwiegen habe.

Überdies, ich habe die Dokumente, die beweisen können, was ich sage.

Da kommt mir etwas in den Sinn. In meiner bedrängten Lage ist jeder gewonnene Tag von Bedeutung. Bitte Jan, daß er das Buch (wenn er es tun will, franko) van Hasselt sendet. Ich schreibe heute, daß er es empfangen wird. Wenn Jan dann nach Amsterdam kommt, hat van Hasselt Einblick genommen, und es kann dann gleich besser was geschehen, als wenn er es erst von Jan selbst empfängt, denn dann wäre die Antwort natürlich: „ich werde es lesen und dann mal sehen". Also, Kind, wenn ihr es aushabt, tut das dann, wenigstens wenn das Frankieren nicht zu hoch ist.

Adieu, bestes Kind. Küß die Schlingel. Ach, wenn wir mal zusammen kommen könnten! Es ist hart.

Ich habe van Hasselt geschrieben, daß ihr das Buch schicken werdet und daß Jan kommen würde.

XXXVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Mittwoch Morgen.
[Brüssel, 14. Nov. 1859.]

Liebe Tine! Wie ich dir bereits geschrieben habe, habe ich deine beiden Briefe vom Mittwoch und Donnerstag erhalten. Gestern und vorgestern aber war nichts. Ich hatte so gehofft,

etwas zu hören, was mir die Existenz möglich machen würde. Heute Morgen hat man nun Geld von mir verlangt. Ich kann es den Leuten nicht übel nehmen. Bei ruhiger Stimmung hätte ich bereits mit einem zweiten Werk begonnen, aber ach, wie albern und dumm andere dies finden mögen, ich kann nichts tun, wenn ich erschrecken muß bei jedem Geräusch auf der Treppe.

Ich bin so dankbar und glücklich, daß du für mein Buch eingenommen bist, aber von Jan hätte ich etwas gänzlich anderes erhofft, nämlich Eingenommenheit für meine Sache. Aussetzungen an meiner Arbeit finden gar keinen Widerspruch, aber ich wünschte, daß man Sympathie hätte mit meinem Zustand, und nicht Sympathie mit dem Gesindel, das ich antaste. Die Bemerkung, daß mein Buch persönlich ist, ist sehr richtig und ebenso philosophisch tiefsinnig wie die Bemerkung, daß Wasser naß ist. Achherrje, diese lieben braven Menschen, die ich so persönlich antaste!

Doch mit mir, der ich in Elend lebe und mich von Tag zu Tag weiterplacke, immer in Gefahr, daß ich am folgenden Tag auf der Straße sitze, und das durch die Schuld dieser Menschen — mit mir hat man kein Erbarmen!

Die Bemerkung, daß ich persönlich bin, ist richtig. Die Aussetzung, daß ich zu persönlich bin, begreife ich nicht. Ich kann dies nur erklären mit dem Geist des Widerspruchs und mit dem „Einhaken des Seils, womit man mich niederholen möchte von dem Postament, auf das man mich vor einem Augenblick zu stellen gezwungen war“! Es ist wahr, daß ich bestialisch mißhandelt bin, daß ich Anspruch hätte auf Sympathie, Hilfe u. s. w., aber . . . ich bin persönlich! Ja, das ist fürchterlich. Ein Mann, der seine Pflicht getan hat mit Mut, der dadurch mit Frau und Kindern an den Bettelstab gebracht ist, wagt nicht allein sich zu verteidigen, sondern er erkühnt sich noch, die Personen anzutasten, die ihn unglücklich gemacht haben — das ist unverzeihlich! Es ist wahr, daß ich durch die Schuld von D. v. T. und dergleichen Leuten fortwährend in

Angst mich befinde für den morgigen Tag, daß ich geschieden bin von Frau und Kind, daß ich umherlaufe wie ein Bettler, es ist wahr, daß diejenigen, die mir dies antaten, in Wohlfahrt und Luxus leben („es ist Zufriedenheit auf ihrem Antlitz und Geknirsch zwischen meinen Zähnen"), dieses alles ist wohl wahr, aber . . . ich bin persönlich!

Ich muß in der Zeitung lesen, daß Rochussen in den Kammern D. v. Tw. rechtschaffen nennt — ich gelte als Vagabund, als Gauner, als Dieb — das ist wohl hart, aber . . . ich bin persönlich!

Ich muß lesen, daß Brest van Kempen Ritter geworden ist, und es geht mir wohl hart an, in demselben Augenblick von meinem Wirt in einer Weise angesprochen zu werden, die mich nicht so ehrend auszeichnet, aber . . . ich bin persönlich! O Gott, was für Menschen!

Zum zehnten Male frag' ich dich: wie denkt Jan nur, daß ich lebe?

Wenn du diesen Brief empfängst, bevor er nach Amsterdam gegangen ist, so frage ihn, ob er sich ganz zu meiner Sache bekennt. Wenn nicht, so bitte ich ihn, nicht zu van Hasselt oder zum König zu gehen. Er hat das Recht, Partei zu ergreifen für wen er will, aber er hat nicht das Recht, unter dem Vorgeben, daß er für mich spricht, meinen Widersachern in die Hände zu arbeiten. Wenn also Jan die Absicht hat, bei van Hasselt oder beim König einen Speech zu halten oder anzuhören über „die Verkehrtheit, so persönlich zu sein", so bitte ich ihn einfach, das Buch an v. H. zu senden. Ich kann sehr gut Meinungsverschiedenheiten vertragen, aber nicht diese halbe Parteinahme; das ist Verrat.

Sag Jan, daß ich gestern ein Portemonnaie gestohlen habe, ein Kind totgetreten, daß ich heute Abend nach einem Hurenhaus gehe und morgen meinen Vater und meine Mutter ermorden will, sage ihm, daß ich überdies, o Greuel! persönlich bin, aber daß dies alles die Frage nicht ist. Die Frage ist, ob ich recht habe in der Sache von Lebak, und ob man wohl

daran tut, mich hier der Gnade eines Gastwirts zu überlassen, was eine Stimmung zeitigt, die mich hindert, dieses Recht zu verteidigen. Ich hätte arbeiten müssen und wollen dieser Tage. Ich hatte fragen lassen wollen, ob Gunst mir etwas bieten könnte für ein Werk, das ich schreiben werde (so farblos, daß er es verlegen kann). Ich hätte dann schnell etwas gemacht, um mit dem Ertrag meine Pension zu bezahlen, oder wenigstens teilweise. Aber nun kann ich nicht. Es ist eine Schande!

Ich bin bitter und bitter betrübt.

Ich bin neugierig, ob ich heute einen Brief von dir bekomme, woraus ich sehen kann, daß du dich mal hingesetzt hast, um an mich zu schreiben. Es ist elend! Ich spreche nicht von deinem ersten Brief vom Mittwoch, der war lieb und erklärlich. Selbst die Hast fand ich schön. Aber verschone mich weiterhin in Gottes Namen mit deinen eiligen Briefen. Ich habe das meine darüber unlängst gesagt. Es tat mir später leid, daß ich so unzufrieden gewesen war, und nun muß ich doch wieder bekennen, daß ich verkehrt tat, es zu bereuen. Denn ich frage nun dich selbst, ob es mir etwas genützt hat.

Ich verzichte auf alle halbe Sympathie und halben Briefe. Von dir verlange ich, daß du dir die Zeit nimmst, mir zu schreiben.

XXXIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, Montag Abend.
[Poststempel: 15. Nov. 1859.]

Liebe, beste Tine! Ich bekomme da deinen Brief vom Sonnabend und bin froh überrascht (tatsächlich) über den Eindruck vom Havelaar, denn ich versichere dir, daß ich Augen-

blicke des Widerwillens gehabt habe. Sogar den Tag nach der Versendung war er mir zuwider, d. h. in seiner Eigenschaft als litterarisches Produkt. Es ist sehr schwierig, eigene Arbeit zu beurteilen; man hat Augenblicke der Eingenommenheit und des Widerwillens, beides überspannt. Wenn mich nicht Eile drängte, würde ich eine Sache immer einen oder zwei Monate liegen lassen, um es danach, wenn ich es halb vergessen, wie etwas Neues zu lesen. Aber das geht nun nicht. Armut zwang mich vor acht, neun Monaten, einen Winterrock, der vierzig oder fünfzig Gulden gekostet hatte, für sechs oder sieben Gulden zu verkaufen. Armut zwingt mich, meinen Eintritt in die litterarische Welt zu unternehmen mit etwas, was ich selbst nicht beurteilen kann. Armut ist die teuerste Untugend. Denn die ruhige, scharfe Kritik, die ich anlegen würde bei dem Werk eines andern, liegt in der Zeit zu weit von der Überspannung des Schaffens, als daß ich mein eigenes Werk jetzt gut auf den Markt bringen kann. Das ist nun wohl sehr hart, das kann wohl das Mißlingen meiner neuen Carrière als Schriftsteller zur Folge haben, das kann mich wohl wieder tausendmal mehr kosten als die elende Kleinigkeit, die mir ruhiges Warten ermöglichen würde, aber was soll man tun! Du siehst, ich, der ich scharf achte auf Sprache und Stil, ich habe Saïdjah zweimal weiblich gemacht! Das bedeutete nun nichts, man würde es einem Druckfehler zuschreiben, aber wo solche Schnitzer vorkommen, da ist mehr. Und ich bin zu arm, um mir die Zeit nehmen zu können, dies alles zu verbessern, und das kann uns viel kosten.

Noch einmal, ich bin überrascht von deinem Urteil über mein Buch, ich wußte nicht, daß es so gut geschrieben wäre. Wohl hatte ich in manchen Augenblicken diese Idee, aber jedesmal fand ich mich wieder matt.

Mein Ziel? Nun, ich finde, daß ich es ziemlich deutlich sage am Schluß. — Ich sehe Möglichkeit zu allem, falls ich nur Mittel finde, um am Leben zu bleiben.

Ich weiß nicht, ob ich Cartouche zustimme. Ich kenne

ihn dazu nicht genug, und ich habe nun keine Lust, eine Abhandlung zu schreiben darüber, wie man denen, die zuviel haben, etwas abnehmen darf, um andern etwas zu geben, die zu wenig haben. Frage Jan, ob er es für gut befindet, daß Duymaer van Twist, Brest van Kempen, Bekking und viele andere soviel mir abgenommen haben! Und Cartouche schien zu nehmen von denen, die was hatten, das war denn doch noch etwas menschlicher. Ich würde mit Vergnügen etwas zurücknehmen von dem, was man mir geraubt hat. Noch einmal, ich kenne Cartouche nicht genug, um ihn zu beurteilen, aber auf jeden Fall ist er besser als die Leute, die mich so geschädigt haben. Dabei hatte er noch die Courage, seinen Kopf dran zu wagen. Oder findet es Jan auch verkehrt, daß man ihn persönlich gehängt hat?

Ich bin wütend. Werde ich am Leben bleiben können? Das ist die Sache! Den Tag, wo man mich hier auf die Straße setzt, werde ich dir schreiben, und dann bitte ich dich —, auch fortzugehen. Es ist deine Pflicht, mit mir umzukommen. Das sind wir einander schuldig.

Eef, ich bin rasend, und bin viel zu lange sanftmütig gewesen. Ich dulde nichts mehr. Hier auch nicht. Wenn man wieder Geld von mir verlangt — man sagt, man wolle bis Donnerstag warten — laufe ich weg und komme nach Holland.

Just dieser Beifall für mein Buch (nicht deiner) macht mich wütend! Wie? Man liest das, man ist davon gepackt, man findet es schön, und man überläßt mich meinem Schicksal? Das ist schändlich! Und länger so leiden will ich nicht.

Ich habe Verdruß von meinem Buch, just durch die Eingenommenheit dafür, nicht deine, aber Jans. Das ist eine wahre Verspottung. Ich plädiere für mein Leben, für Frau und Kind, ich warte in der Angst meines Herzens, ob es mir was geholfen hat, und man antwortet mir: „wie schreibst du schön!“ Das ist bitter, das ist ein grausamer Sarkasmus. Es ist gerade so, als wenn man einem Ertrinkenden, der seine letzten Kräfte anspannt, bevor er zu Grunde geht, ein Kompli-

ment macht über die Art seines Schwimmens, anstatt ihm zu helfen. Dies gilt dir nicht, aber du hättest zu Jan diese Bemerkung machen müssen. Von dir macht es mir inniges Vergnügen, daß du mein Buch lobst, aber Jan hätte ganz etwas anderes tun müssen. D. v. T. sagte auch, daß ich so gut schriebe! Das ist die Frage nicht.

XL

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonntag Abend.
[Brüssel, 20. Nov. 1859.]

Beste Eef, ich habe gute Nachricht, und ich vermute, daß du auch wohl etwas Gutes von Jan wirst gehört haben. Ich denke nämlich, daß er dir das Urteil von van Lennep über den Havelaar mitgeteilt haben wird. Es ist recht günstig. Er (v. L.) hat an van Hasselt geschrieben:

„Trotz der blassen Tinte, kleinen Schrift, dunkeln Luft und zunehmenden Schwäche meiner Augen habe ich das Buch verschlungen, ‚pectus est, quod disertos facit' und ‚facit indignatio verbum' werden auch hier bewahrheitet."

„Es ist ein Meisterstück, mit seinen Mängeln, oder nein: die Mängel, über die ich zu klagen hätte, wenn es sich um einen gewöhnlichen Roman handelte, geben in diesem Werk der Erzählung gerade etwas mehr Eigenartiges, mehr Überraschendes, mehr Erschütterndes. Es ist verteufelt schön, ich weiß es nicht anders auszudrücken."

Wie findest du das? Ich muß sagen, daß ich kein bedeutenderes, ja, kein so bedeutendes Lob zu erhoffen gewagt hätte. „Verteufelt schön" ist charakteristisch. Das „verteufelt" kommt so aus der Seele, findest du nicht?

Aber nun bin ich in großem Zwiespalt, was ich tun soll. Jan schickt mir nämlich fünfzig Gulden und schlägt vor, das

Buch Rochussen [Generalgouverneur a. D. und Staatsminister] zu zeigen. Van Lennep sagt: ich soll nicht so töricht sein, das Buch umsonst einem Verleger zu geben. Er macht sich anheischig, einen Preis auszubedingen. Nun muß ich wählen zwischen Schreiben in Holland und einem Posten in Indien.

Wie die Sachen jetzt stehen, halte ich dafür, daß ich Erfolg habe, wie ich auch wählen mag.

Aber ich bin in fürchterlichem Zwiespalt.

Jan verlangt Antwort mit wendender Post, und ich kann heute Abend nicht antworten. Ich möchte dich so gern sprechen. Die Schulden jagen mich nach Indien, die Kinder halten mich in Europa. Du begreifst die Spannung.

[„Die Bedeutung ist: das Verlangen, unsere Schulden abzutragen, würde mich nach Indien jagen, da dies finantiell vorteilhafter ist, aber für die Gesundheit und die Erziehung der Kinder würde ich lieber in Europa bleiben.“]

Ich habe nachgedacht. Ich neige über zu Rochussen, doch Bedingungen.

1. Resident auf Java. Spezial-Passaruang, um meine Schulden zu bezahlen.

2. Anrechnung der verflossenen Zeit als Dienstzeit, wegen der Pension.

3. Ein reichlicher Vorschuß.

4. Ritterschaft des Niederländischen Löwen.

Doch ich werde diese Bedingungen nicht nennen, erst will ich sehen, was er bietet.

Ich werde Jan schreiben, heute Abend noch.

Küß den kleinen Max und Nonnie.

Du wirst sehen, daß mein Buch uns obenauf hilft.

Aber ich nehme keine Halbheit an. Dann schreibe ich lieber. Wenn v. L. von meinem ersten Werk sagt: „verteufelt schön“ und „Meisterstück“, dann bilde ich mir doch ein, daß ich Erfolg haben werde, besonders wenn ich unter günstigeren Umständen schreibe.

XLI

An Jan Douwes Dekker.

Brüssel, 20. November 1859.
Abends.

Lieber Jan! Herzlichen Dank für die 50 Gulden, die ich heute Abend richtig empfangen habe.

Deine Frage bezüglich Rochussens brachte mich in große Spannung, besonders nach der erfreulichen Recension des Herrn v. L., denn nun diese Recension mir Hoffnung giebt, daß ich Erfolg haben werde als Schriftsteller, etwas, das so nach meinem Sinn wäre, fällt es mir schwer, gerade jetzt einen ganz andern Weg einzuschlagen. Hätte ich keine Schulden, dann wäre ich lieber Schriftsteller als Rat von Indien, aber, wie die Sachen stehen, muß ich um des Geldes willen eine Stellung in Indien vorziehen.

Ich habe deinen Brief halb Sieben empfangen, es ist jetzt zehn Uhr, die ganze Zeit über habe ich nachgedacht. Das Ergebnis ist: ja, Rochussen.

Doch wenn ich sage, daß ich eine Stellung vorziehen muß, folgt daraus, daß es dann auch auf eine Weise sein muß, die dieses Vorziehen rechtfertigt, und die mich 1. in stand setzt, meine Schulden zu bezahlen, und 2. in mir ein Prinzip krönt.

Vielleicht daß Rochussen dazu zu bewegen ist, nicht um meinetwillen, sondern um D. v. T. einen Stich zu geben, mit dem er nicht sehr gut steht. Die Bezeugung seiner Rechtschaffenheit (in der Sache von Bandjer-M.) war wahrscheinlich Ironie, denn er hält D. v. T. für einen Droogstoppel.

Die dringendsten Gläubiger sind Fuhri, de Hart und Cassel. Doch ich schlage dir vor, dies im Augenblick ruhen zu lassen, da jetzt eine Krisis ist. Die Hauptsache ist, daß du, wenn du kannst, mich in stand setzt, hier abzuwarten, ob von dem Ministerium etwas zu erreichen ist.

Wenn ich rehabilitiert werde auf eine Weise, daß ich meine

Schulden nicht bezahlen kann und auch nicht vollkommen rehabilitiert bin, gebe ich weitaus der Schriftstellerei den Vorzug, dann kann ich zwar auch meine Schulden nicht bezahlen (solch ein Erfolg ist unmöglich in Holland), aber dann werde ich, und dann kann ich für die Rehabilitierung sorgen. Mein Max Havelaar ist ein Beginn dazu. Als Beamter mit Schulden bleibe ich innerlich gedrückt und äußerlich entehrt. Als Schriftsteller würde ich dafür sorgen, daß man mich hochschätzt, säße ich auch im Schuldturm für meine Schulden.

Begreifst du gut, daß, wenn ich vom Ministerium viel fordere, dies nicht geschieht aus kaufmännischem Geist, sondern weil ich es so muß?

Ach, ich möchte so gern Schriftsteller sein, wenn es nicht wegen des verfluchten Geldes wäre!

XLII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Montag Abend.
[Brüssel, 21. Nov. 59.]

Liebe, beste Tine! Ich bin so bös auf mich selbst, daß ich so viele böse Briefe geschrieben habe, und du hattest doch keine Schuld. Aber ich war rasend. Ich will dir das erklären. Nachdem ich das Buch abgeschrieben hatte für den letzten Versuch zur Wiederherstellung unserer Position, begann ich mich zu quälen mit dem Gedanken, daß es ein lahmes und langweiliges Buch wäre. Das war No. 1. Dann kam hinzu, daß ich halb blind war (jetzt gänzlich vorüber), und ich wartete auf Bericht von dir. Ohne Schuld von deiner Seite hörte ich nichts. Das Buch ist von Samstag bis Mittwoch unterwegs gewesen. Das dauerte so lange, daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte. Das war No. 2. Endlich kam dein erster Brief vom Mittwoch. Das und das Folgende munterte

mich auf, aber allein **dein** Beifall brachte das zuwege, denn der von Jan ärgerte mich. Ich wendete in Gedanken auf ihn die Tirade an, wo ich den Leser ausschelte, der „hm!“ sagt. Und ich war so furchtbar böse, daß ich nichts von Hilfe hörte. Ich hätte ihm gern vergeben, wenn er nicht für mein Buch eingenommen gewesen wäre, denn, wie ich schon sagte, ich selbst hatte Augenblicke, in denen ich es hätte wegwerfen mögen, und offen gesagt begreife ich noch nicht recht, daß es solchen Effekt macht. Aber ich faßte nicht, daß man dafür eingenommen sein konnte in dem Maße, wie du schreibst, und daß man keine Hand rührte. Das war also No. 3 von den Gründen meiner Verstörtheit, und zum vierten: man verlangte in dieser Stimmung plötzlich Geld von mir. Nimm das nun mal alles zusammen, dann wirst du mir verzeihen, daß ich dir so scheußlich schrieb. Ich war rasend. Das ist nun erledigt, nicht wahr?

Ich vermute, daß Jan dir wohl selbst geschrieben haben wird, doch ich weiß es nicht gewiß. Ich sandte dir gestern Abend seinen Brief, der zeigt, daß er wach geworden ist. Ich habe darauf geantwortet, daß ich es nach langer Überlegung gut finde, uns an Rochussen zu wenden. Doch nicht wohlfeil.

Ich finde die Bemerkung von van Lennep über die Mängel so hübsch. Ich begreife das wohl: das ist das Eigentümliche; aber er sieht ein, daß dies zu dem Ganzen gehört und daß dies just die Eigenart ausmacht. Das ist das größte Kompliment, denn das bedeutet Originalität, die Eigenschaften, welche bei einem andern Fehler sein würden, hier an ihre Stelle bringt. Das ist sehr bedeutend. Van Lennep ist darin sehr konsequent. Er sagt „Meisterstück“ und daß die Mängel hineingehören. Wer es nachahmte, würde verkehrt tun . . .

Aber wie findest du das, heute Morgen bekomme ich auf einmal ein Telegramm von Jan:

„Wieviel Geld nötig, um nach Holland zu kommen? Van Lennep will dich sprechen. Hoffe!“

Nun, ich habe ihm telegraphiert, daß er mir 200 Gulden schicken möchte. Sobald ich das empfange, gehe ich nach Amsterdam.

Mich dünkt, van Lennep kann mich nicht rufen, nur um zu wiederholen, was er bereits schrieb. Er muß mir also etwas zu sagen haben. Ich bin neugierig auf van Lennep. Es scheint, daß er nach dem Brief an van Hasselt auf die Sache zurück gekommen ist. Oder sollte Jan zu ihm gegangen sein?

Eigentlich müssen wir wünschen, unter guten Verhältnissen nach Indien zu gehen. Das wäre das Vernünftigste, aber wenn das nicht geschieht, hoffe ich, werden wir zusammen hier in Brüssel sein. Das würde dir sehr gut gefallen. Es ist eine so angenehme Stadt.

Ich bin überzeugt, du würdest mit soviel Vergnügen abends mit mir spazieren gehen, wenn wir jemanden hätten, der vertraut wäre mit den Kindern. Aber das ist keine geringe Sache. Denn denk mal, wenn das Mädchen ausginge mit ihrem Schatz und es bräche Feuer aus! Dafür müßten wir schon eine vertrauenswürdige Person haben. Ich würde Eugenie vertrauen, aber die könnte, fände ich sie auch, niemals bei uns in Brüssel wohnen.

Küß die beiden Hosenmätze.

Was wird's nun diesen Monat geben?

XLIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Brüssel, Dienstag Abend.
[23. Nov. 1859.]

Liebes Herz! Ich erhielt heute Abend deinen Brief vom Sonntag.

Morgen früh gehe ich nach Amsterdam. Ich werde da morgen Abend ankommen, und von dort schreibe ich dir.

Eingeschlossen der Brief von Jan. Wie findest du den van Lennep? Das ist frei heraus und wacker, ein Mann von Herz! Ich habe Respekt vor ihm. Adieu, liebe Tine, ich bin zu erregt, um zu schreiben, aber morgen Abend schreibe ich dir von Amsterdam! Der v. L. ist ein Mann. Er sagt nicht, das Buch ist schön, er nimmt die Sache in die Hand. Das ist Herz! Adieu, Nonnie und Edu-Max.

Wie findest du van Lennep in Ekstase? Ach, das alles tut mir so wohl deinetwegen, höre, deinetwegen!

[Am 23. November reiste Multatuli von Brüssel nach Amsterdam.]

XLIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Amsterdam, 23. Nov. 1859.
Mittwoch Abend, 1/212.

Beste, beste Tine! Herrliche Nachricht! Heute Abend hier angekommen. Jan aufgesucht im Variété. Herzlich, versöhnt, und ich komme mit nach „de Buthe“. Ich weiß noch nicht, welchen Tag.

Morgen 10 Uhr zu van Lennep, der nach Jan rasend für meine Sache eingenommen ist und mir absolut helfen will! Also herrliche Aussichten. Morgen kann ich dir wahrscheinlich mehr schreiben.

Er soll an Rochussen geschrieben haben: es hängt Ihnen ein verfluchtes Donnerwetter über dem Kopf! Wie findest du das?

Adieu, beste Eef, morgen mehr!

XLV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Amsterdam, 24. Nov. 1859,
2 Uhr morgens.

Lieber, bester, bester Engel. Ich bin so froh, daß ich dir einen guten Brief schreiben kann.

..... Ich bin bei van Lennep gewesen, und ich kann dir nicht ausdrücken, wie der Mann mich empfangen hat. Es ist eine vollkommene Entschädigung für alle Verkennung. Niemals hätte ich so etwas zu hoffen gewagt. Er sagt ohne weiteres, daß er sich meiner und meiner Sache annimmt. Er hat mich gebeten, heute Abend mit ihm zu seinem Schwiegersohn Hartsen zu gehen. „Ja, sagte er, der will Sie sehen, er ist ein ruhiger und gesetzter Mensch, aber nach dem Lesen Ihres Briefes an Duymaer van Twist war er wütend."

..... Nun scheint zwischen v. L. und v. Hass. eine Meinungsverschiedenheit zu bestehen (Jan zufolge). v. Hass. ist für den Weg der Milde und einen Posten im Haag oder in Indien; v. L. neigt, glaube ich, mehr zum Angriff. Dieses letztere ist meine Neigung, und wenn ich Aussicht habe, am Leben zu bleiben, halte ich dies auch für das Vorteilhafteste; aber du begreifst, daß noch keine Rede von Entscheidung ist. Ein gewisser Herr de Bull, Litterat und Direktor der Amsterdamsche Courant, will mich sprechen. Ich gehe gleich hin.

Van Lenneps Sohn in Delft ist auch für die Sache eingenommen und ermutigt seinen Vater, sich meiner anzunehmen.

Kurzum, lieber Engel, niemals habe ich solch einen Erfolg gesehen. Ich bin ganz erschrocken darüber, wahrhaftig. Ich begreife es nicht.

Van Lennep hat mich zum Lachen gebracht. Er sprach über etwas, das die Sache nicht anging, und sagte: „Da war ein Herr ... wie hieß er auch, Sweers glaube ich, er war

Mak... o Gott: Makler in Kaffee!“ Das war so komisch, dieser possierliche Schreck, daß ihm das Wort „M. i. K.“ entfiel, gerade als wenn es ein unanständiges Wort war. Er brach in Lachen aus, und ich auch.

Van Lennep ist sehr zufrieden, daß ich keine Schmäh- oder Skandalschriften schrieb, und er hat das an Rochussen geschrieben. R. hat ihm geantwortet, daß er sich meiner recht gut erinnerte, daß ich sehr befähigt wäre (warum hat er mich dann zwei Jahre Kanzlist sein lassen?), aber sehr excentrisch. „Ja, sagte van Lennep, das kennen wir, das ist die alte abgeleierte Redensart.“

„Und, sagte v. L., was will er untersuchen? Es ist nichts mehr zu untersuchen, der Schriftwechsel ist wahrhaftig deutlich genug!“

Liebe, du begreifst, daß ich noch keine bestimmte Entscheidung mitteilen kann, und vielleicht in vielen Tagen noch nicht. Die Sache ist so: Ich muß mit Jan, van Lennep und van Hasselt überlegen, wie ich den meisten Vorteil und Nutzen für andere und mich selbst durch mein Buch zuwege bringen kann. Doch darüber sind sie sich einig, daß es ein herrlicher Ausgangspunkt ist und daß es zu meiner Rehabilitation führen kann und muß.

Gott, ich bin so dankbar, beste Tine, und wie ist das famos für dich. Du hast die größte Genugtuung für deine Treue und Anhänglichkeit. Ach, der Gedanke, daß du einmal wieder dein Haupt erheben kannst, bewegt mich so. Was für ein guter Einfall, daß ich das Buch schrieb. Und was närrisch ist: ich weiß nicht, wie ich es gemacht habe. Das Abschreiben fühle ich noch, aber von dem Schreiben weiß ich nichts mehr.

Wenn die Umstände es erlauben, daß ich ein zweites Werk schreibe, werde ich es v. L. widmen. Ich möchte allein darum ein Buch schreiben.

Aber was sagst du dazu, daß ich dich sobald sehen soll, dich und die Schwerenöter?

Jan hat mir einen schönen Überrock gekauft.

Noch einmal, liebes Herz, ich kann dir nichts Bestimmtes schreiben, aber ich werde dich natürlich auf dem Laufenden halten.

XLVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend Morgen.
[26. Nov. 1859.]

Liebes Herz! Viel Leben in der Bude! Van der Hucht in Brüssel gewesen, um mich im Auftrag von Rochussen zu suchen, aber er kam zu spät. Er suchte mich bei van Lennep, darauf in meinem Gasthof.

Antrag: Stellung nach Westindien. Ich sagte, ich müßte dich erst sprechen, aber das ist nur eine Ausflucht. Ich weiß noch nicht, wie spät wir von hier weggehen, und selbst nicht, ob wir heute noch von hier weggehen. Darum schreibe ich. Liebes Herz, habe Geduld, bis ich dir alles erzähle.

Küß die Jungens. Gruß von Jan. Er sagt, ich soll dir schreiben: Hoffnung!

Adieu, Beste, es tut mir leid, daß ich unser Kommen nicht genau bestimmen kann. Ich hoffe, heute, aber kann es dir nicht sagen, ich will dir später erklären, woher diese Unsicherheit.

[Noch denselben Tag reiste Multatuli nach De Buthe und sah Frau und Kinder wieder. Den Sonntag verblieb er dort, aber am Montag kehrte er nach Amsterdam zurück. Dies erweist der folgende Brief.]

XLVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

29. Nov., Dienstag Morgen.

Liebes, bestes Herz! Wenn ich gewiß wüßte, daß ich dich bald wiedersehen würde, schriebe ich dir nicht ausführlich; aber ich weiß es nicht. Ich denke wohl, denn ich werde hinarbeiten auf: zusammen nach Brüssel.

..... Was Jans Mission bei Rochussen angeht, die ist vollkommen mißglückt. Als er (aber ich fürchte: nicht in der rechten Weise) über Rat von Indien gesprochen hatte, war Rochussen aufgesprungen. Das kann mir einerlei sein, doch nicht einerlei ist es mir, daß Jan selbst, der mir nach meiner Auseinandersetzung der Sache beipflichtete, daß dies die einzige Weise wäre, um mich zu rehabilitieren, nun auch fand, daß ich zuviel verlangte. Also wieder der Ambassadeur, der seine eigene Sache im Stich läßt.

Heute Morgen wollte er, daß ich verlangen sollte, Direktor von einer Schule in Batavia zu werden. Das wäre recht etwas für mich, sagte er, und dann wäre sein Tabakskontrakt in Indien in Sicherheit! Er kommt immer auf seinen Kontrakt zurück, der durch meinen Eigensinn, durch meine zu hohe Forderung Gefahr liefe.

Ich lasse mich nicht beugen. Weder von Fuhri, noch durch Geldmangel, noch durch scheinbare Schande, noch von Jan. Wenn du von mir abfielest, würde ich nachgeben, aber das ist nicht möglich.

Ich nehme Rat von Indien an, wenn nicht, so bin ich Multatuli. Ich werde sagen wie Luther: „Hier stehe ich, Gott helfe mir!“ Gott bedeutet hier mein Ich, mein Wesen, meine Seele, die Ideale meiner Jugend, mein Gefühl, mein Mut, mein Genie!

Trotz alledem habe ich Hoffnung und Mut; ich fühle mich stark, ja, stärker als jemals. Ich fühle, daß man so leiden muß, um Gelingen zu finden.

[Wahrscheinlich in den ersten Tagen des Dezember fand im Hause des Herrn van Lennep eine zweite Unterredung (über die erste ist in Brief XLVI Meldung gemacht) mit dem Vertreter des Staatsministers Rochussen, H. van der Hucht, statt, bei welcher Dekker eine „ehrenvolle, unabhängige und gewinnbringende Stellung in Westindien“ angeboten wurde. Es kam zu dramatischen Szenen, Dekker lehnte erregt das Angebot ab. Die Briefe dieser Tage geben Kunde von einem eifrigen Hin und Her, insbesondere zwischen van Lennep und Rochussen. Zu seinem Mißfallen wurde Dekker Rochussen gegenüber auch als Gegner einer damals von der Regierung betriebenen Eisenbahnreform ausgespielt. Gleichwohl, im ganzen trat van Lennep als kräftiger Vertreter von Dekkers Sache auf und erklärte: „Indien hat einen Mann nötig, und Dekker ist dieser Mann.“ Indes, van Lennep verquickte doch zu sehr seine ehrgeizigen politischen Interessen mit Dekkers Angelegenheit, als daß diese zu einer sachlichen Erledigung kommen konnte. Der folgende Brief meldet von Rochussens ablehnender Entschließung.]

XLVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend Mittag 3 Uhr.
[Nach Berechnung: 10. Dez. 1859.]

..... Rochussen hat nun endlich geantwortet. Er sagt: nein! und daß er nicht bange vor mir ist. Gut! Das werden wir sehen.

..... Mein Plan ist nun: Geld verlangen, um zusammen nach Brüssel zu gehen, wenn es einigermaßen möglich ist, sonst ich allein, und von da aus arbeiten.

Ich erwarte Jan mit Schmerzen. Der Max Havelaar soll zum König — und wenn der nicht hilft: drucken! Und ich werde tun, was ich da am Schlusse sage.

Ich bin nicht bange. Laß dich die Weigerung von Rochussen nicht kümmern. Bedenke, daß ich ebenso weit bin als zur Zeit, da ich mein Buch gerade fertig hatte. Ich hatte doch damals keinen Gedanken daran, Rat von Indien zu werden. Es ist nichts verloren .....

XLIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Mittwoch Abend.
[1860, erste Hälfte des Januar.]

..... Die Verabredung mit van Lennep ist jetzt: 200 Gulden monatlich .....

[Van Lennep nahm die Herausgabe des „Havelaar" auf sich. Er versprach, worauf das Voraufgehende deutet, die Ausbezahlung von monatlich 200 Gulden während der sechs Monate Januar bis Juni, die auch geschah, Multatuli ging zu Anfang des Jahres 1860 mit seiner Familie nach Brüssel. Der „Havelaar" wurde gedruckt und erschien im Mai bei dem Verleger de Ruyter. Die Wirkung seines Erscheinens habe ich in meinem Biographie- und Auswahlbande eingehend geschildert. Großer Erfolg, „es ging ein Schauder durch das Land" nach einer Schilderung in der Zweiten Kammer, aber die Angeklagten schwiegen. Multatuli ist gleichwohl meist in gehobener Stimmung, voll Hoffnung, wie Briefe dartun. Die Frauen ergreifen besonders seine Partei. Aber auch die sich angegriffen fühlenden Kaffeemakler fanden einen ihnen entsprechenden Anwalt, wie aus Folgendem ersichtlich.]

L

Aus Multatulis „Divagationen über eine gewisse Art Liberalismus".

..... Die erste Person, der allererste, der seinen Gefühlen über den „Havelaar" Luft machte, war ein Kollege von Droogstoppel. Den Zeitungsartikel, worin er seine Kollegen warnte vor dem Kauf des Buches, das er sich in der Meinung angeschafft hatte, daß von Kaffee darin die Rede sein würde — man sieht, genau mein Batavus Droogstoppel ... ich war Prophet — unterzeichnete er X, Y oder Z, mit der Beifügung (buchstäblich): „in einer anständigeren Gegend wohnend als die Lauriergracht". Mein Droogstoppel war also, nachdem er erstickt war, umgezogen.

LI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Telegramm vom 18. August 1860.

Je t'envoie aujourd'hui bagatelle. Mardi davantage.

Dekker.

LII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Liebes Herz! Hierbei eine Kleinigkeit, aber für Dienstag hat man mir mehr versprochen, 1000 Gulden. Also Mut. Adieu, Engel.

LIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag.

[Nach Berechnung: 23. Aug. 1860.]

Liebe, beste Tine. Ci-joint 300 Gulden. Ich habe mich gewehrt wie ein altes Kaninchen . . .

. . . . . Herzchen, ich habe hier noch das eine und andere zu erledigen, und weiß also nicht, wann ich komme. Ich werde dir es schreiben oder telegraphieren. Auf jeden Fall schnell, das begreifst du.

LIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[Poststempel: Haag, 14. März 1861.
Auf der Adresse steht: pressée.]

Liebes Herz! Hier hast du alles, was ich schicken kann. Ich habe keine neuen Nachrichten. Ich warte. Ich tue, was ich kann. Vielleicht morgen mehr. Adieu, Engel, halte dich gut und küß die lieben Kinder.

LV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag.
[März 1861.]

Liebes, gutes Herz! Der Grund, daß ich dir etliche Tage nicht geschrieben habe, ist dieser:

Vergangenen Montagabend schrieb ich dir einen Brief, höchst aufgeräumt und ganz so, als wenn alles gewonnen wäre. Ich hatte Grund dazu, aber bevor ich ihn auf die Post tat, bedachte ich, daß es besser wäre, noch einen Tag abzuwarten. Die Sache, womit ich beschäftigt war, begann sich wieder in die Länge zu ziehen, und fortwährend wartend, bin ich nun froh, daß ich den fröhlichen Brief nicht an dich abgeschickt habe, denn es wäre wieder eine Enttäuschung gewesen. Ich kann dir nicht alles erzählen, aber es läuft darauf hinaus, daß ich den Tag mich kurz entschlossen hatte, mich Rochussen anzuschließen (gegen die D. v. Twist'sche Clique), und ich habe den Erfolg gehabt, daß R. mich ausgezeichnet empfangen hat. Das war also gut. Aber sieh, ganz außerhalb meiner Angelegenheit ist das nun wieder insoweit schlecht abgelaufen, als Roch. die Zusammensetzung eines Kabinetts nicht gelungen ist, sodaß er für den Augenblick außerhalb der Angelegenheiten steht. Ist das nun nicht verflucht schade?

Aber begreife mich wohl, im Ganzen steht alles gut. Ich werde mein Bestes tun, und hätt' ich auch jetzt keinen Erfolg, ich bin sicher, daß R. wieder ans Ruder kommt, und er sagte gradheraus, daß er mein Angebot, ihm gegen die sogenannte Opposition zu helfen, gern annähme.

Halte dich gut. Ich habe R. ein paar Dinge gesagt, die hier in den hohen Kreisen als Tagesneuigkeiten zirkulieren. Er sagte: Ich bin nun von dem König mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, und muß jetzt neun Menschen zusammensuchen . . .

Ich: Mein Gott, wie ist's möglich! Neun MENSCHEN!!!

Er sagte ohne Umschweif, daß er mein Kommen zu würdigen wisse; z. B. nahm er meine Karte auf und sagte: „Ich fühle sehr gut den Wert Ihres Kommens. Eduard . . . Douwes . . . Dekker . . . bei Rochussen!!!"

Kurzum, das war alles perfekt, ich fühlte mich bei ihm wie zuhause. Aber jetzt ist durch allerlei Erwägungen dies alles für den Augenblick unterbrochen.

Ich verlangte, daß er die Kammer auflöste, und wenn ihm die Bildung eines Ministeriums gelungen wäre, würde er es getan haben.

Er sagte: Ich gebe zu, daß ich Fehler begangen habe. Ja, sagte ich, Sie haben viele Fehler begangen, aber die Fehler eines Menschen, und Duymaer van Twist hat alle Tugenden von einem Stück Holz. Komisch, nicht wahr?

Adieu, Engel, adieu, liebe Kinder. Ich habe rasendes Verlangen nach Hause, aber ich wünschte eine gute Nachricht mitzubringen.

Heute schrieb ich ein Briefchen an Rochussen:

Excellenz! Ich nehme mir die Freiheit, Euer Excellenz zu ersuchen, mich dem neuen Minister als Generalsekretär vorzuschlagen.

Kein Wort mehr! Wie findest du das? Kurz und bündig!

Nun ist mein Zweck nicht so sehr, das zu werden, als bei Rochussen zu konstatieren, daß ich auf ihn rechne. Ich weiß, daß er sich hierdurch geschmeichelt fühlt. Der vorige Generalsekretär ist Minister geworden.

Rochussen sagte: die Damen sind verschossen in Sie! Wie findest du das? Seine Tochter van Zuylen kam hinein (ich glaube, expreß). Ja, sagte er — die auch!

[„Den 14. März 1861 bildete sich ein neues Ministerium. Dr. J. Loudon, bis zu dem Zeitpunkt Generalsekretär bei dem Departement der Kolonien, wurde damals Minister.

Rochussen entsprach Multatulis Bitte, und versehen mit einem Empfehlungsschreiben von dem gewesenen Generalgouverneur, begab sich Dekker zu Loudon.

Aber dieser setzte ihm auseinander, daß Herr Feith, Beamter beim Ministerium, Anspruch auf die vakante Stelle hätte. So häufig schon wären Fremde eingeschoben als Generalsekretär, das wäre hart für die Beamten des Ministeriums. Dem Kanzleirath Feith wäre diese Beförderung nun diesmal so sicher versprochen, man könnte ihm nicht wieder vor den Kopf stossen. . .

Dekker erkannte all die Gründe vollkommen an."]

[Der Pläne und kleinen Begebenheiten, der Berührungen mit Personen und Sachen während der ganzen Havelaarszeit sind so viele, daß es schwer fällt, durch Anführung von Briefstellen immer einen klärenden Einblick in die Verhältnisse zu geben. Während der ganzen Zeit bemühten sich Dekkers wenige Freunde in vielfacher Hinsicht für ihn, ohne daß es zu besonderen Resultaten kam. Schon vor der Drucklegung des „Havelaar", während der Verhandlungen mit Rochussen zu jener Zeit, hatte man versucht, Dekker in die Zweite Kammer zu bringen, doch es kam nicht zur Kandidatur. Die meisten Versuche mußten schon an Dekker selbst scheitern, da sie meistens darauf hinausliefen, ihn zum Sklaven einer fremden Sache zu machen. In den Briefen ist viel Freude ausgedrückt über die Begeisterung, die sein Buch erweckte, bald aber erwacht, der ihn bis an sein Lebensende begleitet, der Schmerz, daß man sein Werk als litterarisches Produkt rühmt, indes sich die Sache nicht sonderlich angelegen sein läßt. In aller folgenden Zeit finden wir die heftigsten Verwünschungen gegen die „Schönfinder" in seinen Briefen, dies ist der eigentliche Kummer, der nicht von ihm weicht.

Zu mancherlei Aktionen ist Multatuli 1860 auf der Reise in Belgien und Holland, auch Geldsorgen melden sich im Sommer wieder und bringen Unruhe, doch kleine Lichtpunkte dazwischen zeigen sich in Meldungen an Tine über neue Verhandlungen mit Verlegern und in Geldsendungen an sie, wie es die vorhergehenden kleinen Stücke LI, LII, LIII, LIV dartun.

Eines Echos auf Dekker-Havelaars Anklage, interessant wie das unter L mitgeteilte, soll hier noch gedacht werden. Im Februar 1861, nach einer voraufgegangenen Polemik in der „Nieuwe Rotterdammer Courant", saß Dekker im Hotel Weimer in Rotterdam und wartete derer, die er öffentlich eingeladen, sich durch Einsicht in die bereit gehaltenen Lebakdokumente von der Wahrhaftigkeit Havelaar-Dekkers, die sie angezweifelt, zu überzeugen. Aber nicht die Vertreter des beschuldigten Régimes, nicht die Verleumder und Zweifler kamen — der einzige, der sich auf diesen Appell meldete, war ein gewisser, durch seinen Reichtum bekannter Hoboken; indes er kam nicht, um Einsicht in die Lebakdokumente zu nehmen, sondern um Dekker um eine kleine

Summe Geldes, die dieser ihm schuldete, zu mahnen. Dieses Echo — das einzige — auf diesen Ruf erschien Multatuli auch als eine bezeichnende Antwort seiner Nation auf seine Fragen.]

[Der folgende Brief LVI vom Jahre 1861 an den Advokaten Faber läßt einen vollkommenen Umschwung in dem Verhältnis Dekkers zu van Lennep erkennen, den man in den Briefen, die hier nicht gegeben werden, langsam sich vorbereiten sieht. Der „Havelaar" kam im Mai 1860 bei dem Verleger de Ruyter in 1300 Expl. heraus, und obwohl diese für Holland hohe Auflage im Oktober bereits vergriffen war, so hatte Dekker doch Grund zu viel Klagen. Nach früheren Angaben in meinem Biographie- und Auswahlbande teile ich das Wesentlichste in Folgendem mit. De Ruyter tat nichts für das Buch, er annoncierte nicht, man setzte den Preis für das Buch zu hoch an (4 Gulden) und streute überall aus, daß es vergriffen sei. Nach Indien kamen nur wenige Exemplare; begreiflicherweise war dort die Nachfrage sehr groß, und es wurden 100 Gulden für das Exemplar bezahlt. Dekker kam bald hinter die Gründe des Verhaltens seines enthusiastischen Freundes van Lennep. Er beschloß nun, selbst Schritte für die Verbreitung und für den Neudruck seines Werkes zu tun. Aber aus einer Antwort van Lenneps wurde ihm erst richtig klar, daß sein Vertrauen schändlich mißbraucht war, daß er von seinem vermeintlichen Freunde um das Bestimmungsrecht über sein eigenes Werk geprellt war, daß er in van Lennep einen listigen Feind ans Herz geschlossen hatte. Aus dem nun folgenden Briefe wird klar, daß es zum Prozeß kommen mußte. (Siehe auch hierzu im II. Band den Brief an Busken Huet vom 4. Sept. 1866.)

Die Nachfrage nach dem Buche war ungeheuer. Van Lennep sorgte weder für eine Neu-Auflage, noch erteilte er irgend jemandem das Druckrecht. De Ruyter versagte sogar 1865 Dekker auf dessen Bitte die Zustimmung, Teile aus seinem „Havelaar" in einer „Blumenlese" aus seinen Werken zu veröffentlichen. So lag denn Dekker in den Jahren 1860 bis 1862 im Rechtsstreit, um sich die Bestimmung über sein Werk zurückzuerkämpfen, verlor aus Gründen, die das Prinzip des Streitfalls nicht berührten, in der ersten und in der Berufungsinstanz den Prozeß und klagte dann, der Mißhelligkeiten müde, nicht weiter. Erst 1870, nach Jacob van Lenneps Tode, wurde das Eigentumsrecht des „Havelaar" von den Erben für 2200 Gulden an den Verleger Schadd verkauft, und erst in den darauffolgenden Jahren konnte das Buch, das gleichwohl ein Aufsehen erregt hatte, wie es in Holland nie gesehen war, in weiteren Auflagen erscheinen; innerhalb weiterer vier Jahre waren dann aber 20000 Exemplare abgesetzt. Der Sohn van Lenneps suchte seines Vaters Treulosigkeiten nach dessen Tode gut zu machen.]

LVI

An Dr. jur. J. G. A. Faber.

[Nach einem unter Dekkers Briefen gefundenen Concept.]

Haag, 25. Februar 1861.

Werter Herr Faber! Mein Schweigen wird Ihnen unerklärlich vorgekommen sein. Seit Wochen werde ich von allerlei Empfindungen hin und her geworfen. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde hatte ich zu überlegen, wie ich handeln müßte, um noch einige Zeit länger die kummervolle Existenz von Frau und Kind möglich zu machen. Die Sache mit dem Herrn van Lennep, wie bedeutungsvoll auch für mich, mußte fortwährend in den Hintergrund geschoben werden bei der peinlichen, immer aufs neue sich aufwerfenden Frage: wo werden wir morgen wohnen, wie werden wir die Kinder ernähren? Ich treibe umher wie ein Ertrinkender, der jeden Moment sich fragt, ob er noch Kraft hat für ein paar Stöße mehr, und immer aufs neue die Kraft anspannt, die er für die letzte hält. O, wer das nicht erfuhr!

Hinzu kam, daß man mir in Brüssel mitteilte, daß in verschiedenen Blättern gegen mich geschrieben war, daß ich der Unwahrheit geziehen werde. Begreifen Sie meine Position, man sandte mir die Stücke nicht, und ich hatte nicht die Mittel, nach Holland zu kommen. Wenn Verrücktwerden nicht Schwäche wäre, würde ich verrückt geworden sein. Diese bittere Dürftigkeit, diese Plagerei um das tägliche Brot ist denn auch die einzige Kraft, die meine Widersacher gegen mich haben. Die mich angreifen, haben das Nötige, sie gehen nicht gebeugt unter der fürchterlichen Angst, sie haben ein Dach und die herrliche Gewißheit, auch morgen nicht ohne Dach zu sein, während ich wie ein gehetztes Wild keine Ruhe habe, keinen Augenblick Ruhe.

Ich weiß wohl, daß dies alles nicht zu der Sache gehört, die Sie für mich behandeln, aber ich muß Ihnen dieses alles

sagen, einesteils weil es die Entschuldigung enthält für mein Schweigen, zum andern weil die Umstände, unter denen ich lebe und zur Zeit des Bekanntwerdens mit dem Herrn van Lennep lebte, ein Licht werfen auf seine Handlungsweise. Wer diese Handlungsweise beurteilen will, muß wissen, daß ich gänzlich arm bin, weil allein die richtige Kenntnis von meinem Zustand Einblick giebt in die Art, wie der Herr v. L. diesen Zustand ausgenutzt hat.

Ich habe Ihnen alles mündlich mitgeteilt, glaube indes die ganze scheußliche Geschichte noch einmal wiederholen zu müssen. Ich will mich bemühen, meine Entrüstung zu unterdrücken und einfach zu schreiben, was geschehen ist.

Ich schrieb den Havelaar in Brüssel, meine Frau und meine Kinder waren bei meinem Bruder in Brummen. Ich selbst hatte häufig kein Feuer, obschon es Winter war, und im allgemeinen litt ich fürchterlich. Die Bitterkeit, die hier und da durchbricht in meinem Buch, zeugt davon. Ich ließ meinen Bruder fragen, ob er geneigt wäre, das Werk für meine Rechnung drucken zu lassen, wozu er bereit war.

Zu unseliger Stunde kam ich auf den Gedanken, ihn zu bitten, vorab das Manuskript jemanden in Amsterdam lesen zu lassen, mit dem ich in Korrespondenz stand. Dieser bat um die Erlaubnis, es dem Herrn van Lennep zur Einsicht überlassen zu dürfen. Das Urteil des Herrn v. L. war über die Maßen günstig. Wenige Tage danach empfing ich eine Aufforderung von meinem Bruder, nach Holland zu kommen, „weil der Herr v. L. mich sprechen wolle“. Ich leistete dem Folge und wurde von v. L. mit offenbarem Interesse und mit Herzlichkeit empfangen. Er stellte mich einigen Mitgliedern seiner Familie vor und versicherte mir, daß er sich meiner und meiner Sache mit Wärme annähme. Jetzt noch halte ich diese Versicherungen für ehrlich gemeint, und wenn ich daran zurückdenke, empfinde ich es bitter schmerzlich, jetzt eine Beschuldigung des . . . Verrats erheben zu müssen gegen den Mann, der mir einmal so freundschaftlich entgegenkam.

Aber ist nicht just dieser Verrat umso abscheulicher, als das Maß der Herzlichkeit größer war, die voraufging und die, indem sie mir allen Argwohn nahm, diesen Verrat möglich machte?

Der Herr v. L. schrieb über mich und meine Sache an den Minister der Kolonien (dies ergiebt sich aus der Korrespondenz), und mehrmals war der Ton zwischen diesen beiden Herren sehr scharf. Meistens teilte der Herr v. L. mir den Inhalt seiner Briefe und die Antwort mit, und ich ersah daraus, daß die „hervorragende Aufnahme", die meinem Werk prophezeit wurde, in Beziehung gesetzt wurde zu der Unzufriedenheit, die zufällig in Amsterdam über das damals schwebende Eisenbahngesetz herrschte. Dies war mir nicht angenehm. Ich hatte die Eisenbahnfrage nicht studiert, hatte darüber also keine Meinung, und es verdroß mich, für eine Art Bravo gehalten zu werden, der sich dingen läßt für einen Überfall im Interesse von Sachen und Personen, die ihm fremd sind.

Auch war es mir nicht angenehm, zu vernehmen, daß der Herr v. L. mich unaufgefordert und in diesem Augenblick zur Unzeit auf die Liste der Kandidaten für die Zweite Kammer gesetzt hatte (Wählervereinigung Amsterdam). Ich drückte ihm darüber meine Verwunderung aus, was sich erweist aus seiner Antwort vom 12. Dezember 1859, worin er diese Handlung erklärt und verteidigt.

Nach einiger Verzögerung, entspringend aus dem Versuch, den Minister zu bewegen, mir recht zu tun, woraus unter anderm der von diesem gemachte und von mir abgewiesene Vorschlag entsprang, mir eine „gewinnbringende, ehrenvolle und unabhängige Stellung in Westindien zu geben", wurde zwischen dem Herrn v. L. und mir die folgende Verabredung getroffen.

Der Herr van Lennep sollte mich durch einen Beistand von 200 Gulden monatlich während eines halben Jahres in stand setzen, mit Frau und Kindern Ruhe zu genießen. Ich sollte mich während dieser Zeit zum „homme de lettre" bilden (was mir, in Parenthese gesagt, unmöglich ist), und der Herr van

Lennep sollte inzwischen die Herausgabe des Max Havelaar seine Sorge sein lassen, wofür er durch seine lange Erfahrung bessere Bedingungen erringen zu können behauptete, als mir möglich war.

Ich war innig dankbar für dieses edelmütige Angebot, ließ augenblicklich meine Frau und meine Kinder zu mir kommen, empfing noch vor meiner Abreise von dem Herrn v. L. die zugesagte Hilfe für den ersten Monat (Januar 1860) und reiste nach Brüssel.

Aber von Verkauf meines Buches war keine Rede.

Und wenn ich nun protestiere gegen die Meinung, daß ich den M. H. wohl verkauft habe, so geschieht dies nicht, weil der Herr v. L. mir dafür nicht genug gezahlt haben sollte nach dem vermutlichen Wert am 1. Januar 1860, sondern weil der M. H. nicht verkauft werden konnte, gegen welchen Preis immer.

Ich behaupte, daß die Summe von 1200 Gulden, wenn sie bestimmt war, als Kaufpreis zu dienen, viel zu hoch gewesen sein würde. Ein Erfolg, wie dieser dem Buch zuteil wurde, war nicht vorauszusehen. Ein Beweis, wie wenig ich selbst daran dachte, lag in der Bitte an meinen Bruder, die Kosten der Herausgabe vorzustrecken. Ich dachte nicht an Gewinn, ich wäre schon froh gewesen, wenn man mein Buch ohne Kosten für mich herausgegeben hätte. Der Herr v. L. war der erste, der behauptete, daß Geldeswert stecke im M. H., und daß der Autor „nicht so dumm sein müßte, es umsonst herzugeben“ (siehe Korrespondenz).

Die Summe von 1200 Gulden, die der Herr v. L. mir successiv ausbezahlen ließ, war also als „Bezahlung von gekaufter Waare“ viel zu hoch. Aber es war auch keine Bezahlung. Es war eine zeitliche Unterstützung, um mich in stand zu setzen, auszuruhen nach vielem Umherschweifen und den Erfolg von meinem Buch abzuwarten, nicht als einer litterarischen Erscheinung, sondern als eines Appells an die Niederländische Nation. (Es ist mir sehr ärgerlich, daß man fort-

während das erste voransetzt, um das letzte unbeantwortet zu lassen. Ich bin kein Schriftsteller und will es nicht sein.)

Im Januar bat mich der Herr van Lennep um einen Beweis, daß ich den M. H. mit allen Rechten an ihn abgetreten und den Preis dafür empfangen hätte.

Ich gab ihn.

Wenn der Herr van Lennep, der versprochen hatte, sich meiner Sache anzunehmen, der Mann, der mir einmal schrieb: „flectere si nequeo superos, acheronta movebo", der Mann, der so edelmütig mich in stand setzte, einige Zeit ohne die tägliche Angst um das Allernötigste mit Frau und Kind zusammen zu sein, wenn dieser Mann, für den mein Herz glühte in Dankbarkeit, einen Beweis von mir verlangt hätte, daß ich ihm das Leben verdankte oder ihm mein Leben schuldig wäre, ich würde ihn ihm sofort gegeben haben. Überdies, es war eine Formsache, wenigstens so wurde es mir dargestellt: „um nun mit dem Verleger einen Vertrag schließen zu können, habe ich einen Beweis nötig etc." Es konnte mir nicht einfallen, das Verlangte zu versagen. Und daß das sofortige Senden des geforderten Beweises allein den Sinn hatte, „um nun mit dem Verleger einen Vertrag schließen zu können", die Sache fortschreiten zu lassen, den Herrn van Lennep in stand zu setzen, diese Sache gehörig wahrzunehmen, doch durchaus nicht die Bedeutung hatte, als werde damit die Wahrheit der geforderten Erklärung anerkannt, ergiebt sich bereits daraus, daß dieselbe Erklärung die Versicherung enthielt, daß ich für diese vermeintliche Abtretung meines Buches nach Zufriedenheit und vollkommen Entgelt erhalten hätte. Dies würde eine Unwahrheit bleiben, selbst wenn ich es für 1200 Gulden abgetreten hätte, weil ich am 25. Januar nicht 1200 Gulden, sondern nur ein oder zwei monatliche Terminzahlungen von 200 Gulden empfangen hatte. Die von dem Herrn v. L. nicht zu leugnende Unrichtigkeit des Schlusses meiner Erklärung zeigt auf das deutlichste, daß diese ganze Erklärung eine Form war und nichts mehr.

Nach einiger Verzögerung, entstanden aus der Meinung, daß mit der Herausgabe gewartet werden müßte bis zur Entscheidung der Frage, ob der König von einem Brief Notiz zu nehmen beliebte, den ich an S. M. richtete, erschien endlich der Max Havelaar im Mai des vorigen Jahres. Ich hatte dieser Herausgabe mit großer Ungeduld entgegen gesehen; es verdroß mich, daß eine Sache von so großem Gewicht (und wie man es auch auffasse, zugleich von großem allgemeinem Interesse) so lässig gehandhabt wurde. Mehrfach hatte ich hierauf in meinen Briefen an den Herrn van Lennep hingewiesen, doch immer mit Beobachtung der Gefühle, die ich ihm schuldig zu sein meinte, und in Besorgnis, daß ich durch das Drängen zu der für mich so notwendigen Eile zuviel heischen könnte von der Güte des Mannes, der gänzlich uneigennützig soviel Mühe für mich aufwendete.

Sehr unangenehm war mein Eindruck, als ich gewahrte, daß der Preis auf 4 Gulden festgesetzt war, und also viel zu hoch für meinen Zweck; der M. H. hätte allgemein verbreitet werden müssen.

Ich klagte hierüber bei dem Herrn van L., der mir antwortete mit Phrasen wie dieser: „Denken Sie nur nicht, daß billige Ausgaben besser verkauft werden als teure. Warnars hat es seinerzeit mit der Rose von Dekema versucht und 12 Expl. verkauft, während nach dieser Zeit wohl noch 1500 von der teuren verkauft sind.“ Mit solchen paradoxen Behauptungen beantwortete der Herr van Lennep meine mündlichen und schriftlichen Klagen über die Art der Herausgabe. Das Buch wurde wenig oder nicht angekündigt. Ich beklagte mich darüber. Der Herr v. L. antwortete, daß gute Bücher keiner Ankündigung bedürften, daß man in der Regel nur solche Werke anpriese, die man nicht loswerden könnte. Ich bemerkte, daß der Verleger den M. H. nicht in seinem Schaufenster auslegte, und beschwerte mich darüber. Die Antwort des Herrn v. L. war: „Daß de Ruyter Ihnen entgegenarbeitet, ist unwahr. Denken Sie, daß meine Romane je bei ihm im Schau-

fenster gelegen haben? Nie und nimmer. Man legt nur ins Schaufenster, was man nicht loswerden kann." (Kurz darauf sah ich bei demselben Buchhändler de Ruyter eine politische Broschüre von dem Herrn v. L. im Fenster stehen!) Ich klagte, daß de Ruyter keine Expl., oder eine nicht nennenswerte Anzahl Expl. von meinem Werk nach Indien geschickt hätte. (Siehe darüber die wiederholten Klagen in den indischen Blättern.) Der Herr v. L. antwortete, „daß de Ruyter Schaden gelitten hätte bei den nach Indien gesandten Expl. eines gewissen von Herrn v. L. geschriebenen Werkes ‚Die Gründung von Batavia', und daß der Herausgeber des ‚Dageraad' 3200 Gulden zu fordern hätte von seinem Korrespondenten". Sodann, „daß die Buchhändler in Indien unsolid wären, daß man flöten könnte nach seinem Geld", etwas, was wahr sein kann in einem besondern Fall, doch im allgemeinen genommen eine Unwahrheit ist. Ich habe mich danach speziell erkundigt.

Ich habe den Herrn de Ruyter ersucht, für mein Risiko eine große Anzahl Expl. nach Indien zu senden, ohne von meiner Seite Anspruch auf irgend welchen Anteil am Gewinn zu machen, alles vergebens. (Ich habe später vernommen, daß in Batavia 100 Gulden für ein Expl. gezahlt sind!)

Kurzum, alles brachte mich zu der Überzeugung, daß der Herr v. L. oder der Herausgeber, oder beide zusammen einen Grund hatten, die Herausgabe des M. H. nicht so zu betreiben, wie ich es wünschte und wie es im Interesse der Sache, die ich vertrete, nötig war. Nach langem Zögern, nach langem Kampf zwischen dem Gefühl der Dankbarkeit, das mich früher beseelte, und der Entrüstung, die allmählich sich meiner bemächtigte, bat ich den Herrn v. L., mir das Verfügungsrecht über mein Buch zurückzugeben. Nach vielen ausweichenden Antworten schrieb dieser Herr schließlich den Satz, den er lange Anstand genommen hatte zu äußern: „Wer ein Haus kauft, hat das Recht, es zu verbauen, ohne den Verkäufer zu Rate zu ziehen!" Das war am 12. Oktober des vorigen Jahres. Fruchtlos habe ich danach versucht, den Herrn v. L. zu bewegen,

mir das Verfügungsrecht wiederzugeben über mein Eigentum, das nur scheinbar und um ihn in stand zu setzen, für mich zu handeln, in seine Hände übergegangen war. Ich habe ihm vorgeschlagen, das Geld, das mir für einen zweiten Druck angeboten wurde, dienen zu lassen zur Verminderung des Preises der ersten Auflage durch die Rückerstattung eines bestimmten Betrages an die Käufer dieser ersten Ausgabe. Ich habe an seine Ehre appelliert (buchstäblich: „Ich appelliere an Ihre Ehre, mir meinen M. H. zurückzugeben"). Ich habe ihm mündlich und schriftlich den Nachteil auseinander gesetzt, den seine Art der Herausgabe mir gebracht habe. Ich habe andere gebeten, ihm die Unbilligkeit dessen vor Augen zu führen, daß er mich des Rechts beraubt hielt, zu bestimmen, wie eine Sache behandelt werden müßte, die mich und nicht ihn angeht. Alles vergeblich. Ich habe ihm angeboten, ich wolle den Schaden vergüten, den er bei der Herausgabe erlitten zu haben behauptete. Bevor ich nämlich wußte, daß von dem Buch bei der ersten Herausgabe eine Auflage von 1300 Expl. gedruckt war, meinte ich selbst, daß ich des Herrn v. L. Schuldner wäre, und ich habe in dieser Meinung ebensosehr gedrungen auf die Rückgabe meines Eigentums, als später, als ich vernahm, daß von Schaden keine Rede sein konnte, ohne noch zu rechnen den Ertrag vom zweiten Druck, für den mir der Buchhändler Nygh zu Rotterdam 500 Gulden geboten hat, noch von den eventuellen folgenden Drucken. Alles ist vergebens gewesen, der Herr v. L. blieb halsstarrig bei der Behauptung, daß der M. H. von mir an ihn abgetreten wäre und daß er damit machen könnte, was er wollte.

Ich übergehe mit Stillschweigen, warum ich das größte Interesse hatte an einer andern, wohlfeileren Herausgabe meines Buches, warum und wie ich in meinen Interessen geschädigt bin durch die Art, der der Herr v. L. folgte. Ebenso sehr enthalte ich mich einer Abschätzung in Geldeswert von dem mir zuteil gewordenen Schaden. Ich glaube das Recht zu haben, solange ich dafür keine Vergütung fordere, diesen

Schaden zu beurteilen, und ich erkläre, daß er größer ist, als der Herr v. L. oder wer sonst auch im stande sein würde, zu vergüten. Es ist hier keine Rede von Buchhandelsspekulation, die Sache liegt in der verschobenen oder vielleicht leider für immer verlorenen Gelegenheit, eine Manifestation ins Leben zu rufen zu Gunsten der Sache, die ich vertrete und der ich meine Existenz und das Wohlsein meiner Familie zum Opfer gebracht habe.

Wenn der M. H. für einen Gulden zu haben gewesen wäre — oder für 1½ Gulden — (und das Buch ist nicht mehr wert; siehe die Betsy Hollis von Schimmel!) dann wäre viel geschehen, was jetzt durch das unerklärliche Entgegenarbeiten des Herrn v. L. ausgeblieben ist.

Unerklärlich? Nicht für mich unerklärlich. Ich vermute — ich habe Gründe, zu glauben:

1. Daß die mir erwiesene Hilfe wohl, wie er selbst irgendwo sagt, entsprang aus einem warmen Herzen (was bei Kauf und Verkauf nicht stimmen würde);

2. Daß der Herr v. L. aufrichtig war in der mir bewiesenen Sympathie, die anfänglich zusammentraf mit dem Unmut gegen das Ministerium wegen des anti-amsterdamschen Eisenbahngesetzes,

3. Daß er aber später, nach der Verwerfung des Eisenbahngesetzes in der Ersten Kammer, dem Ministerium dadurch zu gefallen gemeint hat, daß er sich mein Buch aneignete und, nun es doch einmal nicht gänzlich unterdrückt werden konnte, es durch hohen Preis, spärliche Versendung nach Indien und wenig Ankündigung so unschädlich wie möglich machte für ein Ministerium, mit dem er und der politische Kreis, dem er angehört, Frieden geschlossen hat.

Dies ist eine Vermutung. Ich würde sie stützen können mit einer Anzahl Bemerkungen, die ich nun zurückhalte. Die Frage ist ja nicht, warum hat der Herr v. L. den Herrn Dekker also behandelt, die Frage ist: wem gehört der Max Havelaar! Und ich deute diese Vermutung denn auch allein an, um zu

verhindern, daß man bei meiner Behauptung, daß der Herr v. L. dieses Buch mit Unrecht als sein Eigentum erklärt, ausrufe: das ist unmöglich!

Ich behaupte jetzt, wo der M. H. unerhörten Erfolg gefunden hat, daß der Herr v. L. mir Geld schuldig ist. Doch das ist nicht der Grund meiner Forderung. Einer Forderung, auf der ich bestehe, sollte mir der Herr v. L. selbst beweisen können, daß ich sein Schuldner bin. Vielleicht würde der Herr v. L. mir gern den mit dem Buch erzielten Gewinn ausbezahlen, falls diese Ausbezahlung nur nicht einschlösse, daß die Herausgabe für meine Rechnung geschehen ist, daß er also nur mein Mandatar gewesen ist, daß ich deshalb das Recht habe, mein Mandat zurückzunehmen, und also binnen kurzer Zeit eine dritte, sehr billige Ausgabe von dem M. H. erscheinen würde.

Meine Absicht war erst, aus der Korrespondenz all die Sätze heranzuziehen, woraus die Beweise zu schöpfen sind, daß ich die Wahrheit gesagt habe, aber ich sehe davon ab. Es möchte scheinen, als zweifelte ich an Ihrer Scharfsinnigkeit, und überdies: ich bin müde. Auch schmerzt es mich, bei der Einsicht in all diese Briefe mir jedesmal vor die Seele rufen zu müssen, wie gänzlich anders meine Verhältnisse jetzt sind, als sie hätten sein können, wenn der Herr v. L. sich nicht durch . . . [Das Wort, das hier folgen sollte, ist ungeschrieben geblieben und ersetzt durch einen kräftigen Strich] hätte verleiten lassen, meinen M. H. zu unterdrücken.

Meine Frau, meine gute tapfere Frau ist nicht krank, aber tötlich schwach und erschöpft. Wir sehnen uns nach Erlösung. Die lieben Kinder sind wohlauf und fröhlich, und täglich freuen wir uns, daß sie die Bitterkeit des Brotes nicht schmecken, das wir ihnen reichen.

Sein Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

Douwes Dekker.

[Wie schon gemeldet, verlor Multatuli später in dem Rechtsstreit.]

LVII

Aus einer Verteidigungsschrift van Lenneps.

Habe ich es als meine Pflicht als Niederländer erachtet, Ihr Buch zur Kenntnis der Mächtigen zu bringen, der Verständigen und der Gebildeten in unserer Nation, hier und in Indien — ich würde vermeinen diese Pflicht zu übertreten, ja, Verrat gegen mein Vaterland gepflogen zu haben, indem ich Ihr Buch hätte dazu dienen lassen, den Abschaum der Nation, hier und in Indien, in Bewegung zu bringen, daß der Morddolch gewetzt und die Fackel der Vernichtung geschwungen werde und Drangsale ohne Zahl über das Land meiner Geburt ausgeschüttet würden. . . . .



Die „Liebesbriefe"

1861



Vorbericht des Herausgebers.

Kenner meiner Multatuli-Ausgaben, besonders der „Liebesbriefe“, wissen von der eigentümlichen Entstehungsgeschichte dieses Werks. Im Werke selbst wird sie in poetischer Weise, mit Umgehung der Personalien, erzählt. Ich könnte die Entstehungsgeschichte mit Briefstellen belegen, allein die notwendigen Erklärungen würden viel Raum beanspruchen, und so gebe ich in verkürzter Form wieder, was ich in meinem Biographie- und Auswahlbande darüber sagte.

„. . . . . Am 17. September 1860 schrieb Dekker an seine Frau: „Jeden Morgen um neun Uhr kommt ein Mädchen zu mir, um zu frühstücken.“ Sie hatte ihn vor einer Buchhandlung angesprochen: „Ach, Mynheer, ich hab' so'n Hunger! Ich mochte das niemandem sagen, doch Ihnen darf ich es wohl sagen . . .“ Er führte sie in ein Restaurant, und sie aß grimmig. Sie wohne im Haag und sei in Amsterdam, um Geschäfte für ihren Vater wahrzunehmen. Sie hätte ein Zimmer gemietet und könne nicht fort, weil sie ihre Wäsche nicht bezahlen könne. Dekker hatte nicht soviel Geld, um radikal helfen zu können. Aber verhungern durfte das Mädchen nicht. Sie kam jeden Morgen zu ihm zum Frühstück, das er auf Kredit bezog. Sie war ihm sehr unsympathisch und sie durfte den Mund nicht auftun. Er nannte sie „myn zwygende ontbytstertje“, seine kleine stumme Frühstückerin. Nach einigen Wochen konnte er ihr Geld geben, so daß sie nach dem Haag zurückreisen konnte. Von dort schickte sie ihm ein Paar gestickte Pantoffeln.

Später, im Juni 1861, klopfte ein Mann hilfesuchend bei Dekker an, der doch, selbst arm, in armseliger Behausung, nichts hatte als seine Seele und seinen Leib. Dr. Stamkart — so hieß der Mann — suchte Hilfe für die Familie seines Nachbarn, die in großem Elend lebe. Er hatte schon bei Millionären, Maklern, Freimaurern, Christen und anderen Heiden vergebens angeklopft. Dekker schrieb für ihn seine „Liebes-

briefe", und alsbald hatte Dr. Stamkart 400 Gulden in der Hand, mit denen er helfen konnte. Alsbald auch, nach einer fieberhaften Tätigkeit bei Tag und Nacht, warf Multatuli seine „Liebesbriefe" auf den Markt. Sie waren gewidmet „Dem Herrn . . . . . ., doctor in litteris".

Dekker erfuhr, daß die Hilfe der Familie der Braut des Doktors galt. Eines Tages klopfte auch der Herr in Begleitung seiner „Zukünftigen" bei Dekker an. „Herein!" Und herein trat Dr. Stamkart mit seiner Dame, die, mit einer Bibel mit goldenem Schloß in der Hand, freundlich auf Dekker zuging. Der traute seinen Augen nicht: des Doktors Braut war seine „zwygende ontbytstertje"! Sie wollte ihre Dankbarkeit beweisen für die Hilfe, die ihr durch des Doktors Vermittlung zuteil geworden sei; ob sie ihm nicht etwas sticken dürfe: „Pantoffeln haben Sie schon, wie ich sehe!" Der Racker — das waren dieselben, die sie ihm geschickt hatte. Aber er verriet nichts von der Geschichte dieses Schuhwerks, in der Meinung, das Mädchen werde aus Angst für ihre Reputation dem Verlobten keine Mitteilung von ihrem früheren merkwürdigen Zusammentreffen mit ihm gemacht haben. Er komplimentierte das hausbackene Paar bald auf eine möglichst freundliche Weise hinaus. Später wurde ihm klar, daß seine „zwygende ontbytstertje" — nicht recht befriedigt, daß er nicht ausreichend von ihr geschröpft werden konnte, weil er nichts hatte — den Doktor zu weiteren Versuchen ihm ins Haus geschickt hatte. Der hatte Glück: der arme Mann schaffte ihm 400 Gulden. Später war Dekker gezwungen oder so vernünftig, einen Pump von weiteren 100 Gulden dem Doktor abzuschlagen."

In demselben Jahre, in derselben erbärmlichen Lage, schuf er auch „Zeige mir den Platz, wo ich gesäet habe", ein Werkchen von einem Bogen Druck, dessen Ertrag für die Opfer der großen Überschwemmung von Java vom Jahre 1861 bestimmt war. Es brachte über 1300 Gulden ein. Auch dies ließe sich in Einzelheiten durch Briefstellen belegen, doch wird

es wie vieles andere bereits in meinem Biographiebande Behandelte unterdrückt.

Schon aus früheren Briefstellen wird dem Kenner der „Liebesbriefe“ deutlich geworden sein, wie Personen und Begebenheiten sich zum Kunstwerk bei Multatuli verdichten. Der Mann, der dem Knaben Dekker, als er dem armen Judenkind die Mütze aus der Hohenschleuse wiederschaffte (siehe in vorliegendem Werk S. 34), beim Hinaufklettern Hilfe lieh und ihm ein Wort der Verheißung zuraunte — die ganze Geschichte, ausgesponnen, steht auch in den „Liebesbriefen“ auf S. 180 bis 186 ff. — wird dort zur Fancy, zur Göttin mit dem „gewaltigen Haupt, langgelockt und trotzig sich schüttelnd“, die ihm verheißt: „Nun den Willen, später die Kraft, und am Ende den Sieg!“ Siet oder Sietske (die Tochter seiner Schwester Catharina, die an Abrahamsz verheiratet war), die besonders in den folgenden Briefen viel genannt wird, sie ist auch eine von den drei Hauptpersonen des Buches. Er liebte sie sehr, wie die folgenden Briefe an Tine unter anderm dartun; sie ist in den „Liebesbriefen“ die Fancy in der irdischen Vermummung, das hilfsbedürftige Mädchen „mit den hundert Pfund Stofflichkeit, die doch so lieb aussehen“ — hier ist vollständige Parallele des Lebens zur Kunst, worauf ich an der oft genannten Stelle genauer hinwies. Dekker selbst, Tine und die Kinder, wie wir sie aus den vorliegenden Briefen kennen, sie sind die Helden in den „Liebesbriefen“. Soviel aus Jugend und Alter klang in dieses so persönliche Werk hinein. Auf Schritt und Tritt zeigt sich dies dem Kenner von Persönlichkeit und Werk. Auch die Braut des Malers, von der Dekker im Briefe LXVI spricht, erlebt im Werke Auferstehung, und selbst der Lärm, über den er in Brief LXII klagt, klingt hinein.

Mehr noch aus den Briefen, als hier gegeben wird, könnte uns solche Parallelen ergeben, doch es muß uns mit diesem Hinweis genügen.

LVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Mittwoch Morgen [12. Juni 1861.]

Liebe, beste Tine. Ich habe deinen Brief.

Ich hab's eilig, eilig. Ich schreibe:

Liebesbriefe
von
Multatuli

Liebesbriefe, ja! Aus Donner und Blitz! Ich habe eigentlich viel an dich zu schreiben, aber ich darf nicht. Ich habe keine Zeit, ich muß dich vernachlässigen, aber du mußt schreiben. Du bist meine beste, beste Tine, meine Tine. Glaube mir, daß Siet ein Engel für mich ist, und der gute Theodor auch.

Ich werde dir nur wenig schreiben dieser Tage, sei nicht beunruhigt darüber.

Ich habe keine Zeit. Ich habe mit einer merkwürdigen Geschichte zu tun (keine Weibersache). Ich magnetisiere. Laß mich nur.

[„Dekker war mit zwei Herren Schuurman bekannt geworden, die mit einem gewissen van Heekeren oder Hekeren hypnotische und magnetische Studien trieben. Dekker widmete ihren Experimenten viel Interesse und war häufig dabei anwesend. Auch selbst machte er Versuche. Durch Mangel an Muße hörte er damit auf. Später hat er einzelne Male den oder jenen in Schlaf gebracht. Er tat es indes ungern, da er sich nicht sicher fühlte. Ein paar Jahre später z. B. war er einmal zu Besuch bei dem Herrn Laan, Lehrer in Amsterdam, als das Dienstmädchen eintrat und über Zahnschmerz jammerte.

— Warten Sie, Mädchen, soll ich Ihnen mal davon abhelfen?

— O Gott, ja, Mynheer! Bitte sehr!

Er brachte sie in Schlaf, das ging gut, aber er konnte sie nicht so schnell wieder wach bekommen. Zwar war, als dies gelang, der Schmerz gewichen, aber einige Stunden später stellte er sich wieder ein."]

Ich, der ich kein Geld habe für dich, für mich, für die Kinder, habe eine Familie gerettet, die gestern 400 Gulden nötig hatte.

Das ist meine Antwort auf das von v. H. herumgetragene Geschwätz, daß ich „ein Gauner bin, ein Dieb".

Zur Zurückbezahlung dieser 400 Gulden schreibe ich die „Liebesbriefe". Laß mich.

Aber auch mir ist Geld versprochen. Alles geht so schneckenhaft. Außer, was ich tue. Der Mann mußte vor dem 11. Juni 400 Gulden haben, und er hatte sie am 10.

Adieu, Engel. Ach, ich möchte dir so gern einen Brief von Siet schicken. Ich kann es fast nicht lassen. Es ist ein edles Kind.

Es ist noch niemals so ein Schriftsteller aufgestanden! Das ist wahr! Ich werde es dir zeigen! Ich werde schreiben wie ein Gott und wie ein Teufel. Ich werde sie bezaubern und sie beben lassen. Das werde ich.

Aber Talent ist es nicht, es ist Seele!

Klage nicht über mein Verhältnis zu Siet. Sie inspiriert mich. Schreib ihr das. Wenn du's gut findest.

Küß die lieben, lieben Kinder.

Ich bin in einer Stimmung, um zu schreiben wie ein Unwetter. Der Max wird nichts daneben sein. Laß mich.

Mich verlangt rasend nach euch, aber nun würde ich nicht nachhause kommen, könnte ich auch, denn ich muß erst meine Liebesbriefe fertig haben.

Wie steht es mit deinem Geld? Ich meine, ob du schnell was nötig hast!

LIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag Mittag.
[20. (?) Juni 1861.]

Liebe, beste Tine! Ich habe deinen Brief an Siet! Du bist meine Tine. Du weiß nicht, wie verliebt ich in dich bin. Ich schreibe dir das jetzt ausdrücklich, nicht weil du diesen Brief geschrieben hast, sondern weil ich wußte, daß du solchen Brief schreiben würdest! Es ist, als wenn ich es voraussah, als ich die Einleitung schrieb zu den Briefen an Fancy. Mein lieber bester Engel, ich habe nichts zuviel gesagt.

Frage Siet, ob ich dich lieb habe. Tu das mal. Und nicht jetzt nach diesem schönen Brief, sondern immer. Frage sie.

Ich vernachlässige dich.

Du kannst dir keinen Begriff machen von meinen „Liebesbriefen“. Es hat wieder mit nichts Ähnlichkeit.

Ich vernachlässige dich, weil ich rasend an der Arbeit bin.

Ich versichere dir, daß Siet und auch Theodor [Siets Bruder] deinen Brief wert ist.

Theo würde Edu keine einzige Lüge sagen, und stände der Tod darauf. Er ist ein ausgezeichnetes Kind. Als ich noch zu ihnen kam (jetzt nicht mehr), legte er sein Buch, woraus er lernte, oder seine Tafel auf meine Kniee. Aber das durfte nicht mehr sein.

Nun darf Siet ihm keinen Kuß mehr geben, wenn er schlafen geht. Das betrübt ihn so.

Ich schreibe dir jetzt so hastig, um dir schnell zu sagen, daß du mein lieber, bester Engel bist. Frage nur Siet. Sie wird's dir sagen.

Adieu, liebe Kinder. O, der Taugenichts mit dem Cayennepfeffer! Ich habe doch gelacht!

[Siehe „Liebesbriefe“, zweiter Brief von Tine, S. 56.]

Freitag.

Dies ist gestern liegen geblieben. Ich schreibe meine „Liebesbriefe“. Es hat mit nichts Ähnlichkeit. Ich würde Mühe haben, dir zu sagen, was es ist. Es ist alles! Poesie, Sarkasmus, Politik, Wollust, Schärfe, Logik, Religion, alles.

Ja, ich weiß wohl, daß du durchaus Geld haben mußt, liebes Herz.

Aber darum will ich gerade fortarbeiten. Dann sieht der Herausgeber, daß ich produzieren kann.

Ich habe Schwung, glaube ich. Du bekommst schnell mehr Korrektur. Adieu, lieber Engel.

Ich bin überzeugt, wenn ich meine Liebesbriefe fertig habe (160 Seiten), wird jeder Verleger mir Geld geben.

Aber ich muß durcharbeiten. Schade, daß Gunst arm ist, und die andern wagen nicht zu drucken, was ich schreibe.

LX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Dienstag Morgen.

[Poststempel: 25. Juni 1861.]

Beste Tine! Ich bekomme eben deinen Brief, der mir sehr weh tut. Du hast unrecht.

Ich berufe mich nicht auf Siet, um es zu beweisen, aber wenn es denn doch einmal so ist, daß sie weiß, wie ich für dich fühle, ist es dann ein Verbrechen, zu sagen: frage sie?

Ich habe keine Zeit, dir zu schreiben. Dein Brief tut mir innig weh, und das schlimmste ist, daß er mich so überfällt in meiner Arbeit, die in einer ganz andern Stimmung ist und auch eine andere Stimmung nötig hat.

Und du bist gänzlich im Wahn. Genau wie das Publikum begreifst du nicht, was es ist. Nun, ich denke heute oder

morgen den dritten Bogen von der Druckerei zu bekommen, daraus wirst du ersehen, daß du unrecht hast.

Es ist schade, daß du da so auf einmal wieder mitten hinein fällst mit solcher ganz gewöhnlichen Empfindung.

Pfui! Habe ich das an dir verdient? Ist das nun ein Riesenkind?

Fancy ist Phantasie!

Ich lasse dich im dritten Bogen sagen, daß . . .

Ach, ich bin dir bös. Hättest du mir lieber etwas geschrieben über die Schöpfungsgeschichte, und über die Einrichtung des ganzen Planes der „Liebesbriefe"!

Rund heraus gesagt finde ich es klein von dir und nicht in Harmonie mit allem.

Ich bin bös.

Nein, ich habe nicht gesagt, daß du Siet fragen solltest zum Beweise.

Höre mal, ich habe keine Zeit, solche Briefe zu beantworten! Du hättest lieber von den Kindern etwas schreiben sollen.

Da sitze ich nun wieder! Es ist wirklich vergnüglich!

Tine, Tine, willst du mir ein Certifikat der Impotenz werden? Mußt du mich nun hindern, Künstler zu sein? Das ist hart.

Tinchen, setz dir doch keine albernen Dinge in den Kopf. Du machst mir Verdruß.

LIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag.
[27. Juni 1861.]

Liebes, bestes Kind. Ich sehe, daß du kein Geld hast. Behalte Mut. Es sollte mich verwundern, wenn ich dir nicht heute noch etwas senden könnte, wären's auch nur 10 Gulden.

Im übrigen stehen die Dinge gut. Ich habe einen Stil wie der Blitz. Man hat niemals so geschrieben. Du, du begreifst meine Fancy auch nicht! Das wirst du sehen. Vor deinem ärgerlichen Brief habe ich geschrieben, daß u. s. w., kurz und gut so, daß du niemals geklagt haben würdest. Du wirst sehen, lieber Engel, daß ich dich lieb habe.

Und du wirst viel Reue empfinden; das wird deine Strafe sein. Daß ich dir das Blatt nicht schicke, kommt daher, daß die Korrektur so langsam geht.

Aber ich habe schon ein ganzes Ende hinter mir. Ich arbeite gut. Ich habe einen Stil, den ich selbst nicht kenne. Du wirst sehen, Musik und Ungewitter.

Wenn du es nur noch etwas aushalten kannst, wird alles gut sein. Ich mache mich zum ersten Schriftsteller von Europa. Behalte noch ein bißchen Mut.

Ich habe an den Minister der Kolonien geschrieben wegen Anstellung, aber ich will nicht. Hier bin ich mehr. Du wirst sehen.

Es ist unrecht von dir, daß du so zweifelst. Ich rufe Siet nicht als Zeugen an.

Ich bin bös auf dich, doch wenn du jetzt guten Mut behältst, dann nicht mehr. Ich hab's eilig. Behalte Mut. Küß die lieben Kinder. Die „Liebesbriefe“ haben mit nichts Ähnlichkeit. Auch nicht mit dem Havelaar. Es wird dir ewig leid tun, daß du eifersüchtig warst auf Fancy. Dummes Mädchen!

Freitag.

Liebes Herz! Dieses schrieb ich gestern, aber ich versandte nicht, weil ich nach Geld suche für dich.

O, wäre ich 10, 12 Tage weiter! Dann werde ich die „Liebesbriefe“ fertig haben, und dann werde ich sicher was bekommen. Aber so lange kannst du nicht warten! Das drückt mich. O Gott, nein, ich bin nicht bös auf dich, aber du mußt nicht zweifeln! Ich hätte jetzt wieder Lust zu sagen: frage Siet! aber du faßt das verkehrt auf. Ich rufe sie nicht

zum Zeugen, ich meine nicht, daß du sie fragen sollst, nein, ich meine, daß, wenn du immer gehört oder gelesen hättest, wie ich über dich in Begeisterung ihr gegenüber gesprochen oder geschrieben habe, daß du dann zufrieden sein würdest.

Wenn ich matt oder nicht ganz innig an dich dächte, wie würde es sich dann reimen, wenn ich zu ihr so über dich spreche? Du weißt recht gut, wie innig lieb ich dich habe. Nein, ich bin nicht bös auf dich.

LXII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag Abend.
[Poststempel: 4. Juli 1861.]

Liebe, beste Tine! Heute morgen erhielt ich deinen Brief vom Montag, der aber gewiß viel später versandt ist wegen des Regens. Ich danke dir für dein liebes Schreiben. Ich bin müde. Ich hab's hier mit Zimmern und Mauern zu tun, und da geht die Arbeit so schlecht von der Hand. Ich muß mich anstrengen, um den Lärm nicht zu hören, und das ermüdet mich so.

Ich sehe Siet beinah gar nicht. Sie wird streng bewacht. Ich bin zu müde, um dir alles zu schreiben. Schreib mir, bis wie weit du die „Liebesbriefe“ hast. Ich kann aus der Post nicht klug werden. Ich habe allerlei Mißgeschick, aber das macht nichts. Nein, Kind, freue dich nicht auf die Recensionen, da wirst du enttäuscht werden. Man wird mich lieber steinigen, als gut von mir sprechen. Ich erwarte heftige Angriffe.

Es ist schade, daß ich bei dem fürchterlichen Lärm nicht schneller fortarbeiten kann. Auch drucken sie mir nicht schnell genug. Ich habe die Absicht, sobald die Arbeit fertig ist, Geld zu verlangen, um nachhause zu kommen und dich zu holen.

Lieber Engel, ich bin müde, die Buchstaben tanzen mir vor den Augen. Küß das kleine Volk. Sobald ich kann, komme ich nachhause, mich verlangt rasend. Dann ist mein Plan, in Holland Wohnung zu nehmen (um zu schreiben).

Ich habe an den Minister geschrieben, ja, das hast du in den „Liebesbriefen" gelesen, nicht wahr? Ich erwarte natürlich keine Antwort. Nun gut, dann bin ich auch frei von dieser Seite.

Es ist besser, allein zu schreiben. Um zu leben, werde ich genug verdienen können, und dann müssen die Schulden nur in Gottes Namen warten.

Ich weiß doch noch nicht, ob es nicht vielleicht besser ist, im Ausland zu wohnen. Aber es hat so seine Schwierigkeiten mit der Korrektur u. s. w. Immer ist etwas dafür und dagegen. Ich bin müde und verlange nachhause. Leb wohl, bestes Kind.

LXIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend.

Liebes Herz, ich habe deinen Brief, den du bei der Fontäne schriebst. Hör mal, das ist ja recht nett!

Es kommt nicht darauf an, ob die Bogen schmutzig werden, durchaus nicht. Die Sache ist nur, ob du sie vollständig hast, oder ob dazwischen nichts heraus ist. In Bogen 7 kommt etwas, das du schön finden wirst. Etwas, das mit nichts Ähnlichkeit hat, denke nur ans dritte Märchen. Aber, Liebe, wenn das abbricht auf der letzten Seite des Bogens, dann warte ich, bis der folgende fertig ist, ich will es dir nicht gebrochen geben. Es ist ein Märchen, das viel Aufsehen erregen wird, denke ich. Gunst, der Verleger, sagte, mehr noch als das Gebet von dem Nichtwissenden, wovon Tausende verkauft

werden. Es ist unerhört. Auch ist es unerhört, wie auf die „Liebesbriefe“ bestellt wird. Es ist möglich, daß die ganzen 1500 Expl. vergeben sind, bevor es fertig ist. Wie findest du das?

Das Drucken geht mir zu langsam von statten. Wenn es fertig ist, verlange ich Geld, ich brauche nur noch ein paar Bogen zu schreiben, aber ich habe allerlei Malheur.

Der Verleger würde mir gewiß ruhig 2000 Gulden Vorschuß geben, aber er hat selbst nichts. Das trifft sich unglücklich.

Deine Briefe tun mir immer gut. Denke nicht, weil ich so wenig schreibe, daß ich keinen Wert darauf lege. Du weißt nicht, wie innig wert mir deine Briefe sind. Wenn es lange dauert, bis du schreibst, bin ich verdrießlich. Sie haben immer eine herrliche Wirkung auf mich (nicht wenn du schiltst, weißt du!) Ach, das ist nichts, ich weiß recht gut, wie du's meinst, aber ich kann es doch nicht ertragen. Und es macht dir eigentlich Spaß, daß ich dein Schelten nicht vertragen kann. So ist es!

Ach, die lieben Kinder. Wenn ich nachhause komme, gehen wir auch nach der Fontäne. Der schlaue Edu! Mich verlangt sehr nach Nonnie. Küß sie beide für mich.

O, man wird mich arg mitnehmen wegen der „Liebesbriefe“! Weißt du, was schade ist? Sie schreiben mir nach, das ist langweilig, genau wie Dirks auf Menado, der mir nachschwätzte. Man erkennt, daß ich eine Umwälzung hervorrufe in der Litteratur.

Ja, Umwälzen ist mein Beruf!

Dienstag.

Höchst wahrscheinlich diese Woche Geld! Auf diese Nachricht hat dieser Brief gewartet. Sage nun mal, daß ich kein fixer Kerl bin.

Ich werde bekommen, denke ich, 800 oder 1000 Gulden, oder vielleicht noch etwas mehr. Aber ich habe viel zu bezahlen im P. K. [Poolsch Koffiehuis]

Wie dem sei, wir können reine Bahn machen und den Kindern ein kleines Vergnügen gönnen.

Adieu, Engel!

Schreibe Eugenie, daß Aussicht besteht, daß wir sie binnen kurzem zu uns rufen — aber ach, da mußt du aus Brüssel heraus. Ja, das ist eine Schwierigkeit.

Nein, schreibe ihr nur, daß sie Mut behalten soll, und daß wir sie nicht vergessen.

LXIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Meine „Liebesbriefe" sind fertig. Ich bin nicht zufrieden damit. Es sind wohl schöne Stücke darin, aber das Ganze hat einen andern Lauf genommen, als ich mir vorgestellt hatte. Sei's so!

Als ich mit Gunst [dem Herausgeber] anfing, wollte ich, daß er mir auf einmal zu einer Summe von 1500 oder 2000 Gulden verhelfen sollte. Das will er gern, aber er ist selbst in Druck. Er ist ein recht umgänglicher (ja, allzu umgänglicher) Mensch, er ist nachlässig und als Kaufmann nicht solide. Dies macht nun den Umgang bequem, ist aber, was Geldhilfe angeht, keine gute Vorbedingung.

Ich habe viel zu tun.

Alles ist wieder anders gegangen, als ich wollte. Ich hätte Geld genug empfangen müssen, daß wir zusammen bleiben könnten. Ich bin noch darauf aus. Gunst hat nichts, wenn er auch wohl will. Wie es sei, ich bedenke große Dinge und bin wohlgemut. Halte du dich auch nur tapfer. Schade, daß Meyer, der Buchhändler auf dem Vygendam, nicht reich ist. Er ist der tüchtigste Mitkämpfer, der zu haben ist. Er ist ein Ganzer.

LXV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Dienstag Morgen, 10—11 Uhr.

Liebe, beste Tine. Gestern sandte ich dir rekommandiert 200 Gulden, daß du umziehen kannst, denn die Zeit der Wärme und der Ausdünstungen kommt heran. Nun geht es. Tu also, was dir gut dünkt. Ja, laß den guten Jungen mal angeln, aber informiere dich erst, ob es sein darf wegen der Verpachtung. Erkundige dich auch nach Köder, aber kein lebender, keine Würmer. Ich glaube, weiches Brot mit einem bißchen Käse. Eigentlich finde ich es kein rechtes Vergnügen. Es ist etwas Niederträchtiges dabei, aber wenn du ihn darauf aufmerksam machst, wird er sentimental und zu weich. Aber laß Nonnie auch etwas tun. Ich mache dir den Vorschlag, einen Mann zu mieten mit einem Kahn, aber nimm dann auch die Aufwärterin mit, um auf Edu zu passen, und du achtest auf Nonnie. Findest du nicht? Mich schaudert's bei dem Gedanken, und doch finde ich es gut.

Sei nur nicht mehr verdrießlich wegen der [verloren gegangenen] 50 Gulden. Du hast für den Augenblick genug. Kaufe vor allem etwas an Kleidern, Schuhen u. s. w. Das geht doch jetzt? Aber triff vor allem Anstalten zum Umziehen. Später sitzt du wieder fest. Rechne, dünkt mich, wenn du mietest, nicht auf mich. Das macht die Wahl leichter. Aber, Liebe, ich möchte so gern, daß du wieder ein Mädchen nähmst. Ich habe ein bißchen Hoffnung, daß die Position besser wird. Ich schreibe, verlaß dich drauf! Es ist nur schade, daß Gunst so knapp ist. Er würde mir gern Tausende geben, aber er muß jetzt selbst drauf aus, Geld zu leihen. Er will gern, denn mit der Herausgabe meiner Sachen verdient er ebensoviel, als er mir giebt. Eigentlich hatte ich 1500 Gulden von ihm verlangt, aber er hat sie nicht. Jedoch denke ich, daß ich über

einen Monat wieder Geld bekommen kann, denn er hat tötliche Angst, daß ich vielleicht zu einem andern gehe.

Ich habe noch immer Hoffnung, schnell nachhause zu kommen, muß dann aber schnell wieder hierher, um zu arbeiten. Ich habe einen Haufen zu tun. Furchtbar viel! Sobald ich kann, gründe ich eine Zeitschrift, die eine Macht im Staat werden muß. Erst aber muß ich Geld haben, um einzelne Dinge abzutun, die mich drücken. Ich denke, daß es mir gelingen wird! Sei nicht besorgt oder unruhig. Ich will Anstalten machen, daß alles ins Lot kommt, doch nicht durch andere. Ich muß selbst handeln. Du wirst sehen. Ich habe Mut.

Ich kann Siet nicht mal beschreiben. Gerade bekomme ich einen Brief — ich habe ihn noch nicht gelesen. Sie ist ein tüchtiges, wackeres Mädchen. Sie gehört in den Plan, den ich habe, ich kann sie brauchen, glaub mir. Sie ist die einzige Person, die ich brauchen kann als Hilfe, um zu schreiben. Das muß dir merkwürdig vorkommen, aber es ist so. Ich rede nun nicht aus Verliebtheit oder so etwas, sondern ich versichere dir, daß sie als „Schreiber an der Redaktion meiner Zeitschrift“ Gold wert ist. Sie ist genial und hat Stil. Ich kenne keinen Menschen, den ich (und wäre sie auch ein Mann und also keine Rede von etwas anderm) ihr vorziehen würde, um für mich und mit mir zu arbeiten. Ich habe Briefe von ihr, die mir zeigen, daß sie der einzige ist, dem ich über einige Zeit werde sagen können: schreib du das nur! Wie findest du das bei einem Mädchen von neunzehn Jahren? Meine Zeitschrift muß mir Macht verschaffen, und dann Geld. Es wird mir sicher gelingen, und die Minister u. s. w. werden zittern, das verspreche ich dir. Wenn Loudon mir geantwortet hätte, würde ich einen schlechten Kauf gemacht haben. Sei ruhig, Tine!

Ich habe Siets Brief noch nicht gelesen. Das letzte Wort ist: „Grüß besonders, besonders Everdine.“ Sie ist dir in der Tat innig zugetan, glaub mir. Ich versichere dir, es ist

keine Verstellung. Sie hat alle Eindrücke aufgefangen, die ich von dir gegeben habe.

Herzchen, ich habe keine Lust zu schreiben. Ich will kommen! Sei aufgeräumt, erdenke vor allem ein Vergnügen für die Kinder. Geize nicht ihnen gegenüber. Ach, der kleine Kerl mit seinem Eimer für die Fische.

Ich hoffe doch, daß die 200 Gulden richtig angekommen sind. Man wird schließlich ängstlich.

Ich habe Siets Brief gelesen. Sie schreibt recht herzlich über dich. „Ich bin rasend für dich eingenommen, und rücke je länger desto weiter ab von meiner Gesellschaft. Recht gehangen habe ich niemals an ihr, meine Illusion war immer, mich davon frei zu machen. Grüß bitte Ev. recht, recht herzlich, und sage, daß ich nicht gleichgültig bin, mein Abrahamsz-sches Blut (ein Tröpfchen) wird nicht wieder obenauf kommen, ich hoffe, daß es für immer weg ist."

Und dann zum Schluß wieder: grüß besonders Everdine.

Ich habe Mut! Es ist zwar wieder nicht so gegangen, wie ich hoffte (auf einmal 1500 Gulden), aber ich will's schon ins reine bringen. Sei aufgeräumt, und leistet euch vor allem ein Vergnügen. Kannst du nicht mal ausfahren mit der Gesellschaft? Was denkst du von einem kleinen Ausflug nach Waterloo? Es geht so ein schöner Omnibus dahin.

Aber für meinen Geschmack sind diese Dinge nichts. Schlechtes Wetter und schönes Wetter ist gleich schlecht, ich habe, dünkt mich, noch lieber schlechtes Wetter als diese Hitze. Nein, es ist auch zu ermüdend mit den Kindern. Tu was Ruhiges.

Adieu, beste Tine, adieu, liebe Kinder.

Über die verlorenen 50 Gulden werde ich im „Effektenblatt" schreiben. Immer muß ich denken: Gott gebe, daß sie die 200 Gulden nur hat. Das würde wahrhaftig ein Bankerott sein!

Küß ja die Kinder für mich, und sage, daß du's für mich tust. O Gott, sorge doch, daß sie mir nicht fremd werden. Ich will nachhause kommen!

LXVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag Morgen.

Liebes, bestes Herz! Ich habe deinen Brief vom Dienstag. Ihr solltet den folgenden Tag nach dem Bois de la Cambre gehen, was mir viel Vergnügen macht. Nun hatte ich eigentlich gehofft, heute Morgen von dir einen Brief zu bekommen über diesen Ausflug. Ich bin vorgestern den ganzen Tag in Gedanken bei euch gewesen, und ich sah die Kinder so im Grünen. Vielleicht bekomme ich heute Mittag einen Brief.

Liebe, hierbei ein Bild. Ich habe noch mehr für dich, anders, aber ich muß noch welche hier behalten, da sie als Hilfsmittel dienen sollen für einen Maler, der mein Portrait machen will. Das ist der Künstler von S. 135 der „Liebesbriefe".

Sein Mädchen ist ein wahrer Engel. Ich hoffe, daß du sie kennen lernen wirst, und ich bin überzeugt, daß du sie für das liebste Kind halten wirst, das du je gesehen. Schon wieder eine Liebschaft, denkst du? Ach nein, aber ich finde sie recht lieb, das ist wahr. Sie ist nach meinem Gefühl gerade dein Genre, einfach und aufrichtig.

Er und sie holen mich häufig ab zum Spazierengehen. Sie hat gelitten (durch einen Bankerott ihres Vaters), und sie kann erzählen über Tanten u. s. w., gerade wie du über deine Großmama. Wenn sie sich verheiraten, werden sie nach Brüssel gehen und uns besuchen. Er ist auch ein sehr gebildeter, liberaler, tüchtiger Mensch und ganz Künstler. Schade, er könnte etwas feiner sein in seinem Äußern.

Daß die Herausgabe der Liebesbriefe so verzögert wird, hat seinen Grund. Sie dürfen nicht erscheinen vor Abgang der Landmail. Gunst hat im Augenblick kein Geld, um 500 Expl. nach Ostindien zu schicken (Frankieren Landmail), und darum wartet er.

Du bekommst wahrscheinlich morgen den Schluß, der schon lange fertig ist, aber auf etwas wartet.

Siet ist gestern zurückgekommen. Alles beim alten. Sie schmachtet nach Freiheit, und man macht ihr die Anhänglichkeit an mich zum Verbrechen.

Theo ist bedroht mit Pensionat (ich würde es gerade gut finden), wenn er nicht versprechen will, von mir zu lassen. Er hat dieses Versprechen nicht geben wollen, und nun wird doch nichts aus dem Pensionat. Ich vermute, wegen der Kosten. Denn alle Ideen, Tugend, Prinzipien, etc. etc. von dem Volk prallen zurück am Geld.

Das Mädchen von dem Künstler läßt dich immer sehr herzlich grüßen. Sie hält viel von dir, wie jedermann. Siehst du! Das hast du nun doch zum Teil mir zu verdanken. Jeder, der dich kennt, findet, daß du so ein gutes Mädchen bist, aber die, die dich nicht kennen, wissen es allein durch mich, und sie glauben es, siehst du!

Ich warte mit Versendung dieses Briefes, bis ich etwas von dir höre.

Sonnabend Morgen.

Ich habe deinen Brief von gestern. Ich bin recht froh über deinen Bericht von eurem Durchbrennen. Der Edu scheint immer jemanden zu finden, der ihm hilft; erst beim Angeln, nun mit dem Rudern. Es tut mir so wohl, daß sie ihr Vergnügen haben . . . . .

LXVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Sonnabend.

Liebes, bestes Herz. Ich finde es Sünde, daß ich auf deine lieben, herrlichen Briefe so wenig antworte. Ich habe deinen Brief von gestern. Du weißt nicht, wieviel du tust,

indem du so zu den Kindern bist und mir alles so schreibst. Glaube doch, daß du mehr tust als Geld verdienen. Die Briefe von dir wirken so herrlich auf meine Stimmung, und sie sind mir ein wahres Bedürfnis. Du mußt nur denken, daß du ein nützliches Werk tust, indem du so an mich schreibst.

Beste, ich bin furchtbar beschäftigt. Nicht, daß ich soviel täte, sondern ich habe soviel zu überlegen. Auch muß ich ein Auge haben auf die Wirkung der „Liebesbriefe".

Ich will dir ein Ding sagen, und dann wirst du begreifen, was mir im Kopf herumgeht. Ich will nicht mehr und nicht weniger, als für Millionen Staatskassenscheine herausgeben auf Insulinde. Du begreifst, daß es sich der Mühe lohnt, mir dies im Kopf herumgehen zu lassen. Ich stoße auf alltägliche Kleinigkeiten, wie immer, aber ich habe Mut und Hoffnung.

Im Augenblick kann ich dir noch kein Geld schicken, aber ich denke wohl daran. Ich bin immer erstaunt über dein langes Aushalten. Für mich sind 10 Gulden = 1 Gulden, und für dich ist 1 Gulden wohl 10. Ich bin höchst froh über deine Briefe. Ich lebe gegenwärtig viel, intellektuell und moralisch, das begreifst du, Liebe, sonst aber furchtbar unschuldig.

Ich habe so mein Vergnügen an Edu. Ach, er wird Non zum besten halten. Sollte man denken, daß Edu sich auf den Herrn herausspielt? Ich habe ihn wohl mal für zu sanftmütig angesehen. Du mußt übrigens sein Herrspielen nicht beurteilen, wo er keinen Widerstand hat. Eigentlich sollte er — dies nur in gewissem Sinne, nicht für alle Fälle — mit Jungens umgehen, die ihm Widerstand bieten. Doch das kann später kommen.

. . . . . Hör mal, du bist ein törichtes Mädchen. Es ist so komisch, daß du immer sagst: eine mehr! Und wenn ich eine Liebschaft habe (ich habe im Augenblick . . . mal nachrechnen . . . vier!) dann wirst du immer sehen, daß es auf dich hinauskommt. Ich kann dir bestimmt versichern, daß Siet auf dich

mindestens so große Stücke hält als auf mich. Und noch klagst du!

Auch Mußjöh Publikum hält viel von dir, und viel mehr als von mir. Und nach Jahren wird man gewiß in allen Biographien sagen, daß aus allem hervorgeht, daß du mein Idol bist. Siehst du das nicht selbst? Und dann klagst du! Du bist ein undankbares Kind.

Ohne daß ich daran dachte, bist du in den „Liebesbriefen“ die Hauptperson geworden. Faber, der Advokat, machte mich darauf aufmerksam (er ist sehr feinsinnig), wie ich durch die dichterische Verklärung Fancys dich erhöhte. (Das ist durchaus Natur gewesen, und ich habe die Wahrheit gesagt wie ein Kind oder ein Trunkener.) Weißt du, wie sich das erweist? Fancy ist mit dir vertraut, intim, identisch. Sie (der Wille, die Kraft, die Energie und die Phantasie) sie ist mit dir vertraulich, und mich foppt sie. Dir ist sie Bundesgenosse, mir Herrin. Fühlst du das, lieber bester Engel, meine Tine? Ich habe daran nicht gedacht, aber es ist so. Fancy schreibt dir als ihresgleichen, mir als Untergeordnetem. Dir sagt sie die Wahrheit, mit mir spielt sie.

O, nun sehe ich, daß viel darin ist. Mehr als ich wußte. Aber wenn du nun je wieder klagst, dann bist du ein unartiges Mädchen. Dann will ich Edu, den starken Mann, auf dich loslassen.

Ach Tine, laß mich nur immer, du wirst dabei niemals etwas verlieren.

Du weißt, wie all meine Empfindungen zusammenlaufen, Narrheit und Ernst, „Geschäfte“ und Poesie, u. s. w. Ich verbinde alles. Nun, du mußt begreifen, daß ich in gewissem Sinne „Jünger“ nötig habe, dir mir anhängen. Ich halte Siet für imstande, wenn es nötig wäre, für mich zu sterben. Das braucht's nun nicht, Gott sei Dank, aber unser bewegtes Leben beginnt erst, in dem Sinne, daß, wie ich hoffe, die eklen kleinen, langweiligen täglichen Sorgen bald ein Ende nehmen werden und daß unsere Sorgen auf eine größere Skala

übertragen werden. Das ist nach meinem Sinn. Aber dafür habe ich Unterstützung nötig und Hilfe. Ich muß Anhänger haben, nicht an Zahl, sondern an Kraft und „esprit de sacrifice“ von Bedeutung. Laß mich nur, lieber Engel. Küß die guten Kinder; ich verlange rasend nachhause. Wenn ich des Abends daran denke, kann ich nicht in Schlaf kommen. Edu kriegt ein Bild von mir, und Nonnie auch. Ich will euch allen Bilder machen lassen. Ach, mich verlangt so. Leb wohl, beste Tine, sei aufgeräumt.

LXVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag Morgen.
[1861, vermutlich Oktober.]

..... Das große Publikum begreift die Liebesbriefe nicht. Vor etwa vier Tagen war ich zum Diner bei einem Herrn van Hall (einem Neffen von dem gewesenen Minister, der mit einem Fräulein Schimmelpennink v. d. O. verheiratet ist); er lebt mit einer Maitresse, einer Deutschen. Die Ursache der Einladung war der „Max Havelaar“, aber die „Liebesbriefe“ hatte sie noch nicht gelesen. Ich sandte ihr ein Exemplar. Den folgenden Tag erhielt ich ein Briefchen (es ist deutsch). Ich sende dir es trotzdem. Versuche es zu lesen, dann wirst du sehen, daß dieses arme deutsche Mädchen — eine Maitresse! — den hohen Sinn und die Tendenz sofort wieder besser begriffen hat, als das gemeine, triviale, dumme holländische Publikum. Sie giebt einen Wiederklang auf das Kreuzlied, sie fühlt wenigstens den tiefen Schmerz, der sich darin Luft macht, und das „Lesekabinett“, das NB. für mich ist, sagt, daß in den „Liebesbriefen“ solche netten Erzählungen vorkommen!

O, ich bin recht verdrießlich!

Was das deutsche Mädchen da schreibt, ist etwas wild,

etwas schwärmerisch, aber es zeigt jedenfalls, daß sie den Schmerz begreift, und die stupiden Holländer schwatzen von netten Erzählungen.

Ich möchte so gern, daß du ihr ein Briefchen schriebest. Aber vorschreiben will ich es dir nicht. Hast du nach dem Lesen ihres Stückchens nicht einen Eindruck, der dir ein paar Worte eingiebt für sie? Ich denke, ja! Sie ist sehr sensibel und empfindet ihre Lage drückend. Ein herzliches Wort von dir, zum Beweise, daß du ihre Sympathie für dich und mich hochschätzest, würde ihr guttun. Ich finde, daß sie es wohl verdient hat. Sie schwärmt denn auch für dich, was eigentlich allgemein der Eindruck vom „Max Havelaar" und den „Liebesbriefen" ist. Überall fragt man nach dir! Aber auch das ist bei manchen Heuchelei. Es geschieht, um mich zu beschuldigen, daß ich so eine liebe, edle Frau unglücklich mache, das heißt, es geschieht als Vorwand, keine Hand rühren zu brauchen! Ich habe keine Worte für meine Geringschätzung des holländischen Volkes, es ist Gesindel!

. . . . . Küß die guten, lieben Kinder. Ich darf nicht an sie denken. Es ist nicht umsonst gewesen, daß ich ein so gedrücktes Gefühl hatte, als ich diesmal von Hause ging, es lag mir in den Gliedern, daß es so lange dauern würde. Ich weiß nicht, wie ich es noch so lange ausgehalten habe. Adieu, beste Tine, adieu, mein Kind. Sei nicht verdrießlich, daß ich nicht immer sogleich schreibe, es fällt mir so hart, dich immer enttäuschen zu sollen. Wenn ich was Gutes habe, schreibe ich sofort, das weißt du . . . . .

[Dieser Brief an Tine ist der letzte, worin über die „Liebesbriefe" gesprochen wird. Vermutlich hat Multatuli kurz nach dem vorigen Brief seinem Verlangen, nach Hause zu kommen, Genüge tun können. Mit Gewißheit ist aus andern Briefdatierungen zu ersehen, daß er am 11. Januar 1862 zu Hause in Brüssel war.]



LXIX

An F. Gunst, Gründer der Zeitschrift „Dageraad" und ersten Herausgeber der „Liebesbriefe".

Sonntag Morgen [ohne Datum].

Lieber Gunst!

Der Herr Weytingh schrieb mir beifolgenden Brief. Skrupel! Gestern Abend ging ich zu ihm und las ihm die Einleitung meiner „Briefe an Fancy" vor, und der Herr Tugendsam sagte mir gradheraus, daß er das nicht herausgeben könnte.

Ich erwartete das. Es ist für einen gewöhnlichen Verleger zu stark. Für Sie oder für Meyer würde es gut sein, und ich verspreche Ihnen großen Absatz.

Nun haben Sie im Augenblick kein Geld. Aber können Sie es nicht kriegen? Glauben Sie mir, daß es für Sie nicht allein eine gute Tat ist, sondern auch ein gutes Geschäft.

Sie sollen mich Hans nennen, wenn Sie von diesen Briefen an Fancy weniger als 2000 Expl. verkaufen. Ich will, daß man es kauft. Aber es ist gleich Geld nötig. Sehen Sie eine Aussicht dafür? Leihen Sie, versprechen Sie Gewinn. Dafür machen die Leute viel.

Sein Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

Douwes Dekker.

Ich verstehe doch nichts von Ihrem Kaufmannskram. Sehen Sie mal. Wenn ein Kaufmann 400 Gulden nötig hat, um komptant Kaffee zu kaufen, der viel Gewinn abwerfen wird, kann er das Geld dann nicht kriegen?

Sagen Sie dem Geldgeber, daß Ihnen ein gutes Geschäft verloren geht, wenn Sie das Geld heute nicht haben.

Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich nach dem 11. Juni meine „Briefe an Fancy" nicht für 1000 Gulden gebe.

LXX

An F. Gunst

Lieber Gunst!

Ich habe Ihnen eigentlich nichts zu sagen, aber ich will unverlangt schriftlich wiederholen, was ich Ihnen sagte: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen. Ich werde Ihnen 10 Bogen Manuskript liefern, und schnell.“ Der Titel ist: „Briefe an Fancy“, oder lieber einfach:

Liebesbriefe
von
Multatuli

Liebesbrief will besagen: mein intimes Urteil über Angelegenheiten der Menschkunde, des Christentums, des Indischen Haushalts, der Litteratur u. s. w. Es wird eine Arabeske von Eindrücken sein.

Wenn Sie über 4, 6, 8 oder 12 Monate auf Ihr Gewissen erklären, daß Sie Schaden gelitten haben durch Ihr liebes Vertrauen von heute, bleibe ich für diesen Schaden Ihr Schuldner. Es grüßt Sie herzlich Ihr

Douwes Dekker.

LXXI

An F. Gunst

10. Juni 1861.

Kommen Sie nicht zu mir. Ich schließe mich ein.

Ich will, daß man meine Liebesbriefe kauft. Daß ich den Titel ändere, geschieht, weil ich Fancy antworten lasse und es also keine Briefe sind ausschließlich an sie.

Ich schlage Ihnen vor, aber das ist Ihre Sache, gleich heranzugehen an die Herausgabe.

Das Publikum erwartet einen Skandal im gewöhnlichen Sinne. Und sagen Sie ja nicht, daß das Mädchen, mit dem ich buhle, meine Phantasie ist. Das bleibt das Geheimnis der Denker.

Lassen Sie mich nur machen. Ich will, daß man meine Liebeslieder und -briefe zu Anfang verkehrt versteht. Ich will, daß man sagt: ach, die arme Frau! Und ich brauche Gott sei Dank nichts zu ersinnen, denn ich habe in der Tat allerlei Fancies und Fantasien.

Es ist meine Sache, und nicht die des Publikums, ob meine Fancies Fleisch und Bein haben.

Lesen Sie mal den „Zeitspiegel“, worin ich darlege, daß ich nicht schreiben kann. Darin kommt Fancy ebenfalls vor

LXXII

An F. Gunst

[Datiert von Gunst: 4. August 1861.]

Lieber Gunst! So ... die Liebesbriefe sind fertig. Sie haben sie wohl verdient für die wackere Art, wie Sie meine Bitte erfüllt haben, jenem „unglücklichen Hausvater“ zu 400 Gulden zu verhelfen. Später hat mich Dr. S. um noch 100 Gulden gebeten, die ich diesmal verweigert habe. Finden Sie das nicht unbescheiden? Ich hoffe, daß Sie was an den Liebesbriefen verdienen, ich wünsche Ihnen 37 Auflagen. Aber sagen Sie es mir, wenn neugedruckt wird, damit ich nötigenfalls hier und da was ändere.

Ich habe von dem Herrn [unausgefüllt] 500 Gulden empfangen, die ich Ihnen und ihm schuldig bin. Ich werde es gehörig verrechnen mit Schreiberei.

Das erste wird sein: Das Eigentumsrecht am Max Havelaar, verteidigt gegen Dr. J. van Lennep. Ja, kündigen Sie diesen Titel nur an. Herzliche Grüße von

t. à. v.
Douwes Dekker.

Heben Sie diesen Brief auf. Er soll Ihnen ein Beweis sein, daß die Liebesbriefe Ihr Eigentum sind. Nach der Geschichte mit dem Herrn v. L., an den ich niemals etwas verkauft habe, werde ich vorsichtig, was jämmerlich genug ist. Ich bin lieber nachlässig.

Die ersten „Ideen“

1862



LXXIII

An R. Ch. d'Ablaing van Gießenburg, Herausgeber. (Firma R. C. Meyer, Amsterdam.)

[Offener Brief in der Broschüre von Multatuli „Über Freie Arbeit in Niederländisch-Indien", 1862.]

Lieber d'Ablaing!

Nein, es soll nicht gesagt werden, daß niemand versuchte, den Fluch zu beschwören, der auf dem Volk ruht. Es soll nicht gesagt werden, daß niemand die Krankheit angriff, die faulende Krankheit, an der das Volk leidet: die Lüge. Ich werde tun, was ich kann.

Ich ersuche Sie, die Herausgabe eines Werkes zu übernehmen, das ich soeben bedacht habe.

Ich werde darin trachten nach Wahrheit.

Dies ist mein Programm. Dies ist mein einziges Programm.

Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Betrachtungen, Erinnerungen, Romane, Weissagungen, Mitteilungen, Paradoxen . . .

Ich hoffe, daß eine Idee liegen wird in jedem Bericht, in jeder Mitteilung, in jeder Betrachtung.

Nennen Sie also meine Arbeit: Ideen. Anders nicht.

Und schreiben Sie obenan: „Es ging ein Säemann aus zu säen."

Kündigen Sie es sogleich an. Dieses Werk wird die Fahne sein, die ich erhebe und hochhalte: parceque suivre bannière ne peux!

Multatuli.

LXXIV

Anzeige in drei Tageblättern vom Februar 1862.

Ich bringe dem Volk von Niederland zur Kenntnis, daß ich vor mir einen Brief liegen habe, worin jemand mir droht mit dem Verkauf meines „Hausrats“.

Mein „Hausrat“ ist: die Kleider meiner Kinder.

Andern Hausrat habe ich nicht.

Das ist wieder eure Schande, Niederländer, das ist nicht meine Schande.

Amsterdam, 31. Januar 1862.

EDUARD DOUWES DEKKER.

LXXV

[Auf das Vorhergehende sich beziehend.]

Nr. 84 der „Ideen“.

Byron schwamm über den Hellespont, aber er hatte keine Kugel am Bein.

Ich habe gestern einen Dreißigpfünder abgestoßen, der mich seit vier Jahren am Schwimmen hinderte. (Handels- und Effektenblatt, Handelsblatt, Amsterdamsche Courant, 1., 2., 3. oder 4. Februar 1862. Diese Annonce soll so lange leben wie meine Ideen.)

Ich will über den Hellespont, und fühlte, daß ich nicht länger schwimmen konnte mit diesem Dreißigpfünder am Bein.

LXXVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Mittwoch Abend 1/210.

Liebes Herz! Mut!

Du mußt in diesem Augenblick schon mein Telegramm haben „lettre à la poste, bientôt davantage", und wenn du diesen Brief empfängst, mußt du schon einen Brief haben mit vorerst 50 Gulden. Bald mehr.

Und dann hoffe ich, daß du niemals mehr in Verlegenheit sein wirst um ein bißchen Geld.

So, meine liebe beste Tine, meine Tine, mein lieber Engel, ich hoffe, hoffe auf gute Tage für dich, und wir beieinander. Was meinst du dazu? Nun sage, daß ich nicht gut gearbeitet habe. Ich hatte es so wichtig die letzte Zeit, daß ich dir nicht einmal schreiben konnte, wie und um was ich mich plagte. Ich schrieb nur: halte dich gut. Nun, das erwartete ich wohl, aber doch war ich jedesmal bange, daß du mißmutig werden würdest.

Von den „Ideen" sind schon 4 Bogen fertig (und gedruckt), aber ich lasse sie nicht herausgeben, bevor ich nicht den ersten Vortrag gehalten habe. Siehe die Zeitung. Alles wird gut gehen.

Nun will ich dir auch die Anzeige [s. LXXIV] erklären. Ich hatte einen Brief von Fuhri, worin er mir drohte u. s. w. Du weißt, wie solche Briefe mich unfähig machen, etwas zu tun. Sie hindern mich, zu arbeiten. Acht Tage lang hatte ich diesen Brief wie ein Gespenst vor mir, und ich konnte nichts tun. Darauf kam ich zu folgendem Raisonnement: Was drückt mich? Nicht der gegenwärtige Geldmangel an sich, denn was wir nötig haben, kann ich verdienen, wenn ich ruhig arbeiten kann. Dies ist nun unmöglich bei solcher Zerrerei, die immer wieder kommt. Aber wenn ich ein Jahr hinbringe in fortwährender Beunruhigung durch bitteres Leiden und in Angst vor Ge-

LXXIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

(Telegramm vom 12. Okt. 1862.)

Douwes Dekker rue de Berlin 31

Bruxelles.

Comment? adresse vapeur hollande-belge 11 h 45 m dordrecht. Réponse payée Dekker.

LXXX

An Taco de Beer.

[Zur Erklärung des vorstehenden Telegramms an Tine vom Jahre 1862 folgende Stelle aus dem Brief Multatulis vom 1. Mai 1883:]

..... Vor 22 Jahren war ich in Amsterdam, gänzlich arm. Da empfing ich nachts 12 Uhr ein Telegramm von meiner Frau, die sich mit den Kindern in Brüssel befand. Sie meldete mir, daß mein Söhnchen (damals 7, 8 Jahre alt) einen heftigen Anfall von Diphtheritis bekommen hätte und daß der Arzt einen tötlichen Verlauf für möglich hielte. Was war natürlicher, als den folgenden Morgen mit dem ersten Zug sich auf die Reise zu begeben? O ja, aber ich besaß keinen Cent. Mitten in der Nacht ging ich aus, um das Nötige zusammen zu betteln, um mein sterbendes Kind besuchen zu können. Fühlen Sie mal nach, was das auf sich hatte, und zu dieser Stunde. Eigentliche Freunde, muß ich sagen, hatte ich nicht; ich mußte anläuten bei Bekannten, die es schon übelnehmen mußten, daß ich sie in ihrer Nachtruhe störte.

Einzelne nahmen es denn auch übel. Bei andern im Hause vernahm ich, daß der Herr noch nicht zuhause wäre, und daß ich, wenn denn so fürchterliche Eile bei der Sache wäre, den Herrn vielleicht würde finden können in . . . dem einen

oder andern Bierhause! Noch schaudert's mich, wenn ich an diese Nacht denke, und ich gehe über vieles hinweg, was mir widerfuhr.

Aber ich bekam — wie denn auch! — das Nötige zusammen. Den folgenden Morgen sehr früh — denn Sie begreifen, daß ich kein Schlafbedürfnis hatte — zwei Stunden vor Abfahrt des Zuges war ich am Bahnhof! — nun, ganz in der Frühe telegraphierte ich, und ich bat meine Frau, mich in Dordrecht beim Anlegen des Bootes eine Depesche empfangen zu lassen, um meine Unruhe zu beschränken. Und siehe, dies geschah. Und, mehr noch, die Depesche lautete hoffnunggebend. Da erst traten die Tränen zutage, die ich die vorige Nacht auf meinem mühsamen Zuge nicht hatte weinen können.

[Noch im Jahre 1862 vollendete Multatuli den I. Band seiner „Ideen". In dieses Jahr fällt auch die Schaffung des „Gesprächs mit Japanern" (s. Biographie- und Auswahlband, und ein Stück davon im „Frauenbrevier"; im ersteren — auf S. 106 der I. Aufl., auf S. 105 der II. Aufl. — siehe auch über das Folgende). Die siegreiche Auflehnung von Aktionären und Abonnenten des Amsterdamer „Handels- und Effektenblatts" gegen den Weiterabdruck der „Gespräche", die dort als Feuilleton erschienen, bereitete ihm einen Einnahme-Ausfall, Meyer, der erste Verleger der „Ideen", konnte Multatuli häufig nicht die fälligen Raten für Arbeit rechtzeitig zahlen, und so war zeitweise wieder Geldnot. Aber zu Anfang des Jahres 1863 gab — worauf auch eine Stelle in Brief XC hinweist — Charlotte de Graaff, eine Freundin Multatulis, von einer ihr anheimgefallenen Erbschaft ein paar tausend Gulden, die erlösend wirkten und die Bezahlung von Schulden erlaubten. Dekker gab seine Wohnung beim Konditor Knobel in Amsterdam auf und ging nach Brüssel. Aber im Februar 1863 war er wieder in Amsterdam, im März im Haag, anfänglich wohl wegen einer in späteren Briefen vermeldeten Berührung mit der Königin Sophie. Im Haag sah er auch zum erstenmal seit 1856 Collard, den Kommandanten der Garnison von Lebak wieder, den Duclari des „Havelaar". Später war er meistens bei der Familie Hotz. Herr J. Hotz war derzeit Eigentümer der Eisenfabrik „Der Prinz von Oranien" im Haag. Bei ihm, der ein unabhängiger und origineller Mann war, genoß Multatuli viel Freundschaft, er war in den Jahren 1862 und 1863 monatelang sein Gast.

Bei Hotz begegnete er nach längerem Briefverkehr auch der, an die die folgenden Briefe gerichtet sind, Mejuffrouw M. Hamminck Schepel, Tochter eines Majors im Haag. Sie, die jetzige Witwe Multatulis, hat in ihrer Briefeausgabe genauen Aufschluß über den ersten Anlaß des Bekanntwerdens mit Multatuli gegeben. Mimi hatte mit der in den folgenden Briefen öfter genannten „Marie" — es war Mejuffr. Marie Anderson — in der Katechismusstunde bei Prediger Zaalberg im Jahre 1862 Bekanntschaft gemacht. Beide sprachen dort häufig über Multatulis Werke, und Marie lieh Mimi heimlich die „Liebesbriefe" und die „Ideen", die in der Letzteren elterlichem Haus nicht geduldet wurden. Eines Tages brachte Marie den Umschlag von der dritten Lieferung der „Ideen", der einen Korrespondenzteil enthielt, worin eine Briefschreiberin aus dem Haag aufgerufen wurde. Marie fragte Mimi verwundert, wer hier wohl gemeint sein könnte, und als Mimi, dies lesend, eine gewisse Bewegung nicht verbergen konnte, sagte Marie: „O, das bist du!" Und so war es. Die Folge war, daß Mimi Multatuli der Freundin Adresse aufgab, um so den Brief zu empfangen, den er zu schreiben wünschte. So wurde Multatuli mit der bekannt, die später seine zweite Frau wurde. Die nachfolgende Abteilung enthält eine Auswahl von Briefen Multatulis an die damals Zweiundzwanzigjährige aus den Jahren 1862 und 1863.]

Mimi

1862/63



LXXXI

Aus der „Korrespondenz" vom Umschlag der 3. Lieferung der „Ideen" im Frühjahr 1862.

Ich bitte dringend, daß die sehr geehrte Schreiberin eines Briefes aus dem Haag mir ihre Adresse aufgebe. Die Initialen will ich nicht nennen. Ich meine den Brief, worin vorkommt: „ja, Ihre Geschichten von der Autorität sind trostlos, aber doch giebt es Dinge, die noch viel, viel trauriger sind". Der Brief ist schon Monate alt. Ich hatte Gründe, diese Bitte nicht eher zu tun, aber jetzt dringe ich freundlich darauf. Sie selbst kann begreifen, daß ich ihr etwas zu sagen habe.

MULTATULI.

LXXXII

An Mejuffrouw M. Hamminck Schepel.

Amsterdam, 28. April 1862.

Liebes Kind — anders kann ich Sie nicht nennen — mein liebes Kind!

Bereits vorgestern Abend empfing ich Ihren Brief. Es ist zu lang, um Ihnen auseinanderzusetzen, warum ich erst heute antworte. O, Gleichgültigkeit, Unherzlichkeit ist es nicht! Selbst heute schriebe ich Ihnen lieber nicht . . . ich bin durch allerlei Umstände etwas mißmutig, und hätte gern für Sie einen ganz ruhigen und aufgeräumten Augenblick gewählt. Aber da Sie sagen, daß meine Absicht, Ihnen zu schreiben, Sie erfreut, so will ich nicht, daß Sie vergebens warten sollen.

Was ich Ihnen zu sagen habe? Ich fühle das Bedürfnis, Ihnen in diesem Schreiben recht herzlich die Hand zu drücken. War das die Mühe wert, Sie aufzurufen? Für mich ja, und ich hoffe, auch für Sie.

Ich empfange viele Briefe; die meisten leg' ich beiseite. „Ich schreibe so schön!" (das ist mir ein Greuel). „Man fühlt soviel Sympathie, aber ersucht mich ernsthaft, es niemand zu sagen." (Dieser ‚man' ist dann ein Mann, wissen Sie, ein Herr der Schöpfung und von der Gesellschaft — einer mit Bart, Ansehen, Ansprüchen und was noch weiter zum Mann gehört . . . außer Mut.) „Man ist mir sehr geneigt, aber wünscht zu wissen, ob es wahr ist, was die Leute sagen, nämlich daß ich ein schlechter Mensch bin!" „Man hat sich so amüsiert bei meinem Geschreib" . . . etc. etc.

Sehen Sie, solche Briefe lege ich meistens beiseite.

Ihr Brief, Ihr erster Brief, war mir sehr teuer. Ich fühlte gleich das Bedürfnis, Sie zu kennen, aber schwankte aus Furcht, Ihnen Verdruß zu bereiten, indem ich nicht riskieren mochte, Ihr Inkognito (das sehr begreifliche Inkognito eines Mädchens) zu verletzen.

O, Ihre Initialen würde ich um keinen Preis genannt haben! Bereits vor dem ersten Umschlag der ‚Ideen' hatte ich einen Aufruf an Sie geschrieben, aber ich habe ihn zurückgezogen, weil ich fürchtete, etwas zu sagen, was Sie für Ihre Umgebung andeutete.

Nun danke ich Ihnen für Ihr liebes Vertrauen. Ich lese viel in Ihren beiden Briefen, und ich antworte eigentlich noch mehr auf das, was Sie nicht schreiben, als auf das, was drin steht, obschon auch das so lieb ist! Aber nennen Sie mich nicht groß, mein Kind . . . gut bin ich wohl.

Ja, ich fühle Bedürfnis, Ihnen die Hand zu reichen, und zugleich fühle ich, daß dies Ihnen angenehm ist, und auch, daß es Sie nicht reut, an jenem „Sonntagmorgen" (das ist das einzige Datum Ihres ersten Briefes) einem schönen Gefühl Ihres Herzens nachgegeben zu haben. Das war ein Kirchgang für Ihr Gemüt, ist es nicht so?

Ich reiche Ihnen die Hand. Das ist ein Zeichen von Liebhaben. Liebe — ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich dieses Wort nenne in hohem Sinn, in sehr

hohem Sinn — Liebe ist Bedürfnis, zu geben und zu empfangen.

Täglich sehe ich die Richtigkeit dieser Definition ein. Ihr Antrieb beim Schreiben des ersten Briefes war Liebe zum Guten ... Sie mußten das offenbaren durch Geben, und Sie taten es so, daß das Empfangen mir ein Genuß war! Ich war stolz auf Ihr Geschenk. Dumme Menschen, die meinen, daß so etwas erniedrigt! Ich begreife Sie ganz gut, Sie sandten Ihr Herz! O, ein für allemal, wo ich so etwas sage, meine ich nichts, das ... nein, es würde albern sein, das Ihnen auszulegen. Ich meine niemals etwas Gewöhnliches.

Sie hatten lieb und wollten geben. Ich will Ihnen wiedergeben. Was? Was Sie wollen, liebes Kind. Es ist Ihnen angenehm, daß ich Ihnen herzlich schreibe? Daß ich Sie dann und wann einen Blick in mein Herz werfen lasse? Daß ich Sie zum Teilhaber mache meines Kummers ...

Ja, meines Kummers! Auch dieses Angebot würde sonderbar klingen einer dummen, platten Welt. Aber ich weiß, daß da Genuß liegt im Leiden, im Mitleiden für Herzen wie das Ihrige.

Würden Sie es angenehm finden, wenn meine gute, edle, heldenhafte Tine Ihnen schriebe? Wollen Sie, daß ich Ihnen ihre letzten Briefe sende (nachlässig, négligé, alles was Sie wollen, aber Zeugen davon, daß ich ihre Briefe nicht machte in den ‚Liebesbriefen‘: „Die Kinder sind wohl, ganz wohl, habe keine Sorge für uns!“).

Wollen Sie — o, das würde Ihnen Vergnügen machen — wollen Sie, daß ich Sie in stand setze, Ihre Ehre zu verpfänden für die Wahrheit des ‚Max Havelaar‘? Das kann ich.

Oder was kann ich Ihnen anderes geben?

Ja, etwas anderes noch, und besser als dies alles! Hören Sie. Ich habe Ihre Briefe gut gelesen, recht gut! Ich weiß, o ja, so ist es!

Jemand hatte viele Güter, doch der Platz, wo er sie bewahren mußte, war zu klein. Der Durchgang war behindert,

der Ausgang versperrt. Ein Freund bot ihm seine Wohnung an als Bergeraum. „Ich werde treu bewahren, was du mir zu bewahren giebst," sagte er. „Verfüge über mich und nimm den Raum, den ich übrig habe, um deinen Reichtum zu bergen . . .

Sehen Sie, mein Kind, mein Herz ist geräumig. Meine gute Tine nannte es unendlich, und ja, ich fühle, daß sie es weiß! Wollen Sie mir Ihre Empfindungen zu bewahren geben? Ich weiß, daß Sie dies wollen. Sie sagen es, in der verkehrten Meinung, daß dies allein für Sie ein Vergnügen sein würde — nein, das wird mir ein Genuß sein! Liebe ist Drang zu geben und zu empfangen . . . ich werde empfangen mit einem heiligen Gefühl von Dankbarkeit alles, was Sie mir geben wollen aus der Schatzkammer Ihres Gemüts.

Ich fühle, daß Ihr Herz wie Fancys Klavier nicht zur Tür hinein kann! Kann ich Ihnen helfen, indem ich es berge zu einem Teil? Sollte ich mich geirrt haben, ich, der ich meinen ganzen Verstand in der Brust trage . . . o, sagen Sie es offen. „Mann, was habe ich mit Ihnen zu tun?" Ich werde es nicht übelnehmen. Ja sogar, antworteten Sie überhaupt nicht, ich würde das auffassen als eine feine, zarte Scheu; denn ich weiß, daß mein Aufs-Ganze-gehen dann und wann den Schein von Unbescheidenheit hat. Fürchten Sie nicht, mich zu beleidigen durch Schweigen oder Abweisen, und lassen Sie Ihre liebe Offenheit kein Band für Sie sein, das Sie zu mehr oder anderer Offenheit zwingt, als Ihnen angenehm ist.

Ich vermute jedoch, daß Sie wohl schreiben werden, und auch vermute ich, daß in meinem Gemüt Widerklang sein wird auf den Ton, den Sie anschlagen. Das ist jetzt bereits der Fall, dafür zeugt dieser Brief. Darüber können Sie selbst bestimmen. Aber tun Sie nichts aus Höflichkeit, ich werde Sie nicht für unhöflich halten, wenn Sie nicht antworten.

Kennen Sie mich persönlich? Ich weiß, daß viele mich kennen im Haag, und ich fühlte da immer, wie das „da ist er" ausgesprochen wurde in einem Ton, der die Mitte hielt zwischen

einigem Lob und: „o, das ist so ein schlechter Mensch!“ Nein, nicht einmal die Mitte, dieser Ton neigte über nach der letzteren Seite!

Und dennoch bin ich gut, eine Eigenschaft, auf die ich mehr Wert lege, als auf das litterarische Rühmchen, das mir ein Ekel ist. „Madame, wie schreien Sie schön!“ Ist das nicht zum Tollwerden?

Ich hatte Ärger gestern und heute, sonst hätte ich Ihnen ausführlicher geschrieben . . .

Lieber Himmel, noch ausführlicher, ich erschrecke davor!

Ja, ich kenne die Gemüter, wie Ihres eins ist. Ich bin mehr zuhause in Ihrem Herzen, als Sie selber wissen können. Aber ich brauche dazu kein großes Maß von Scharfsinnigkeit. Ihre Handlungsweise, spontan, mutig, aufopfernd, legt dieses Gemüt deutlich bloß. Darin zu lesen ist keine Kunst, aber wohl rühme ich mich — Hochmut! — daß ich auf der Höhe stehe, um das Gelesene nach seinem Wert schätzen zu können.

Leben Sie wohl für heute, liebes Kind! Sein Sie gut gegen alles, was Sie umgiebt, lassen Sie das Ihre Religion sein, Ihre einzige Religion. O, Sie würden dies auch ohne mich, aber dennoch, ich werde Ihnen dankbar sein, wenn Sie über einige Zeit mir sagen können, daß Sie hier oder da durch Geduld, Verträglichkeit, Milde einiges Glück gegeben haben um meinetwillen.

Nein, das ist Dummheit. Liebe darf kein Gebot sein, und so ist es auch nicht. Doch wenn mein Streben Ihnen als etwas Liebliches vor Augen steht, so daß ein Widerschein ausstrahlt, der erquickend wirkt auf irgendein Geschöpf — o, und wäre es auch nur ein Hund oder eine Mücke — sehen Sie, das macht mich aufgeräumt, das stützt mich. Wollen Sie mich lieb haben auf diese Weise?

Aber Kind, nennen Sie mich nicht groß, das drückt mich. Ich strebe nach Wahrheit, und das Dulden von so etwas würde Lüge sein.

Leben Sie wohl, mein Kind. Ich weiß, daß Sie mir schreiben, ich weiß, daß Sie mir die Geschichte erzählen werden Ihres Gemüts.

Ich grüße Sie herzlich, recht herzlich.

Douwes Dekker.

LXXXIII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

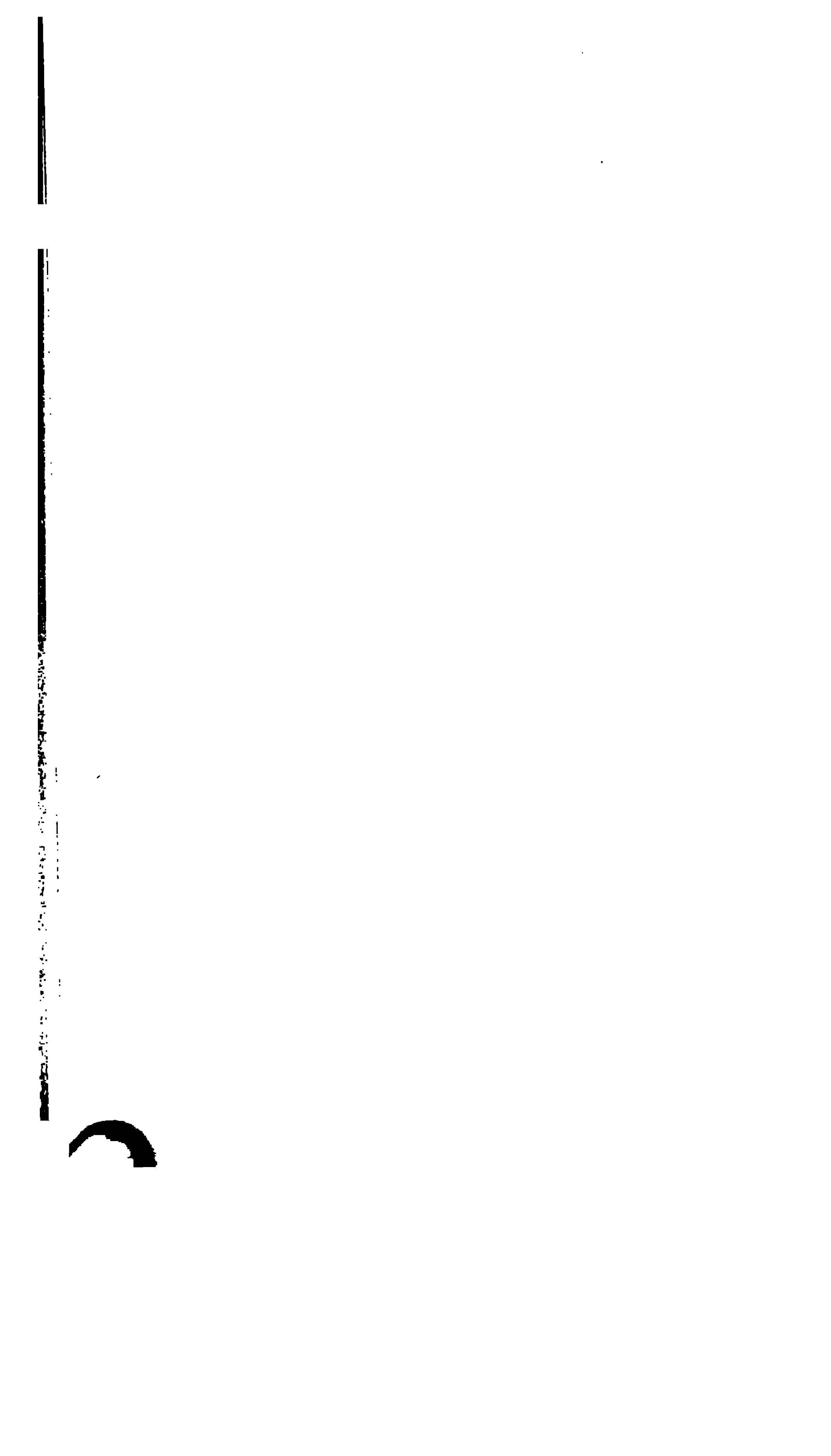
Freitag Abend. [Amsterdam, 2. Mai.]

Nein, sicher werde ich Sie nicht lange warten lassen, mein liebes Kind! Diese Bitte ist Ihr letztes Wort, und Sie wußten wohl, daß ich schnell antworten würde auf Ihr herrlich liebes Schreiben. Es ist ein Charme in Ihrer Aufrichtigkeit, der mich gänzlich einnimmt, und — nun etwas Tolles aus meinem eigenen Mund — ich bin diese Aufrichtigkeit wert. Ich schaudere bei dem Gedanken, ein Herz wie das Ihre sich offenbaren zu sehen jemandem, der es nicht zu würdigen wüßte. Ich fühle die Reinheit Ihres Gemüts, und noch einmal, ich bin es wert. Vorab habe ich Ihnen etwas zu sagen, das komisch klingt: „Sie gehören in mein Fach.“ Ein Makler, ein Händler hat (oder man nimmt an, daß er hat) Kenntnis von Waren, von Gütern. Nun, Menschkunde ist mein Fach. So fremd mir alle andern Dinge (von materiellem Belang) sind, so scharf sehe ich in die Gemüter, wofern sie von Adel sind wie das Ihre. Ich las Ihre Seele in Ihrem ersten kurzen Brief. Ich wußte, daß Sie mich kennen wollten. Es drückte mich, daß ich Sie darauf so lange warten ließ. Ich las mehr noch aus Ihrem zweiten Brief. Und aus dem dritten sehr viel, ja, alles. Aber vor diesen beiden letzten Briefen wußte ich, daß Sie mich lieb hatten. Und auf dieses Wissen, dieses Begreifen bin ich stolz! Denn ebenso wie das Sprechen einer Sprache gerade so, wie sie gesprochen



Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. n. Photogr. 1872

Mimi



wird in dem Lande, wo sie heimisch ist, vermuten läßt, daß man in diesem Lande sich aufgehalten, so ist die Angabe des Tones, der da klingt in Ihrem Herzen, ein Beweis, daß ich bekannt bin in dem herrlich schönen Gefilde von Reinheit, von Opferwillen, von hohem Mut. Im Mittelalter gab es Wappenherolde, die an gewissen Merkmalen erkannten, ob man von gutem Adel war. Ich habe diese Merkmale in Ihnen gefunden, mein liebes Kind.

Und, um Sie sehen zu lassen, wie das Lesen in einem Gemüt geschieht, sehen Sie hier ein Beispiel. Ich habe mehr davon, doch ich wähle das einfachste. Sie können daraus zugleich sehen, wie Stil keine Kunst ist oder ein Künstchen, sondern allein entsprießt aus dem Herzen. Ihr Herz hat Ihnen, ohne daß Sie selbst daran dachten, etwas in die Feder gegeben, was für einen Beobachter frappant ist. Wissen Sie noch den Beginn von Ihrem zweiten Brief? Das erste Wort, nein: Wörtchen? Denken Sie einmal nach. Ihre Absicht war einfach, den Brief zu beginnen mit der Mitteilung, daß Sie meine Aufrufung gelesen hätten. Das war leicht auszudrücken. Dafür gab es unendlich viele Manieren. Ihr Herz ließ Sie beginnen mit dem Wörtchen ‚und'! Kind, wer begann jemals einen Brief, oder ein Buch, oder ein Kapitel mit ‚und'? In der Bibel, ja; aber da ist es nicht ‚et', sondern ‚or', unser ‚nun'. Nun geschah es in den Tagen u. s. w.

Damit werde ich Sie lange necken. Im Postskriptum dieses Briefes sagen Sie: „Ich habe soviel an Sie gedacht." O, Liebe, das wußte ich schon. Anmaßend, nicht wahr? Eitel, nicht wahr? Kann ich es helfen? Ihr ‚und' hat Sie verraten. Begreifen Sie das? Es zeigte mir an, daß Ihr Brief eine Fortsetzung war von ihren Gedanken. „Und" ist ein Bindewort, ein Wort, das etwas verbindet. Es mußte also etwas sein, das Ihrem Briefe voraufging: „Und Sie haben mir etwas zu sagen und verlangen meine Adresse!" Sehen Sie mal, wie Ihr Herz den Doktor der Philosophie gespielt hat! Sie selber wußten es nicht!

Das ist Necken, nicht wahr, mein aufrichtiges Kind! O, nehmen Sie es auf als Herzlichkeit. Ich würde Sie nicht necken, wenn ich nicht fühlte, wie das Ihnen Ihren Ton gegen mich leicht machen wird, und zugleich, daß ich imstande bin, Sie aufzunehmen in mein Herz. Sein Sie ganz ruhig, liebes Kind, über Ihre Verlobung mit mir. Es ist soviel Größe in Ihrem Wesen, daß ich durch Sie gut werden würde, wenn . . . ja, dennoch erschrecke ich bei dem Gedanken, daß soviel Hingebung vielleicht in verkehrte Hände fiel! Aber wäre das möglich? Ich glaube und hoffe: nein! Denn sollte es möglich sein, daß ein schlechter Mensch so ein göttliches Vertrauen einflößte? Ich fühle mich gut durch Sie und wegen Ihrer. Es ist etwas Heiliges in Ihnen, das mich und jeden heiligen würde. Wenn ich Sie necke mit etwas, was ich Ihre Erklärung nennen will, so geschieht das, um vertraut mit Ihnen zu werden und Sie vertraut zu machen, aber der Haupteindruck Ihrer Handlungen ist mir ein feierlicher. Ich bin überdies ernst in meinen Auffassungen, vor allem in Sachen des Herzens.

Beifolgende zwei Briefe werden Sie in stand setzen, zu erklären, daß der Max Havelaar Wahrheit enthält. Der Herr S. schickte mir das Beiblatt der Staatszeitung, um das ich in den Ideen gebeten hatte, und dabei schrieb er, was Sie sehen können in seinem Brief. Seine Antwort auf meine Frage, ob ich Gebrauch davon machen dürfte, ist nicht deutlich. Ich bitte Sie, einfach die Sache zu erklären, ohne Namen zu nennen und ohne Mitteilung, wie Sie es erfahren. „Ich weiß, daß der Generalgouverneur von Indien erklärt hat, daß . . .“ Geben Sie darauf Ihr Wort, und weiter nichts. Sie begreifen, daß ich auf offizielle Anerkennung andringe, und was sich daraus würde ergeben müssen! Ich habe jenen Dr. S. niemals gesehen und finde es lieb von ihm, daß er mir diese Mitteilung macht. Aber was soll man sagen von dem Herrn Sloet van de Beele, dem Generalgouverneur, der so etwas dem Minister nicht schreibt, oder von dem Minister, der so etwas nicht benutzt, um Gerechtigkeit zu üben?

Adieu, gutes Kind, schreiben Sie mir viel. Ich denke herzlich an Sie, sehr herzlich.

Sie sagen: „So darf ich mich also Ihre Mimi nennen?“ O, so gern. Aber bedenken Sie, daß ich sehr ernsthaft bin und alles ernsthaft aufnehme. Adieu, Kind.

Ihr Max.

Ob Ihr Brief mir willkommen war? O Gott! Dieser Sonntagmorgen wird zählen in Ihrem Leben.

Bedenken Sie beim Lesen der Erklärung des Herrn Sloet, daß alle seine Ratgeber in Indien Interesses halber gegen mich sind. Darum ist sie so überraschend. Aber warum dies nicht öffentlich erklärt? Ist es gerecht, daß ich mich sorgen muß um das tägliche Brot? Pfui!

LXXXIV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Amsterdam, 4. Mai 1862.

Liebes Kind! Ein kurzes Briefchen. Du hast gut und edel gehandelt . . . advienne que pourra.

Ich erwarte nähere Nachricht von dir, bevor ich dir ausführlicher schreibe.

Alles, was ich dir schrieb, erhalte ich aufrecht. Ich habe dich lieb. Das ist so, das bleibt so.

Mache deinen Eltern keinen Kummer.

Aber ich werde mir einen Ehrenpunkt daraus machen, deinen Vater zu zwingen, mich zu achten, und zugleich, daß er dir gestatte, mir anzuhängen. Ich will, daß er stolz bleibe auf sein Kind. Das bin ich dir schuldig . . . und laß die Pastoren nach dem Mond laufen.

O, dieses Gesindel! Dir zu drohen!

Begriff von Ehre, von Ritterlichkeit haben diese Herren nicht. Dir zu drohen!

Es freut mich, daß unser Verhältnis nun auf königliche Bahn gebracht ist. Tant mieux!

Rechne von meiner Seite auf Treue und Ehre. Ja, Tine wird dir schreiben. Aber vor allem erwarte ich von dir das Resultat von der Unterredung mit deinem Vater.

Ich habe dich lieb und laß dich nicht los . . . es sei denn, du fordertest es selbst.

Willst du auch vielleicht deine herrlich lieben Briefe zurück haben? Wenn ja, sage es. Ich würde sie schicken, doch es würde mich sehr schmerzen, sehr.

Adieu, liebes, edles Mädchen! Ach, mußtest du in Pastorenhände fallen! Ich grüße dich herzinnig.

Douwes Dekker.

Ich wünsche deinen Vater zu sprechen. Frage, ob er mich empfangen will, dann werde ich so schnell kommen, als ich kann. Je offener, je mehr gradheraus, desto besser. So ein Pastor duelliert sich nicht! Das ist bequem. Dir zu drohen. Das will mir nicht aus dem Kopf. Das ist infam. Versteh nun gut, daß er glaubte, er würde dich und mich furchtbar in Angst setzen. Es ist gut, daß du ihm zuvorgekommen bist.

Wenn es nicht wegen der Krankheit deiner Mutter gewesen wäre, würdest du doch alles sogleich gesagt haben.

Das schrieb ich dir doch auch!

Pfui, so ein schleichender Gesellschaftsverderber.

Nein, nun vor allem lasse ich dich nicht los. Nur auf deine Bitte. Aber bedenke, daß es mich bitter, bitter schmerzen würde.

Und sollte — ich möchte an Zwang denken — nein, ich lasse dich nicht los.

Aber ich will deinen Vater sprechen. Das ist sogar gut. Was dies betrifft, bin ich froh, aber das entschuldigt Zaalbergs unritterliches Drohen nicht. Das schenke ich ihm nicht!

Ich finde gut, daß du diesen Brief deinen Vater lesen läßt. Was ich sage, wage ich aufrecht zu erhalten.

Handle nach deinem Gutbefinden, doch tue nichts, um mich zu schonen. Denk allein an dich selbst. Ich fühle gerade nun Berufung, dich zu lieben, dich zu stützen und deine herrliche, reine Anhänglichkeit anzunehmen. Schreib mir.

Sei beruhigt, ich will deinem Vater zeigen, daß du wohl tatest, mir zu vertrauen, allen zum Trotz.

Wo mein Herz sich mischt in den Streit, gewinne ich. Nein, ich lass' dich nicht los.

Hierbei ein Brief, den ich heute für dich empfing. Brauche ich dir zu sagen, daß du ihren Namen nicht den Zaalbergen zum besten giebst? O, sie möchte es wohl. Aber ich will es nicht.

Fühlst du Bedürfnis, ihr zu schreiben, so tu es. Sie ist ein hochstrebendes Mädchen. Sie selbst ist die Tochter eines Predigers, aber sie würde, wie ich, entrüstet sein, wenn sie hörte, wie Pastor Z. seinen Einfluß geltend macht. Pfui!

Sie weiß nichts von dir, als daß du ihr ähnlich bist. Das habe ich ihr gesagt. Erst dachte ich, daß sie und du Eins wären. Nenne ihren Namen nicht, ich rechne darauf, obschon sie nichts drum gibt.

LXXXV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

[Haag, 4. Juni 1862.]

Mimi, ich war erschüttert, und du auch! Noch bin ich es . . . O, hätte ich . . .

Gott, ich weiß nicht, wie ich schreiben muß. Ich darf nichts berühren. Schreibe ich denn nicht an dich allein? Das ist bitter.

O, gieb mir Erlaubnis, an dich zu schreiben, an dich allein! Ja, ich fühlte im voraus alles, was ich nun fühle, als ich dich aufrief um deine Adresse!

Dieser Brief ist gewiß der zehnte, den ich beginne. Ich darf nichts berühren, und mein Herz ist voll.

Hast du dein Ehrenwort gegeben? Sag, hast du das getan?

O, dieser Montagmittag! Noch fühl' ich deine Hand ... und ich darf nichts berühren. Das ist zum Ersticken. O, schreib mir, sag, daß ich schreiben darf an dich allein!

Ich habe dich lieb. Und ich gebe dich nicht auf, als nur mit deinem Willen. Um nichts anderes. Höre, um nichts.

Das fühlst du wohl, jetzt besonders, daß zwischen mir und dir kein Dritter stehen kann ... o, wie dieser Schleier! Noch fühle ich alles! Es war ein heiliges Gefühl in dem allen. Ich bebe noch. O, schreib mir, und sage, daß ich an dich schreiben kann, ungekünstelt und nicht denkend an Dritte.

Ich habe viel gelitten durch deinen letzten Brief! Hat Marie Anderson dir gesagt, wie mein Herz an dir hängt? Ich denke ja, denn sie ist wacker und treu.

Mimi, ob du mir antwortest oder nicht, ob du mir erlaubst, dir zu schreiben, oder nicht ... ich hänge dir an. Das ist nicht anders möglich.

O, wenn du dein Wort gegeben hast? Das ist furchtbar. Ich denke daran, an deinen Vater zu schreiben. Ach, laß mich das tun. Ich werde ihm gut schreiben. Sei nicht bange, daß ich etwas verderbe. Kind, Kind, warum gabst du dein Wort!

Hast du darauf geachtet, daß ich seit deinem letzten Briefe keine „Ideen" geschrieben habe? Du weißt nicht, wie ich an dir hänge. Ich schrieb dir niemals Phrasen.

Um Gottes willen, mach, daß ich dich wiederfinde. Ich fühle, daß du das auch willst. Du kannst keine zu hohe Idee haben von meinem Gefühl für dich. Ich bin zu allem imstande, ja selbst zum Niemals-Wiedersehen, wenn dieses Wiedersehen dir schaden würde.

O, dieser letzte Brief! Du weißt nicht, was da umgegangen ist in meinem Gemüt.

Montag Mittag! Ich fühl' noch alles! O, bewahre diesen Schleier. Es war mir wie eine Erscheinung. Ich habe dich nicht gesehen, wohl gefühlt. Es ist mir ein bitteres Vergnügen, daran zu denken.

Hilf mir, daß ich dich wiederbekomme. Sehr gern will ich an deinen Vater schreiben. Ich will ihm auseinandersetzen, daß es nicht gut ist, dich so zu binden. O, ich will dich nicht abziehen von deiner Pflicht.

Ach, sage, was ich tun darf, aber sorge, daß du mir nicht fremd wirst. Das ist furchtbar. — O, diese Erscheinung, ich bebe noch. Dennoch würde ich diese Erinnerung nicht missen wollen.

Marie A. ist ein aufrichtiges, wackeres Mädchen. Doch ist es besser, daß du mir direkt schreibst, und daß auch ich dir schreibe, ohne sie. Zu Verrat erachte ich sie nicht imstande, aber sie in ihrer Freiheit kann nicht gut begreifen, wie du gebunden bist. Ach, auch damals hatte sie es erzählt. Durch sie kam es an Z., und daraus folgte der grausame letzte Brief.

Schreibe mir direkt, und bedenke ein Mittel, daß ich dir schreiben kann. Bedenk und tu, was du willst, wenn du nur nicht für mich verloren bist.

Als du mir abschriebst, war ich folgsam mit blutendem Herzen. Du warst eine Dame. Nun flehe ich dich an als Mimi, gieb dich selbst mir zurück.

Nur dein Wille hat Kraft für mich, um dich zu verlassen. Wo und wie und wann du mir vergönnst, zu dir zu kommen, werde ich kommen, als wenn mein Kind oder meine Braut mich riefe.

Liebe Mimi, ich bin noch erschüttert von vorgestern Mittag. Hilf mir und schreib mir und hab mich lieb. Willst du niemals diesen Schleier wegtun? Ist das kindisch von mir? Sei es! Menschlich ist es auch. Und dennoch hatte ich nicht soviel Besinnung, das Ding wegzutun. Ich hatte überhaupt keine Besinnung. Dennoch war's ein seliges Ge-

fühl, ein Traum. O, gieb mir diesen Schleier! Ja, heb ihn auf für mich.

Es ist ein Symbol der Scheidung, der Absonderung, eines Hindernisses. Ich will kein Hindernis zwischen uns.

Wenn du bange bist vor Leidenschaft, schreibe mir dann nicht.

Wohl will ich dich niemals wiedersehen, aber dich anreden wie eine Fremde, das kann ich nicht.

Ja, bist du bange vor Leidenschaft, meide mich dann, denn ich bin in Leidenschaft für dich.

O, ich wußte es wohl, als ich deine Adresse verlangte. „Es giebt Dinge auf der Erde und im Himmel, wovon unsere Philosophie sich nichts träumen läßt!" Ich fühlte dich in deinem ersten Brief.

Ja, wenn du davor bange bist, meide mich. Aufrichtig will ich sein, und sollte mein Herz brechen.

Gut, ich brauche dich niemals wiederzusehen, aber bewahr deinen Schleier, und schreib mir.

Hast du mich lieb, Mimi? Ich habe dich lieb.

Max.

Ich habe dein Haus gesehn! O, mach, daß ich dir schreiben kann.

Lieben ist Geben, Gedanken geben, Herz geben . . . ich will dir alles geben, was ich habe. Ach, das schrieb ich damals auch, und darauf folgte der Brief.

Dennoch hatte ich immer ein Gefühl, daß du nicht für mich verloren wärest. Nein, das ist unmöglich.

Und schriebest du mir auch nicht, dennoch würde ich fortfahren, dich als die Meine zu betrachten, und wäre es, daß ich dies zeigen müßte, indem ich dich meide. Ich werde dich lieben im höchsten Sinne und dich treu warnen vor mir selber. Adieu, mein liebes Kind.

LXXXVI

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Amsterdam, 10. Sept. 1862.

Mein Kind, mein liebes Kind. Ich habe da deinen Brief von Montag empfangen. Ich konnte nicht eher schreiben, und auch dies gilt noch nicht. Ich habe dir einen langen Brief zu schreiben, und in Ruhe. Ich habe Fieber gehabt und bin herunter. Ich tue heute nur das Dringendste. Da liegen Stapel von Briefen, die ich noch lesen muß.

Das Pressanteste ist: daß ich dich unaussprechlich lieb habe! Ich kann es nicht analysieren: es ist so! O, wie ich an dich gedacht habe seit jenem Mittwoch im Zoologischen Garten! Unaufhaltsam, immer! Bekümmere dich nicht um die tolle Begegnung von dem Mittag. Ich begreife deinen Kampf und weiß, daß du mich lieb hast.

Erwarte binnen acht Tagen einen ausführlichen Brief, der dir als Leitfaden wird dienen können zur Beantwortung der Frage, ob du mir anhängen kannst. Ich werde ehrlich sein und meinem Herzen keine Stimme geben. Doch gerade, weil ich ehrlich sein will, habe ich Zeit nötig und Ruhe. Ich werde gerecht sein und deines Vaters Rechten Stimme lassen, ja, mehr als meinen!

Vorläufig dies, daß ich dich innig lieb habe. Ich bebe, wenn ich an dich denke. Aber stark und gut werde ich sein, und wäre auch mein Beschluß zu meinem eigenen Vorteil. Der Beschluß, den du fassen wirst, nachdem du meinen Brief gelesen, wird bestimmen über dein Leben.

Ist es möglich, daß du mir den Schleier schickst, der zwischen deinem Munde war und dem meinen?

O, wie oft habe ich das Licht gesehen in deinem Hause, dort und hier nach dem Amstel hin, das weißt du nicht!

Warum schreibst du „Sie“? Mein Kind, mein liebes Kind!

LXXXVII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Mittwoch Abend [10. September 1862]
nach dem Empfang deines zweiten
Briefes.

Mein liebes Kind, mein Kind. O, wie bin ich froh, daß ein Brief auf der Post ist, ist's auch nur ein Briefchen! Ach, beachte doch, daß ich schrieb vor dem herrlichen zweiten! Verfolge die Stunden. Mein Brief an M. A. ist hier auf die Post getan ich glaube um drei Uhr. In jedem Fall muß Marie ihn jetzt haben. Rechne doch gut aus, daß ich dir schrieb, ich hätte dich so sehr lieb, vor diesem Brief, der, wie innig auch, mir beinah wie ein Vorwurf erscheint! Ich fühle, daß du mich liebst, Mimi, und wir sind zu gut und zu groß, als daß Schande liegen könnte in einem Gefühl unseres Herzens. Dennoch war es mein Plan nicht, dir heute Abend zu schreiben. In dem kleinen Brief von heute sagte ich: „binnen acht Tagen". Ich wollte mein Gefühl für dich und zugleich deine Pflicht nicht leichtfertig behandeln, und das will ich noch nicht: du wirst sehen. Aber dies hindert nicht, daß ich nicht würde schlafen können, ohne dir noch einmal geschrieben zu haben, daß du mich ganz erfüllst. Wie das in meiner Seele zur Geltung kam, weiß ich nicht, aber es war so, bevor ich dich sah. O, dein allererster Brief, und der zweite besonders, der Brief, der mit „und" begann! „Und Sie haben mir etwas zu sagen?" Ich begriff dieses „und" beim Lesen besser, als du es begriffst beim Schreiben. Es lag eine Welt voll Empfindungen in diesem Wörtchen, diesem Bindewort, das so deutlich rief, wieviel voraufgegangen war. Dein erstes Wort war kein Anfang, es war eine Fortsetzung! Mein Herz ist intelligent, Mimi, mein Kind, mein liebes Kind! Ich habe dich gleich darin aufgenommen, ganz, für ewig. So war es, so würde es geblieben sein, was du auch ferner getan hättest oder gelassen. Das sage ich dir nun wieder. Noch weiß ich nicht, was wir tun müssen, du und

ich, aber gesetzt, wir kämen zu dem Schluß, daß wir nichts voneinander hören wollten . . . in meinem Innersten wärest du mein Eigentum, und das würde so sein, was auch geschehen möge.

Donnerstag Morgen. Dennoch bin ich zu Bett gegangen. Ich bin (wiewohl nicht krank) etwas unwohl. Mach dir keine Sorge darüber. Das würde Tine auch nicht tun. Sie weiß, daß ich noch viel zu tun habe, und wie seltsam es auch klingt, ich verlange von ihr und von dir Vertrauen in meine Zukunft. Ich kann nicht untergehen, bevor ich nicht meine Arbeit getan, oder wenigstens bevor ich nicht soviel getan habe, daß die Spuren unauswischbar sein werden. Betrachte auch meine Klagen nicht von einem gewöhnlichen Gesichtspunkt aus. Ich würde Stoiker sein können, wenn ich wollte, aber ich will nicht. Wer Schmerz hat und es sagt, ist wahr. Wer mit unnötiger Anstrengung Schmerz verhehlt, ist unwahr und zeigt Kunststücke. Christus war schön in Gethsemane. Ohne jenen bitteren Kelch wäre er noch weniger gewesen, als viele Nachschreiber aus ihm gemacht haben. Die Berufung des Menschen ist, Mensch zu sein. Wer mehr sein will, ist weniger.

Doch ich habe dir andere Dinge zu sagen. Dies alles war Zwischensatz.

Erst und vorläufig noch dies. Ich habe Grund, heute etwas aufgeräumter zu sein. Warum, darfst du auch wissen (ich werde dir alles sagen, alles; ich habe keine Grenzen für dich), aber jetzt noch nicht, weil es mich zu sehr aufhält.

Ich sagte, ich würde dir schreiben über acht Tage. Ich habe dir viel zu schreiben und ernst. Das steht in Verbindung mit vielen Erfahrungen der letzten Zeit. Aber damit du nicht denkst, daß ich unnötige Umstände mache, will ich nun schnell und kurz sagen, was ich viel ausführlicher behandeln wollte. Daraus wirst du sehen, daß ich ordentlich und systematisch bin, worauf ich, gerade um meinen wilden Geist zu zähmen, viel Wert lege.

Ich muß dich sprechen über dich und über meine Sache.

Was dich betrifft, ich habe dich glühend lieb, siehe da! Aber wenn das für sich bestünde, wäre das Verhältnis einfach. Ich weiß, daß du mich auch liebst. Wir hätten dann nur zu entscheiden, was schwerer wöge: unsere Empfindung, oder deine und meine Pflicht gegenüber deinen Eltern (die gut gegen dich waren) und gegenüber noch viel mehr. Die Wahl wäre leicht zu treffen, wie schwierig auch in der Ausführung. Wir sind keine Menschen für leichte Dinge. O, Kampf ist nichts, und Sieg auch nicht. Aber das ist nicht die Hauptsache. Das ist ein abgeleiertes Drama in nur drei Akten: Liebe und Pflicht, Kampf, und Triumph des Guten . . . aus!

Den zweiten Akt: Kampf, hast du schon gespielt, und ich auch. Ich übergehe jetzt, was wir litten während der Zeit unserer scheinbaren Trennung. Nicht darüber habe ich dir zu schreiben. Finde es nicht sonderbar oder unfein, daß ich spreche von deiner Liebe zu mir als von einer ausgemachten Sache. Zeit für Phrasen haben wir nicht. Ich weiß, daß du mich liebst. Das wußte ich selbst, als es anders schien.

Wenn deine Eltern verächtliche Menschen wären, oder sie mißhandelten dich, oder du wärest allein auf der Welt und hättest dich nur vor dir selber zu verantworten, dann hätte ich dich bei helllichtem Tage abgeholt und zu Tine gebracht. Aber dies alles ist nicht so. Die Empfindung, die ich für dich hege, darf keine anständige, achtenswerte Familie schänden. Das darf nicht sein, stürben wir auch darüber! O, das ist so einfach!

Aber was nicht einfach ist, das ist meine Sache! So unerbittlich und radikal ich bin gegen mich selbst und gegen dich als Personen, so unerbittlich bin ich gegen alle, die meiner Sache im Wege stehen. Ich gebe meine Person für das Wohlbefinden eines Tierchens, aber ich würde kein ganzes Land schonen (bis zum scheinbar Grausamen), wo dieses Land mir im Wege steht, meine Mission zu erfüllen. Dann sage ich: verlasset Vater und Mutter um meinetwillen!

Das war seit langem mein Kampf, Mimi! Als ein Mäd-

chen, das ich liebe, gebe ich dich auf. Als Kind von Insulinde glaube ich dich nicht aufgeben zu dürfen. Noch bin ich nicht fertig mit mir, und darum zögerte ich so mit dem Schreiben. Erkenne an, daß ich gewissenhaft bin. Dieser Zweifel hielt mich zurück, meine Verbannung zu brechen, die mir durch den Willen deines Vaters auferlegt wurde. Es ist was Komisches in der Meinung, daß sein Verbot mich hinderte, dir zu schreiben. Selbst dein Wille, geschrieben, aber nicht gemeint, würde mich nicht gebunden haben. Meine Art wäre just gewesen, offen zu deinem Vater zu gehen und zu sagen: Mimi gehört mir! Auch würdest du darauf Ja gesagt haben, denn ich weiß, daß du mich lieb hast.

Als du mir abschriebst, war ich darüber nicht erzürnt, noch selbst betrübt. Aber mein Schmerz war, daß du es tatest, ohne mich zu fragen: Eduard, was muß ich tun? Das schrieb ich wiederholt an Marie. „Denkt Mimi, daß ich nicht ebenso gut als sie selbst oder ihr Vater bedacht haben würde, was ihre Pflicht war?“

Ich habe das Gute lieber als dich, oder besser: ich kann keine Liebe begreifen ohne das Gute.

Die Frage war (und ist noch . . . noch bin ich nicht fertig mit mir), ob dein Vater das Recht hatte, eine Person, einen Menschen (Tochter oder nicht, volljährig oder nicht) zu entziehen der Legion der Kinder von Insulinde, die mir helfen sollen in dem Kampf gegen alles, was niedrig und schlecht ist. Das ist die Frage!

Wenn ich nach ernstlicher Erwägung auf diese Frage Ja antworte, dann werde ich dir meine Gründe zur Beurteilung mitteilen. Und in diesem bin ich noch nicht im reinen mit mir selbst. Begreifst du nun mein Zögern, mein Warten?

Eine andere Frage ist, ob du diese Gründe stichhaltig finden wirst; das versteht sich von selbst. Bis jetzt überlege ich allein. Du konntest nicht wissen, und das kannst du noch nicht, was dafür oder dagegen spricht. Um dich in stand zu setzen, gut zu urteilen, muß ich dich auf die Höhe bringen. Dazu ist für

mich nötig . . . allerlei; selbst alltägliche Dinge. Fortwährend hatte ich kleine tägliche Sorgen wie Geldmangel, unbezahlte Zimmermiete, Everdine in Not, etc. etc.

Mein alltägliches Programm war: das erst aus dem Wege, und dann das, und dann das.

Diese Zwischendinge verdrossen und ermüdeten mich. Jemand will einen Berg besteigen. Er mißt Entfernung, Neigung des Berges und eigne Kraft. Gut. Aber immer bleibt er stecken im Schmutz. Wohl hatte er gerechnet auf diesen Schmutz, wohl wußte er, daß $^7/_8$ seiner Kraft verloren gehen würde in unrühmlichem Kampf gegen das Gewöhnliche, wohl wußte er das, er hatte es wohl berechnet, diese Anstrengung stand wohlgebucht im Budget seines Geistes . . . aber dies hindert nicht, daß er verdrießlich war über die Art des Kampfes. „Lieber dieser Berg zehnmal höher und steiler, lieber mehr Gefahr, mehr edler Kampf, als soviel Mühen niedriger Art!“ Leg dir das nun auseinander in deinen Gedanken, mein liebes Kind. So ist meistenteils mein Schmerz. Schmerz über die Art meines Kampfes. Dennoch werde ich meinen Zweck erreichen, fürchte nicht. Everdine hat es gesagt.

Es war in Augenblicken solchen Verdrusses (nicht zu verwechseln mit Mutlosigkeit im Großen: das giebt es nicht), daß ich kürzlich das Wort nachfluchte aus dem Hamlet: „Am I a coward“ u. s. w. Das tat ich im W.park, auf meinem Zimmer, und ich schrieb etwas davon an Marie. Hat sie es dir gesagt? Hat sie dir immer gesagt, daß ich dich lieb hätte? Ich denke ja, denn sie ist innig loyal. Sie hat einen einfachen Mut, einen ruhigen Willen, einen reinen Verstand, und bei alledem das Wichtigste, ja das einzige, was all dem andern Wert giebt: ein Herz. Darum ist sie auch originell. Verstand, Meinung, Charakter, ja, selbst Temperament kann geleitet werden, aber das Herz bleibt immer selbstgeboren, das ist: genial. Ein Herz läßt sich nicht verschulen, vermanierieren. Ach Gott, ich schreibe Ideen, und das langweilt mich so, denn dann denke ich an Herausgeben, Drucken, Korrigieren, an Handwerk. Ich

bin kein Schriftsteller. Es macht mich böse, wenn sie es sagen. Denke dir Christus nach der Bergpredigt: ein Redner! Eine Mutter, die schrie, als ihr Kind ins Wasser fiel: ein Schreihals von Beruf . . . es ist infam.

Dies alles war wieder Zwischensatz. Du hättest Recht, zu klagen, daß ich dir nichts Sachliches schreibe. Nein, doch nicht. Du begreifst meine Spannung. Wenn ich zu dem Schluß komme, daß ich dich mitziehen darf in meinem großen Kampf, werde ich dich bitten. Warte.

Aber ganz getrennt davon ist mein inniges Gefühl für dich. So ernst und kühl mein Streben im allgemeinen ist, so jung und naiv ist mein Gefühl im besonderen. Ich habe dich lieb, als wenn ich zwanzig Jahre wäre, nein, wie ein Kind, wie ein kleiner Junge. Everdine sagt es, daß ich ein Kind bin, und wenn ich mich zwinge zu kühler, philosophischer Betrachtung meiner selbst — le lendemain du fait — dann sehe ich es ein. Dann sage ich bisweilen verwundert: ei, war ich so jung, so unschuldig, so kindlich?

Verwundert bisweilen, ja, aber nicht verdrießlich. Ich bin froh, daß es so ist, und vor allem, daß ich ein „lendemain" habe, um es zu bemerken; ohne das wäre Kindlichkeit Kindischkeit. Nun nehme ich es dankbar an als einen Beweis, daß mein Gemüt nicht abgebraucht werden kann, und das ist nötig. Ja, nötig! Wenn ich merkte, daß mein Herz alt würde, würde ich verzweifeln. Les grandes pensées viennent du coeur, und wer meint, Intelligenz, Geisteskraft, Mut finden zu können außerhalb dieser einzigen Quelle des Guten, wird sich betrogen finden.

Darum schäme ich mich nicht, daß ich so oft vor deinem Fenster stand, um einen Schatten zu sehen und mir einzureden, daß dieser Umriß dich abzeichnete auf der Gardine. Ja, am Amstel war sogar manchmal eine Gardine nicht ganz nieder. Ich sah durch die Fransen dann und wann sich etwas bewegen: „Sollte sie das sein? O, wenn sie es nicht ist, dann ist es doch jemand, der ihr nahe ist, der sie

berührt!“ Siehst du, Mimi, so ist es! Und nun frage ich nicht, ob es so gut ist; das brauche ich nicht zu fragen, es ist in meinem Herzen, in meinem Gesetzbuch, in meiner Bibel, es ist so! Und dich frage ich, ob du zufrieden bist mit meiner Liebe so jung, so unschuldig, so naiv. Dich, die du selbst so jung bist und leidenschaftlich und so liebevoll . . . denn ich las deine Liebe in jeder Zeile, ja, mein Herz las besser und deutlicher, als du selbst glaubtest geschrieben zu haben!

Bist du zufrieden, Mimi? O, sag mir das, sag, daß du gern deine Seele zur Ehe giebst, wäre es auch, daß wir uns niemals wiedersähen.

Denn, mit dieser runden Erklärung meine ich nicht, daß wir alle Dämme brechen sollten, die uns entgegenstehen. Das allein will ich feststellen, daß wir uns gebunden erachten durch unsere Bibel, durch unsere Gesetze, durch unser Urteil — nicht durch Gesellschaft, Gesetz, Urteil oder Bibel von andern.

Deine Pflicht ist die meine. Deine Ehre die meine. Ich erkläre mich so gut wie du selbst verantwortlich für die Zukunft deines Verhältnisses zu deinen Eltern. Denke niemals an mich als an jemanden außer dir, gegen dich. Die Möglichkeit besteht, daß ich Partei ergreifen würde für deinen Vater, gegen mich selbst.

Ich habe zu überlegen.

Schreibe mir ausdrücklich, ob du froh bist dieses Briefes. Ich erwarte dein Bild, und wenn es geht, den Schleier. Schreib mir viel, es kann nicht zuviel sein. Es ist für meine Entschließung nötig, daß ich alles von dir weiß, und darum ist dein Schreiben insofern kein Bruch deines Versprechens.

Die Möglichkeit besteht, daß ich, wenn ich gut urteilen kann über dein Sein, über deine Beziehungen, über deine Wünsche, Illusionen, Kräfte und Ansprüche, just durch dein Schreiben genötigt werde, dir zu raten: gehorche deinem Vater.

Ich werde ehrlich sein, das verspreche ich dir!

Ja, schnell dein Bild. Noch kenne ich dein Gesicht nicht,

wohl den Eindruck, den du auf mich machst. Doch das war schon so, ehe ich dich sah.

Ich vermute, daß meiner etwas Ruhe wartet vor gewöhnlichen Sorgen (darum schrieb ich soeben: ich bin heute aufgeräumt). Wenn ich recht sehe, werde ich imstande sein, gut zu sorgen für Mina. Wie lieb, daß du zu ihr kommst und meine Stelle ersetzen willst, wenn ich nicht kann. Aber ich denke, daß ich können werde. Desto besser. Vorläufig eine ernsthafte Bitte: es darf keine Hilfe verlangt werden ohne mein Wissen. Neulich habt ihr es getan, M. A. und du. Das war recht lieb, aber tut es nicht wieder. Dieser Gegenstand berührt die Sache, die ich bedenke, und ich sage es nicht aus gewöhnlicher Delikatesse. Wenn ich zu dem Schluß komme, dich anzunehmen, wenn du zu dem Schluß kommst, mir anzuhängen, dann werde ich durchaus nicht diskret sein. Ich würde über dich bestimmen bis zum äußersten, und wie Tine würdest du sagen: merci, sire! Aber das kommt keinem Fremden zu! Sieh nun diesen Hochmut ... es muß eine Ehre bleiben, sich aufzuopfern für Insulinde. Selbst du darfst kein Opfer mehr bringen, wenn du nicht für immer beigetreten bist. Willst du daran gut denken?

Die Hauptsachen sind diese: Ich will das Gute. Dazu ist Macht nötig. Indien war mein Ausgangspunkt, doch bleibt Unterteil. (Die ganze Welt ist voll dummer Schlechtigkeit.) Der Name Insulinde repräsentiert fortan mein allgemeines Streben, wie Nazareth die Christusidee.

Macht also. Kannst du (mit vielen andern) mir dazu verhelfen, dann sage ich: folge mir. Wenn nicht, dann liebe ich dich weiter als meine Mimi, o ja, glühend, aber auch dann werden wir unsere Pflicht tun! Leb wohl für heute, mein liebes Kind. Schreibe schnell und viel ... und wenn Liebe dich glücklich macht, o sei zufrieden! Bist du zufrieden?

. . . .
. . . .

LXXXVIII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

9. März [1863.]

Liebe Mimi, Dank für deinen Brief. Ich erschrak, als ich deine Hand sah. Ich hatte absichtlich während zweier Monate das Paket nicht geöffnet, worin deine Briefe von früher sind ... als du noch schriebst! Es ist mir, als wenn du tot bist. Was ich für dich fühle, ist nicht zu beschreiben. Ist dein Vater imstande, dir wieder zu geben, was er dir und mir genommen? Ich hoffe es, aber ich glaube es nicht.

O, Mimi, es ist mir so bitter. Wenn es dunkel ist, mache ich eine Wallfahrt nach deinem Haus. Wenn es ganz dunkel ist, o so oft.

Ich ... nein, kein Wort mehr. Adieu, liebes Kind. Ach, es ist so bitter.

Auch weiß ich nicht, ob du wohl deine Pflicht tust, aber das muß dein eignes Gemüt ausweisen. Ich murre.

Im übrigen bin ich wohl und aufgeräumt, adieu, mein Kind.

Wenn du wüßtest, was es mich kostet, dir nicht zu schreiben, nicht mehr als dies. Es ist eine wahre Heldentat. Du spielst eine seltsam wehmütige Rolle in meinem Gemüt. Lebend tot für mich. Tu deine Pflicht, gut, wenn es deine Pflicht ist!

LXXXIX

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Montag Morgen, 11 Uhr. [16. März 1863.]

Ich kann die Male nicht zählen, die ich dir schrieb seit deinem Besuch im Hause meines Bruders! Und immer in derselben Spannung. Die Ärzte reden von dem Verlauf einer Krankheit. Nun, in meinen Briefen an dich war immer der-



selbe Verlauf. Ich begann gezwungen ruhig, und meinte eine Heldentat zu verrichten, indem ich nicht einmal obenan setzte: liebe Mimi! Als wenn dieser Klang etwas dazu tat! Und dann, und dann . . . immer wärmer, bis zur Glut. Ich fühlte, daß es nicht edel wäre, dich zu behindern in der Erfüllung deiner Pflicht, denn, Mimi, ich weiß, daß du mich liebst und Kampf führst, das fühlte ich ebenso gut, als wie ich gestern Abend fühlte, daß du im Haus warst. Niemand sagte es mir. Plötzlich sprang ich auf und fragte: Ist Mimi hier? Seltsam. Nun bin ich dir zweimal begegnet, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es für mich besser ist, daß ich dich sehe oder nicht. All die Zeit, da ich dich nicht sah, meinte ich, es würde vielleicht besser sein, wenn ich dich träfe. Ich würde versuchen, dich zu entpoetisieren. Aus einem Schemen würdest du Körper werden, und Prosa aus einem Gedicht. Aber es ist nicht wahr, Mimi, es hilft nicht. Was gestern Abend in mir vorging, als du eintratest, ist nicht zu beschreiben, und heute Morgen! Dieser braune Schleier, o, das ist immer der!

Nach dem kurzen Briefchen von dir (vom 8.) hatte ich auch geantwortet, aber es war wieder zu herzlich. Gestern Abend schrieb ich dir. Es liegt da noch. Es ist wieder zu herzlich. Und nun, nun erwarte ich von dir einen Brief, du hast es mir gesagt. Ich weiß, was darin steht. Darin wird stehen, daß du das Haus von Hotz meiden wirst, bis ich weg bin. (Es ist jetzt zehn Minuten über $^1/_2$12, ich habe deinen Brief noch nicht, aber das wird darin stehen!)

Gestern Abend schrieb ich dir: ich murre. Jetzt murre ich wieder über den Brief, den ich noch nicht gelesen habe. O, sicher, das wird darin stehen.

Ich habe häufig den Plan gehabt, an deinen Vater zu schreiben (mit deiner Vorkenntnis) und ihm zu sagen, daß es nicht gut für dich wäre, mich zu poetisieren durch das Verbot. „Ich würde gewiß bei ihr sinken, wenn sie mich täglich sähe u. s. w.“ Aber ich glaube es doch nicht recht, denn ich habe dich zu lieb, um dich nicht anzustecken, und du würdest mich weiter

sehen im Reflex meiner Glut. Auch habe ich gestern und heute die Erfahrung gewonnen, daß es mir nichts hilft, ob ich dich sehe. Du bist und bleibst mir Poesie . . . es ist eine verfluchte Arbeit. Ich schäme mich deswegen, ich sollte darüber stehen. Wie würde ich einen andern abkanzeln!

Viertel über Eins; ich habe deinen Brief noch nicht.

Ich sagte unlängst, daß ich . . .

Ach, wozu dies alles. Ich erwarte deinen Brief, und werde pünktlich tun, was du willst. Aber wenn du die Familie H. meidest meinetwegen, dann gehe ich weg, das darf nicht sein!

Ich schreibe dir abgehackt und staccato. Es geht nicht anders. Ich will meinem Gemüt nicht Lauf lassen. Ach, ich hätte dir immer soviel zu sagen. Liebe ist geben, Gedanken geben. Gern gäbe ich dir alles, und das darf just nicht sein.

Noch kein Brief. Ich gehe aus, denn das Warten auf dein Urteil (ich bin sicher, daß es ein Urteil ist) peinigt mich. Ich würde nichts tun können als dir schreiben, und das will ich nicht. Ich wollte, daß du tot wärest, ja! Lieber als ein verfehltes Leben, und durch mich verfehltes Leben! Dieser Gedanke ist mir furchtbar. Es ist Sünde, ein Herz wie das deine unbenutzt lassen zu müssen, brach wie einen mit Fluch geschlagenen Acker. Es ist Sünde! Hast du je geliebt? Kann es nicht wieder geschehen? Ach, ich würde deinen Bräutigam küssen können. Du sagst, du beklagst dich nicht. Du fühlst dich mehr glücklich jetzt, als daß du unglücklich bist über das Nichtfreisein im Umgang. Gut, ich auch . . . Aber von mir ist das Egoismus. Dein Bild, die Erinnerung an deinen ersten Brief, die Begegnung auf dem Wege vor der Stadt, dein Besuch, die kleine Haarlocke, deine Briefe — ja, selbst dein Zorn an jenem Tag . . . alles, alles, halte ich fest wie einen Schatz. Aber ich opfere nichts, Mimi! du wohl! O, das schmerzt mich so. Begreife mich gut. Du hast nicht gestern oder vorgestern jemanden ausgeschlagen meinetwegen. Das ist zu dumm. Nein, aber in deiner Gemütsstimmung werden die wenigen, die deiner wert sind, sich dir nicht nähern bis zur Ausschlagung oder

Annahme. Von denen, die deiner nicht wert sind, spreche ich nicht. Ein Mann, der fein ist, fühlt, ob das Herz, das ihn anzieht, frei ist. Oder besser, dieses Herz zieht ihn nicht an, es offenbart sich nicht. Jemand, der dich rasend lieb gewonnen und dadurch auch dich dazu erweckt haben würde, geht nun achtlos an dir vorüber, als an einem Hause, wo Besuch ist in der innersten Kammer und das also nicht nach außen erleuchtet ist. Gott weiß, ob man dich nicht für ein nüchternes, trockenes Mädchen ansieht. Das drückt mich. Ja, ja, man wird denken, in diesem Gemüt ist nichts, weil dein Herz nicht an der Straße wohnt. Denn du mußt es verbergen, verdrängen, töten.

Vielleicht ist es albern, daß ich von dir spreche, als teiltest du alle meine Empfindungen. Nun ja, ich glaube, daß du mich liebst. Es ist keine Albernheit. Es würde eher Albernheit sein, wenn ich in erkünsteltem Zartgefühl so täte, als wenn ich es nicht wüßte.

Ich sagte da soeben: dein erster Brief. Ja, das ist wahr. Ebenso wahr, wie daß ich gestern deine Nähe fühlte. Doch bekomme ich viele Briefe von Mädchen . . . O, komisch! Dein Brief erschütterte mich. Was ist das nur? Immer die alte Geschichte von Hamlet: there are in heaven and on earth u. s. w., du weißt wohl.

$^1/_4$ vor Zwei. Dein Brief! Ich schließe diesen sogleich, dann kannst du sehen, was Antwort ist, was nicht. Gott, Mimi, ich habe dich so lieb. Ist es ein Verbrechen, daß ich es dir sage, in Gottes Namen. Es ist zum Tollwerden.

Erwarte einen Brief von mir, ich schreibe heute Abend.

XC

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Montag Abend. [16. März 1863.]

Mein Kind, mein liebes Kind, o, wie danke ich dir für deinen Brief! Dein letztes Wort ist: habe mich lieb! Ja, endlos, Mimi . . . so ist es! Ich bekam deinen Brief gegen zwei Uhr, da schloß ich, was ich dir geschrieben hatte. Sogleich schreiben konnte ich nicht, ich habe dein innig herzliches Schreiben gelesen, wieder und immer wieder. Und ich habe ein Gefühl von Genußmüdigkeit. Wie giebst du dein Herz schön und tapfer. Ich wußte, daß du mich liebst, Mimi, aber ich dachte nicht, daß es bei dir wäre wie bei mir. Dennoch müssen wir unsere Pflicht tun, selbstverständlich. Aber just darum sage ich dir gern, daß ich dein Herz ganz annehme und dir das meine gebe ohne Grenzen. Dein gutes Verhalten, deine Zukunft, deine Ehre . . . alles geht mich an, wie ich dich angehe in all meinem Streben. Dein Vater braucht nicht zu meinen, daß er für dich sorgt; wenn du etwas Verkehrtes tun könntest, würde es meine Schande sein so gut als die seine, ja mehr, denn ich bin dir näher als er. Ein Brief wie der, den du mir heute sandtest, ist eine heilige Vermählung. Es ist mir, als wenn ein Damm durchbrochen ist, und nun lasse den Strom wenden, wer es kann! Ich kann's nicht, auch will ich jetzt nicht! Ja, richtig, du sagst es: das Menschliche würde sonst ganz verschwinden! Wir sind Menschen, Mimi, und wir sind gut. Das werden wir bleiben, nicht indem wir grobe, dumme Formen respektieren, sondern indem wir, just diese Formen zerbrechend, einander stützen im Guten. Denkst du, daß so ein Brief von dir mich nicht stärkt? Meinen Gang beeinflußt es sogar, ich fühle es. Du hast gut getan, mir so zu schreiben.

Dennoch, meine ich, sollten wir nicht auf die Dauer und anhaltend deines Vaters Verbot zuwiderhandeln. Wohl aber

glaube ich, daß es gut ist, daß wir von beiden Seiten gut wissen, wie wir zueinander stehen. Zweifel, Gram, Unsicherheit, das alles martert. Ich danke dir für deine herrliche Liebe, und nehme sie an, und gebe sie wieder, o, gewaltig! Ich glühe!

Dienstag Morgen.

Ich schrieb nur wenig gestern Abend. Das hatte seinen Grund, den ich nachher sagen werde. Oder nein, jetzt schon. Ich empfand glühend für dich, und war in der Stimmung, mich dem hinzugeben. Darf ich das? fragte ich mich. Wie es sei, ich werde dir immer die Wahrheit sagen. Nun folge ich erst deinen Briefen. Nicht schreiben würde ich können, aber anders schreiben, als meine Empfindung ist, kann ich nicht!

Ich fühlte recht gut die gezwungene Zurückhaltung in deinem Brief nach dem Bilde. Ja, es war wohl Wehmut darin, und auch mich berührte es wehmütig, besonders wegen des Gegensatzes zu deinem Wesen. Das ist von unserer ersten Begegnung an mein Haupteindruck gewesen. Du selbst bist eine liebliche Erscheinung. Der Eindruck, den du machst, war für mich: der Mensch in seiner Blüte. Offen, herzlich, jung, frisch . . . gerade wie ein Granatapfel, der, just eben reif, die ganze Natur anguckt, als wenn er (unbewußt) fragen wollte: bin ich nicht rein, gut und begehrenswert? Nun, diese Wehmut war und ist ein Kontrast, der mich sehr rührte. Wenn ich eine Rose sähe, deren Blättchen sich zwischen zwei Zweigen eingeklemmt hätten, so würde ich diese Zweige vorsichtig wegbiegen, um der lieben Blume Raum zu geben, die nicht blühen konnte in Enge. Und du! Du bist kein prädestiniertes Schlachtopfer selbstgemachten Kummers, keine Schmerzkokette, wie es welche giebt. Keine Schwindsuchtsdürstende, wie es welche giebt. Nicht eine, die Hoheit sucht in erzwungener Gebücktheit, oder Schönheit in krankhafter Bleiche. Wie es auch wieder welche gibt, das weißt du! Es ist bei dir jammerschade, daß du trauerst. Du hast etwas Aufmunterndes und Erfrischendes in deinem ganzen Wesen, mehr als du

selbst wissen kannst. Mich wenigstens hast du elektrisiert und angesteckt mit Jugend. Und du selbst solltest vergehen in Klosterschmerz? O, es ist so schade. Ich bleibe bei dem, was ich gestern schrieb, vor deinem Brief, ich liebe dich so, daß ich deinen Bräutigam würde umarmen können.

So, findest du einen Vorwurf in meinem Gesicht für die ganze Welt? Dennoch bin ich meistens gütig gestimmt und habe Mitleid mit der Welt, die so dumm ist. Väter, Vormünder, Regenten, Könige . . . alles was Gewalt hat, scheint zu dumm, um zu begreifen, wie Liebe Glück giebt dem Geber. Ein Herz ist kein Portemonnaie, des leer wird, je nachdem man ausgiebt. Im Gegenteil. O, gestern habe ich zwei Dinge getan in deinem Namen. Ich kaufte Zigarren, und da kam ein altes Männeken und zündete seine Pfeife an an der Gasflamme. „Darf ich eben, mein Herr?“ „Meinetwegen, nur zu!“ sagte der Tabaksmann. Dieser alte Mann sah krumm und verdreht aus. Er schien verarbeitet, und hatte es in sechzig Jahren nicht so weit bringen können, daß er ohne Hals- und Zehenverrenkung seine Pfeife bis an die Flamme bringen konnte, die doch nicht zu hoch war für einen Jungen von der Lateinschule. Ein Fragment von einem Menschen! Nun, ich gab ihm ein Pfund Tabak, und bei mir selbst sagte ich, daß es von dir wäre. Er war sehr erfreut, und läßt dir sagen: „nu, das find' ich nett“.

Und dann war da ein Orgelmann, der Mitleid erweckte, oder wenigstens Aufmerksamkeit, durch einen halben Frauenhut, den er auf dem Kopf hatte. (Wenn ich Orgelmann wäre, würde ich niemals auf solche Idee kommen, du?) Dabei ließ er zwei Kinder tanzen, die auch ganz närrisch aufgetakelt waren. Ich hatte Mitleid mit ihm, nicht wegen seiner Armut, sondern wegen der albernen Wahl der Mittel, Geld zu erlangen. Dennoch schien es nicht so albern zu sein, denn zwei Soldaten gaben ihm was. Das tat mir leid, denn ich weiß, daß für einen Soldaten ein Cent viel ist. Nun, ich habe diesen Orgelmann zu dem Versprechen gebracht, daß er niemals wieder etwas von Soldaten verlangen würde. Für 25 Cents hat er das ver-

sprochen. Wird er Wort halten? Ich fürchte, nein! Doch es ist möglich, wenn er in allem so excentrisch ist wie in seinem Kopfputz. Aber wenn er nicht Wort hält, ist es meine Schuld nicht, noch hast du schuld, in deren Namen ich probierte, alles niederländische Militär unter Korporalsrang zu bewahren vor seiner Kostüm-Überredung. Siehst du, Mimi, so habe ich dich lieb. Dein Bild muß zu Freude und Fröhlichkeit leiten, und nicht zu Traurigkeit.

O Mimi, warum sprichst du von Sterben! Es liegt noch ein langes Leben vor dir. Du bist noch viel Glück schuldig vielen, deinen Eltern, deinen Brüdern und Schwestern, mir. Und . . . ja, ich will brüsk heraussagen, was ich meine: Glück schuldig deinen Kindern! Es ist Sünde, so eine frische, üppige Pflanze umzuhacken, bevor sie Frucht trug. Du darfst nicht solchen traurigen Gedanken nachhängen. Du gehörst nicht dir allein. Und wenn ich bedenke, daß in mir vielleicht die Ursache liegt von dieser Abweichung deiner Natur, die Blüte verlangt, und nicht Beschneidung . . .

Ich liege sehr im Kampfe mit mir selbst. Denn, Mimi, wenn die Ursache in mir liegt, dann wäre es doch meine Pflicht, dir nicht einmal zu schreiben. Weder herzlich und innig, denn das feuert an, noch gezwungen, denn auch das feuert an, ja, noch mehr! Ich kenne meine Pflicht nicht gut, aber dies verspreche ich dir, ich will gut drüber nachdenken. Nun will ich, möge es auch ein für allemal sein, sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich wiederhole mein letztes Wort von gestern. Ich habe dich innig, innig lieb . . . ist es ein Verbrechen, dann in Gottes Namen!

„Nun, glücklicher so, als wie es war vor einem Jahr!" Richtig, ich glaube das! Sonst dürfte ich diesen Brief nicht schreiben. Ich glaube, daß es für dich und mich besser ist, daß wir unseren Empfindungen Luft geben, als sie zusammenzupressen bis zum Bersten.

Marie ist in der Tat bewunderungswürdig. Ich merke das besonders in ihrem Sprechen über dich. Mit Freude sagt sie

jedesmal: „Ich habe Mimi gesehen!“ Denk mal nach, was das sagen will bei ihr, die viel von mir hält und weiß, wie ich dich lieb habe. Ist das nicht groß? Wenn dieser Brief dick wird, schäme ich mich, ihn ihr zu geben. Darin ist etwas Grausames. Aber das merke ich an ihr nicht. Sie ist imstande, ungekünstelt zu sagen: o, das wird Mimi Vergnügen machen.

Ich habe ihr öfters gesagt, wie lieb ich dich hätte. Sie nahm es lieb und herzlich auf, sprach darüber, als wenn es die natürlichste Sache von der Welt wäre, und fragte niemals: und ich dann?

An Tine schreiben! O wahrhaftig! gern! Du kannst von ihr niemals zuviel Gutes denken. Sie ist ein Engel. Wenn du an sie schreibst, tu es dann so, wie ein Gläubiger betet. Du kannst nicht zu aufrichtig sein. Ich habe keine Worte, um ihr Gemüt zu schildern. Es ist kein Fleck darin. Und meine nicht, daß deine Liebe für sie im geringsten deiner Neigung zu mir widerstreitet. Das ist nicht wahr. Das würden verdorbene Menschen sich aufdrängen, aber es ist nicht so. Von dir weiß sie, daß ich dich lieb habe, daß du dem Willen deines Vaters folgst und mich darum meidest, aber deine Briefe hat sie nicht gelesen. Du kannst von ihr nie zu gut denken, behalte dies wohl und halte mich an dem Wort. Wenn ich tot bin (ich darf dies wohl sagen, Mimi, da ich soviel älter bin), und alles stürmte auf dich ein, Eltern, Tod, Krankheit, Armut, allerlei Mißgeschick, dann würdest du sie ansprechen müssen, als wenn ich es wäre. Dieser Brief wäre genug, um dir das größte Recht zu geben in ihrem Herzen. Ja, ohne das, sie weiß, daß ich dich lieb habe. Ja, schreib ihr, sag, daß ich dir vorschlage, sie zu bitten um eine nachlässige Antwort, so daß du's beinah nicht lesen kannst. Sie kann so komisch schmieren in ihren Briefen.

Siehe beifolgend ein paar. Erst wollte ich dir etwas Erklärung und Erläuterung dazu geben, aber es ist besser, nicht. Laß das hochgradige Négligé nur bleiben. Ich finde es schön. Und sieh, was für eine Glut überall. Und das nach viel

Kämpfen und Leiden. Ist es nicht schön? Was du in den Briefen nicht begreifst, überschlage nur, oder wenn es dich interessiert, frage mich danach.

Charlotte de Graaff ist seit dem Tode ihrer Mutter bei mir. Dieser habe ich es versprechen müssen. Lotte hat ihr bißchen Geld mir gegeben. Marie weiß dies, und du nun auch; andere nicht.

Nach diesen komischen Briefen von Tine sende ich dir auch den Brief von Laura Ernst, die ich nach Brüssel schickte, um sie von Kummer zu heilen. Sieh mal, wie Everdine meinen Wechsel honoriert hat. Den Brief, den Laura mir schrieb, kann ich dir nicht senden, und das tut mir leid; darin schreibt sie über Everdine und die Kinder, warte: — nein, ich wollte was daraus abschreiben, aber es ist mir zu langweilig. Es tut mir leid, daß ich dir den Brief nicht geben kann. Ich wollte dir durch einen andern das Interieur schildern lassen, zu dem du gehörst. Ich wollte (so gut, als es, ohne den Haag und deine Eltern zu verlassen, möglich ist) machen, daß du in meinem Kreise zuhause bist.

Wie dem sei, das Päckchen, das ich dir jetzt sende, ist bestimmt, dein Herz zu Gast zu bitten, in Abwartung, daß du ganz kommst. Schreibe tapfer an Tine, daß ich dich rasend lieb habe, zu! O Gott, ich werde dir kein Dementi erteilen, und sie wird weder mir noch dir einen Vorwurf machen.

„Wenn ich etwas sage, mußt du mir glauben", sagst du. Ja, immer tu' ich das. Glaub mir, wenn ich dir dies versichere. Deinem einfachen Wort nicht zu glauben, das würde mir traurig und komisch vorkommen. Nicht allein glaube ich, was du sagst, sondern ich glaube an dich, ich begreife keine Liebe ohne dies.

„Dein Vater ist gut und freundlich", sagst du. Gewiß glaube ich das! Aber, Mimi, das ist nicht die Frage. Die Frage ist, ob er dein Herz ausfüllt! Ob er, mich dir nehmend, sich selbst dafür an die Stelle giebt! Das ist die Frage, und von der Antwort auf diese Frage hängt es ab, ob er seine Pflicht tut mit

dem Verbieten, du mit dem Gehorchen. O, meine nicht, daß ich dich überrede oder abziehe von deinem Vater. Laß keinen Unterschied sein im Du und Ich. Deine Pflicht ist die meine. Ich werde mich schämen, wenn du was Verkehrtes tust, tu du es für mich. Betrachte mich niemals als gegen dich und gegen deine Ehre. Ich sehe nicht ein, daß du schlimmer als ich würdest erniedrigt sein durch eine Verkehrtheit. Du bist keine Festung, ich kein Belagerer. Wir wohnen in einem Haus, mit gemeinschaftlichem Interesse . . . wenn Feuer entsteht, leiden wir beide. Oder meinst du, daß ich dir nicht gern an die Brust geflogen wäre, als ich dich sprach im Willemspark? Meinst du, daß es mich keinen Kampf gekostet hat, um so büchermäßig gewöhnlich zu sein? Im allgemeinen bin ich leidenschaftlich, und nun erst dir gegenüber! Aber ich sehe dich an als mein Eigentum, dem ich just darum nicht schaden darf. Dein Vater würde nicht trauriger sein als ich, o Gott, nein! wenn ich in etwas gegen dich fehlte. Sei du selber auch nur nicht auf der Hut vor mir. (Deine eigenen Fehler, das ist was andres.) Du würdest alles Unrechte in mir am besten entwaffnen durch vollkommenes Vertrauen.

Doch ist es mir schwer, denn du ziehst mich furchtbar an. Vollkommenes Vertrauen ist das Beste, ich werde dich ehrlich warnen, wenn ich orkanisch werde.

Ja, wohl bist du heftig! Es ist nicht schön, heftig zu sein, aber wohl warst du „schön", als du so heftig warst! Noch sehe ich dich. Überhaupt glaube ich nicht, daß ein Eindruck von dir in mir ausgewischt ist . . . vom ersten Brief ab.

O, ich analysiere gern — da weiß ich auf einmal, warum der Brief mich so packte. Es war Schmerz darin. Das zog mich an. „Es giebt Dinge, die noch trauriger sind!" Richtig, das war es.

Ich träumte von dir. Und dann die Begegnung, wobei du so unmädchenhaft, so rein menschlich, so tapfer mir erlaubtest, dir einen Kuß zu geben auf dem Wege . . . wie warst du prächtig unanständig, Mimi, wie erhaben unmanierlich! — das

entsprach meinen Träumen. Damals sah ich dein Gesicht nicht. Nur deine Augen durch den Schleier . . . du bist ein herrliches Geschöpf! Und noch werfen sie mir vor, daß ich meine „Liebesbriefe“ weggegeben habe für nichts!

Daß das Begegnen bei Fremden dir nicht behagt, begreife ich, und doch ist es andererseits gut. Sich nicht zu sehen, würde dich und mich brechen. Und nicht mit andern, finde ich nicht gut. Ich selbst bin ein bißchen bange vor meiner Leidenschaft. Wenn ich sicher bin, sie immer zu überwinden, werde ich es dir sagen.

Aber sag, was meinst du mit dem „unerträglich kühlen Anmirvorbeigehen von gestern“? Bin ich dir begegnet? Ich weiß es nicht. Ich suche dich überall, und sehe umher, und folge stets mit meinen Blicken allem, was in der Ferne du sein kann, ich träume wachend von dir, bin böse auf jeden, der das Unglück hat, ein anderer zu sein, und da scheint es doch, daß ich dich hätte sehen können, und dich nicht sah! Das ist arg. Ich habe dich nicht gesehen, Mimi. Kühl würde ich niemals an dir vorübergehen. Unhöflich, das ist möglich. Vielleicht würde ich das Grüßen vergessen vor Überraschung, aber kühl — niemals. Das weißt du doch wohl. Ach, meistenteils des Abends sehr spät mache ich eine Pilgerfahrt vorüber an deinem Hause. Dann kann es dir nicht schaden. Tagsüber vermeide ich es.

Und nun das: ob du mich bei meinem Namen nennen sollst? Gott, Mimi, was für eine Frage! O Mimi, je inniger du zu mir bist, ohne dir zu schaden natürlich, umso lieber ist es mir. Ich kenne keine Scheidemauer zwischen uns (es sei denn die, die nötig ist, daß du vor Schmerz bewahrt bleibst). Formen würden fortan etwas Gemachtes sein und unter unserer Würde. O, wie werde ich erfreut sein, wenn ich zum erstenmale meinen Namen höre aus deinem Munde! Du schreibst: „Ich bin die deine.“ Ja, Mimi, in dem edelsten, höchsten, feinsten Sinne gehörst du mir zu. Wie ein kostbares Kleinod werde ich dich behandeln. Noch weiß ich nicht, wie

ich das große Ziel erreichen soll, daß deine Liebe dir keinen Schaden tut, in keiner Hinsicht (ich meine in dem Sinne, wie ich gestern schrieb). Aber wie dies sei, ich nehme dein liebes Herz an, und ich habe dich unaussprechlich lieb! Würde jemand einen Diamanten ausschlagen, weil er nicht weiß, ob er im stande sein wird, ihn sachgemäß zu fassen? Das ist Nebensache! Den Diamanten nehme ich dankbar an. Ich fühle Kraft in mir, ihn nach Gebühr zu würdigen. Ach, ich bin so froh über deinen Brief!

Über unser Verhältniß werde ich gut nachdenken. Aber daß es besteht, innig, heilig und unzerbrechbar, steht fest. Mein Herz vermählt sich dir.

Leb wohl, Mimi, meine Mimi,

Dein Eduard.

(Ist das gut?)

Ich erwarte einen Brief von dir. Ich muß mit dir überlegen, was unsere Pflicht ist gegenüber deinem Vater. Wenn wir abbrechen müssen . . . in Gottes Namen! Ich fürchte, ja. Aber das ist gewonnen, daß wir wissen, wie wir aneinander zu denken haben. Das ist gut, das giebt Ruhe. Meinem Herzen gehörst du, und hörte ich auch niemals etwas wieder von dir. Leb wohl, mein liebes Kind.

Dienstag Abend spät.

Ich bin heute Abend bei Hotz gewesen. Ich hoffte, daß du kommen würdest, und doch ist es so gut. Es darf kein Schein sein von Verabredung. Ich werde dir niemals mitteilen . . . (wann ich da kommen werde, wollte ich sagen) aber, Mimi, darin ist etwas Mennonitisches, wovon ich nichts halte. Laß uns die Sache frisch beim Namen nennen. So lange ich im Haag bin, werde ich da häufig kommen. Du auch. Die Möglichkeit besteht also, daß wir einander oft begegnen werden. Dieser Gedanke erfüllt mich. Ich finde es herrlich. Wir wollen das, oder wir wollen das nicht. Wenn nicht, so muß ich von

H. wegbleiben. Wenn ja, dann: vogue la galère! Ich sage dir nun, daß sie mich morgen zum Diner gebeten haben. Hattest du nun den Plan, zu kommen, so komme. Bleib nicht weg meinetwegen. Hattest du nicht die Absicht, komme dann nicht meinetwegen.

Oder besser noch. Komme wohl meinetwegen! Wir werden überlegen, was wir tun müssen. Ich sinne darüber und versichere dir, daß ich ebenso gut für dich als für mich meine Stimme einlegen werde, ja, auch für die Rechte deiner Eltern. Wenn wir uns ungezwungen und frei getroffen haben, wird das Abbrechen vielleicht leichter fallen, als in solcher Spannung der fieberhaften Unbefriedigtheit. Wir werden gut sein ohne erzwungenes Opfer oder katholischen Fastenbegriff.

Aber wenn du hierüber anders denkst, folge deiner inneren Stimme. Ja, das ist selbstverständlich.

Ich gehe schlafen. Es ist ein Uhr. Morgen kommt Marie, dann bekommst du dies Päckchen. Schreibst du mir? und viel? recht viel? Bedenke, daß du mein Eigentum bist und daß all deine Eindrücke mir gehören. Verbergen ist vom Übel und Schmuggel auf Kosten deiner Brautschaft. Nein, das tust du nicht. Du weißt nicht, wie groß du bist in deinen aufrichtigen, mutigen Erklärungen! Was für ein herrliches Vertrauen, und ... ohne Urkunde! O, ich nehme dein Herz so feierlich an; ich fühle so die Heiligkeit unseres Bandes. Auch ich sage: Zweifle niemals an mir!

Ich träume niemals ... im Schlaf. Aber wachend hole ich meinen Schaden an dir wieder ein. Nun schläfst du schon. Ach, daß kein Gott ist, den ich bitten kann, daß er dich segne ... ich segne dich!

XCI

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Freitag Abend.

Liebe Mimi, ich bin höchst begierig, etwas von dir zu hören. Gestern hast du mein Päckchen bekommen, das ich schon Dienstag Marie gab. Ich verlange danach, deine Stimmung zu wissen, und ob du es gut findest, daß ich so unumwunden meiner Stimmung Luft gegeben habe. Ja. Lüge (oder halbe Lüge) ist niemals gut. Als ich dir schrieb, hatte ich die Absicht, zu untersuchen, was wir tun müßten. Das will ich noch, aber um eine Hilfe zu haben, warte ich dein Schreiben ab, das ich gewiß morgen bekomme. Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich danach verlange. Ich würde es bei andern vielleicht kindisch finden, aber wahr ist es. Ganz erklären kann ich es nicht, aber es ist ein Charme in deinem ganzen Wesen, in deinen Briefen und persönlich, der mich in innigste Stimmung versetzt. Du machst, daß ich den Wunsch habe, gut zu sein, sogar gütig, und das ist herrlich.

Ich habe die letzten Tage (wie freilich immer) wieder viele Eindrücke gehabt, so bunt, daß man es forciert finden würde in einem Roman; wenn es ersonnen wäre, würde man den Autor der Effekthascherei beschuldigen. Ohne nun just alles umständlich zu erzählen, habe ich doch Vergnügen daran, dir davon etwas mitzuteilen, dann lebst du etwas mit mit mir. Du mußt das auch tun, willst du? Und, bestes Mädchen, denke nicht, daß dein Leben weniger bedeutsam ist als meines. Das am wenigsten Bedeutsame am Menschen sind seine Schicksalsfälle. Sie scheinen nur etwas bedeutsamer, weil sie leichter in Worte zu bringen sind. A, B, C oder D muß hängen (das ist ein Schicksalsfall!). Der Strick reißt (bedeutsamer Schicksalsfall!). Der Henker bekommt Mitleid und bietet sich als Stellvertreter an (höchst merkwürdiger Schicksalsfall!). A, B, C oder D heiratet die Witwe des Henkers (närrischer Schicksalsfall!) Die Witwe setzt das Geschäft fort mit Hilfe des

neuen Gatten (Verkettung von Schicksalsfällen!). Die Kinder . . . genug!

Liebe Mimi, ein Blatt aus deinem Herzen ist bedeutsamer als tausend Blätter aus einem gemachten Buch.

Gut, sagst du, aber diese Schicksalsfälle verursachen Empfindungen. Ja, aber sie sind erstens nicht unumgänglich notwendig dafür, und zweitens sind's die feinsten Empfindungen nicht, die scharf gezeichnete Umstände nötig haben, um geboren zu werden. Meine Liebe zu dir ist bedeutsamer, als die ganze Hängegeschichte oder etwas ähnliches.

Dennoch erzähle ich dir gern, was mir begegnet, dann kommst du in mich. Ich möcht' dich in mein Herz stecken, wie ein Geizhals ein Paket Banknoten in seine Brusttasche steckt, worauf er dann seine Hand hält und fühlt, ob er sie auch noch hat! Das Bild ist nicht schön, aber es kann mir einerlei sein, ob ich schön schreibe.

O Gott, die Polen sind geschlagen und Langiewicz ist nicht tot! Pfui . . .

Du auch nicht, wirst du sagen. Das ist so, aber ich habe niemanden dahingeschickt! Denn darüber dachte ich nach. Ich war im Begriff, dem groningischen Garibaldi-Comité, das mich aufforderte, das Präsidium einer Versammlung zu übernehmen, zu antworten:

„Gut! Ich nehme es an, und habe die Wahl von Ort und Zeit, nicht wahr? Wohlnun: Ort . . . Station Arnhem, Zeit: über acht Tage. Jeder bringt mit, was er hat an Geld und zu Gelde gemachtem Besitztum, an Energie und was dazu gehört, und vorwärts nach Krakau! Wer mich lieb hat, der folge mir!"

Mit dieser Idee war ich die letzte Zeit beschäftigt.

Vor etwa vierzehn Tagen (du kannst Tines Briefe darauf nachsehen) kam ich zu dem Schluß: nein! Die Aussicht auf Erfolg war zu gering gegenüber der Gewißheit meines Todes. Ich würde mich geschämt haben, zu leben nach einer Schlappe. Das wußte Everdine. Darauf deutet ihr Wort: das Opfer von

unserer Seite ist allzu groß. Ich fühlte, daß ich sie nicht allein lassen durfte im Interesse einer so schlechten Sache (schlecht in dem Sinne von Erfolg). Was tust du in Polen? fragst du. Liebste, schreiben, reden, darlegen hilft nichts in Holland. Es wird gehandelt werden müssen, grob, rauh, fühlbar. Dafür muß ich mich, koste es, was es wolle, zum Helden machen. Nach Italien konnte ich nicht, als es Zeit war. Ich hatte kein Geld für die Reise, und es lag nicht in meinem Plan, da anzukommen wie ein Vagabund, oder wie jemand, der die Freiheit lieb hat wegen eines Plätzchens an der Freischüssel. Wenn heute oder morgen (was ich nicht glaube) in Italien etwas passiert, gehe ich und nehme einige mit. Aber sehr lange darf es nicht mehr dauern, denn dann kann ich wieder nicht. Nun kann ich mich noch equipieren, doch über drei Monate nicht mehr. Ich habe weder mit Italien noch mit Polen etwas zu schaffen, ich wünsche Italien und wünschte Polen zu gebrauchen, um Held zu werden oder so etwas. Das wird mir leichter fallen als Schreiberei für fremde Leute, die mich mieten für $^1/_{280}$ Cent pro Seite und Tag, und dafür das Recht kaufen, zu sagen, daß es erbärmlich ist, was ich schreibe, oder schlimmer noch, daß es so „ausnehmend schön“ ist, und daß ich so ein schlechter Mensch bin. Unlängst sagte mir ein Prediger (Roorda van Eysinga aus Zeeland), daß er den Max Havelaar „mit soviel Vergnügen gelesen hätte“. „Dann sind Sie ein elender Kerl“, erwiderte ich. Und dabei bleibe ich, obschon ich in übler Laune war, als ich es sagte.

Nun, es tut mir leid um die Polen. Dies war eine Zwischengeschichte, aber vielleicht gehört es doch ein bißchen zu dem Bericht, den ich dir zudachte . . .

(Machen meine Briefe dir Vergnügen, Mimi?)

Meine letzten Tage waren hauptsächlich erfüllt von dir. Außerdem hatte ich allerlei. Mina, die einen Laden führt zur Herstellung ihrer Ehre, meine Nichte Siet, die absolut aus ihrem Hause heraus will. Sie wird platt gedrückt zwischen Gott und Haushalten. Ihr Bruder Theodor, ein lieber Junge

von 15 Jahren. Er war erst zur Besserung nach Indien geschickt (eine Reise!), und ist nun in einer Knabenpension. (Beide Kinder gehören mir.) Die Nichte ist die, die ich in den „Ideen" meinte, wo ich sagte (ihre Worte): „Vater, wenn wir damit begonnen hätten, bevor Anna irrsinnig wurde!" Sie ist treu, brav und tapfer. Theo auch. Sie wären mitgegangen nach Polen.

Weiter viel indische Korrespondenz. Der Geist ist unzufrieden da, aber es ist nicht mein Geist. Jeder klagt für sich. Hier eine Probe: „Ist das nun nicht eine jämmerliche Wirtschaft, der oder der hat mehr Gehalt als ich!" u. s. w. Bah!

Dann Korrespondenz mit dem Ausland. Die Frage wird behandelt, ob ich nicht nach Paris übersiedeln soll, da schreiben u. s. w. Aber ich hab' manches dagegen. Erstens langweilt mich das Schreiben, und zweitens habe ich kein Recht, im Französischen Fehler zu machen. Wenn ich meine Fehler los bin, bleibt mir nichts übrig.

Dann die lieben Briefe von Tine, die du kennst. Die geben mir immer Stimmung. Es ist immer die Photographie von einem warmen Nestchen, und wenn es bei mir etwas stürmt, ist es mir so ein Vergnügen, zu sehen, daß sie unser Heim zu schützen weiß vor dem Wind von außen. Recht so eine liebe, treue Gluckhenne. Du bekommst die Bilder. Ach, aber ich finde sie auf diesen Bildern so häßlich, und sonst ist sie doch nicht so, wenigstens ich sehe in ihrem Gesicht immer ihr liebes Gemüt. Aber du kriegst alle drei. Dann die Briefe von Charlotte, schwärmerisch — zu sehr — aber . . . aufrichtig! Das ist so. Sie ist treu.

O, und dann ein ganzer Haufen mehr noch, was ich überschlage, denn es ist allzu bunt. Ein Kandidat des H. (sprich: Heiligen) Dienstes, der meine Hilfe verlangt in kirchlichen Zwistigkeiten. Wie findest du das? Ein Vater, der meine Hilfe anruft gegen jemand, der seine Tochter verführen will!! (ein Vater! O Teurung der Mühlsteine!) Frag nur Marie, ihr habe ich es erzählt, oder die Familie Hotz, sie wissen es

auch, natürlich ohne Namen, aber ich finde so etwas einen hübschen Beitrag zu meinem System, daß viele Eltern kein Recht haben, Kinder zu halten.

Und ich habe noch viel mehr. Mein kleines Zimmer ist ein wahres Kaleidoskop . . . nein, das paßt nicht. Kaleidoskop = Schönbildgucker, und oft sehe ich viel Häßliches. Aber interessant ist es.

Und schließlich dies noch. Ich war mit der Königin in Berührung gekommen

[„Gelegentlich des Besuches der deutschen Schauspielerin Laura Ernst in Holland. Multatuli hatte Königin Sophie gebeten, ihr die Gelegenheit zu geben, am Hofe etwas vorzutragen. Die Königin konnte sie nicht empfangen. In ihrem Namen kam der Herr von Weckherlin, ihr Privatsekretär, zu Multatuli, um ihm zu sagen, daß es in diesem Augenblick unmöglich wäre, Laura Ernst zu empfangen, wie gern die Königin sie auch gehört hätte. Gerade in den Tagen wurde dem deutschen Einfluß bei Hofe gewehrt, und der französische prädominierte.“]

und dachte, daß sie böse auf mich wäre wegen meines Tones, den ich doch nicht ändern würde. Zwar nahm ich mir vor, ihr nicht wieder zu schreiben, bevor sie mir nicht deutlich zeigte, daß sie Genugtuung empfand über meine Unabhängigkeit. Und das sage ich auch weiter noch, sofern ich nicht Grund habe zu der Vermutung, daß sie nicht kann. Sie ist gebundener als sonst jemand und Sklave in ihrer Hoheit. Wenn es das ist, habe ich Mitleid mit ihr, was ich ihr auch geschrieben habe. Nun, gestern Abend in der Oper grüßte sie mich mit viel Auszeichnung, eigentlich wie jemand, der etwas sagen will beim Weggehen. Und als ich nachhause kam, fand ich einen Brief — von ihr? fragst du — Gott nein, von einem Gläubiger, der mir drohte, er würde mir keine Stunde Ruhe gönnen, würde meiner guten Tine das Leben schwer machen, würde alle Menschen es wissen lassen, daß ich so ein schlechter Bezahler wäre, würde dafür sorgen, daß mein Koffer nirgends in Sicherheit wäre, u. s. w. u. s. w. Das hat wenig Ähnlichkeit mit dem Gruß einer Königin! Hast du je solche Buntheit

gesehen? Das nenne ich Humor des Schicksals. Ich hätte wohl Lust gehabt, ihr den Brief zu schicken als Kuriosität, aber sie würde gedacht haben, daß ich Geld von ihr verlangte.

(Sei nicht bekümmert wegen dieser Schuld. Heute Morgen erwartete ich die Pfändung meines Koffers! Ich hatte meine Papiere in Sicherheit gebracht, deine Briefe, Mimi! und wartete ruhig ab, was kommen würde. Heute Abend schreibt er mir in einem Ton des Bedauerns; er sagt, daß ich so ein aufrichtiger Mensch bin. Das ist wahr. Aber seine Briefe sitzen voll Sand, und das ist mir fürchterlich. Ich bin in diesen Dingen wie Adrienne Cardoville, Herbergsmanieren machen mir übel, und schmutzige Hände kann ich nicht vertragen. Daß ich diese Schuld nicht bezahle, kommt daher, daß sie zu groß ist, und wenn ich ihm [„Ich vermute, es ist wieder der mehrfach genannte Fuhri aus dem Haag"] etwas als Abzahlung gebe, was ich jetzt wohl tun könnte, dann denkt er, daß seine insolenten Briefe Wirkung gehabt haben, und ich bekomme sie fortan alle Woche.)

Verdruß habe ich davon gehabt, das stimmt, aber eigentlich berührte mich besonders das Groteske des Zusammentreffens. Gott bewahre mich, daß ich meine Eindrücke über das Verhältnis zur Königin stellen sollte über mein inniges Gefühl für dich, aber der Kontrast ist so närrisch aus einem sozialen Gesichtspunkt.

Ein Schmetterling schwebte hoch, hoch in der Luft . . . nein, so ist es nicht! Das tue ich mit dir, Mimi, und von dieser Höhe ist kein Herabsinken möglich. Nein, das ist es nicht; die Poesie kann nicht untergehen.

Der Schmetterling saß auf einem Turm, auf dem Schwanz von dem Hahn. Wohl hoch, aber nicht poetisch hoch. Und darauf wurde er zertreten von einem Esel. Darin liegt das Komische, sonst wäre es traurig. In meinen Sorgen dieser Art besteht kein Gegensatz zu meinem Verhältnis mit dir. Im Gegenteil. Deine Liebe gehört zu meiner Armut.

Ach, bestes Mädchen, ich verlange so nach deinem Brief! Ich denke, Morgen 1/4 vor Zwei, aber ich hoffe früher, obschon, wenn er später kommt, werde ich denken: mehr. Es ist sonderbar, ich habe solche Lust, dir zu schreiben, als ob ich fühlte, daß ich bald nicht mehr schreiben werde. Nun, beschlössen wir auch, zu brechen, es wird mich schmerzen, doch aber segne ich die letzten Tage, die uns einander so nahe gebracht. O, sage doch ausdrücklich, ob du mit mir mitfühlst in unserm Verhältnis, so innig, als es geht ohne Schande für dich noch Kummer für deine Eltern, aber davon abgesehen so innig, als es geht, Mimi!

Wie wir es regeln müssen, weiß ich noch nicht; ich erwarte deinen Brief. Viel wird abhängen von deinen Verpflichtungen. Nach allem, was du mir schriebst und sagtest über deine Eltern, darfst du ihnen keinen Kummer bereiten, das ist so ... ich fürchte, daß es wieder wird geschehen müssen! Es ist mir fürchterlich. Du weißt nicht, wie ich an dir hänge. Ich bin mißmutig darüber. Machst du mir einen Vorwurf daraus? Urteile mal, als wenn du ein dritter wärest.

Gut, gut, wenn es sein muß, werden wir. Ich fürchte, daß es sein muß! Du mußt entscheiden. Du allein kannst die Rechte deiner Eltern beurteilen, fühlen. Das Herz ist alles. Wenn dein Herz dich verurteilt, geht es nicht. O, meine niemals, daß ich gegen deine Pflicht bin. Würde ich mich nicht schämen, wenn du undankbar wärest, oder leichtsinnig?

Als ich diesen Brief begann, schlug ich mir die Trennung aus dem Kopf, nun kommt es wieder über mich wie ein Spuk. Ich hatte mich zwingen wollen, diese Notwendigkeit zu vergessen, bis ich deinen Brief hätte, den ich morgen erwarte.

Gieb mir gut dein ganzes Gemüt ... es gehört mir, Mimi!

Halb Eins, ich gehe schlafen, oder zu Bett. Denn ich schlafe wenig vor Husten. Aber Schwindsucht ist es nicht; ich bin erkältet. Jedermann ist erkältet.

Gute Nacht, Mimi. Ich möchte, daß du fühlen könntest, wie ich dich lieb habe. O, sag mir einmal, wo ist dein Zimmer? Wie schaut dein Haus mich des Abends kalt und unfreundlich an, so stumpfsinnig und herausfordernd und verschlossen. Du kannst nichts dafür. Gute Nacht, Mimi!

Sonnabend Morgen.

Kein Brief von dir. Nun muß ich aus, und heute Abend nach Amsterdam (einen Tag), aber wenn ich keinen Brief von dir habe, gehe ich nicht. Ich soll bei H. dinieren, aber ich bleibe nicht lange heute Abend, wegen deines Briefes, den ich erwarte. Ich werde nur morgen nach Amsterdam gehen. Liebe, ich verlange so nach deinem Brief.

Sonnabend Abend 9 Uhr.

Ich habe deinen Brief! Deinen nachlässigen Brief. O, ich bin so erfreut darüber. Denn ich war schon bange, daß ich dir zu offen geschrieben hatte. Alles ist nun gut zwischen uns, Mimi, ich habe dich unendlich lieb, und ich rechne auf dich. Ich wollte, daß du fühltest, was ich fühle, wenn ich dich sehe . . . nein, ich sehe dich eigentlich nicht. O, es ist so närrisch. Als du heute Mittag weggingst, sah ich dir nach durch's Fenster, verstohlen. Da konnte ich es; aber wenn du vor mir oder bei mir stehst, kann ich dich nicht ansehen, aus Furcht, dich nicht ansehen zu können wie ein anderer.

Ach, es tut mir so innig wohl, daß mein Brief dir Glück giebt, daß du fröhlich bist, lebenslustig. Ich frage dich, kann die Richtung von Herz oder Geist schlecht sein, die das verursacht? O, in diesem hohen Sinn ist Genuß Tugend. Können wir es helfen, daß man meistens verkehrten Genuß für den wahren ansieht? Meine Liebe für dich ist Genuß, und auch dich macht sie glücklich. Das sagst du selbst. Mach eine Probe und stell dir vor, daß ich dich plötzlich zurückstieße oder du mich, daß wir Tugend suchten in dem Aufgeben dieses Genusses . . . ich würde das schlecht finden. Grobe Auslegungen gehen weder dich noch mich etwas an. Ich habe dich innig

lieb, und wer's übel nimmt, soll nur etwas Schöneres, etwas Heiligeres ausdenken, wenn er kann.

Ja, Tine ist ein Engel. Ihr Hauptzug ist Einfachheit. Sie ist in der Tat enthusiastisch und poetisch, aber sans phrases (so wie du).

Ja, mein voriger Brief war steif, o, so gemacht.

Lieber Engel, begreifst du nicht, wie ich gekämpft habe? Und wieder will ich es (zusammen mit dir), wenn es sein muß. O fürchte nichts, ich werde sorgen, daß wir gut bleiben. Es geht nicht anders. Ich meine nicht, daß du selbst nicht imstande bist, gut zu sein, aber zusammen ist es schöner.

Warum redest du mich nicht so vertraut an, wie ich dich? Wie kannst du so steif sein? Ist jemand dir näher? Das kommt von meinem verfluchten Bücherschreiben, das giebt was Professorales. Ich gleiche mehr einem Kind als einem Professor. O, betrachte mich doch als deinen Nächsten! Sei so vertraut mit mir, als du nur kannst ohne Schande für dich, das ist: für mich. Ich bin so glücklich über deinen Brief, der so négligé ist . . . richtig: négligé! Und du fühlst dich glücklich in meiner Liebe, o, das ist herrlich. Was ich gelitten habe während unserer Scheidung, kann ich dir nicht sagen. Ich wollte das Sofa gern haben, worauf du gesessen hast im Willemspark. Durch allerlei triviale Ursachen ist es mir entgangen. Ich habe darüber in meiner Einsamkeit geweint. Ist das nun professoral? O, wüßten die Menschen es, wie herrlich es ist, keine Weisheit zu haben als die des Herzens. Mein erster Brief war kalt, sagst du . . . o Gott, ich habe so gekämpft. Ich wollte klüger sein als mein Herz! Das war der Fehler. Aber brach mein Gemüt nicht durch in der letzten Zeile? Stand da nicht: ich habe dich lieb, und wenn es ein Verbrechen ist, in Gottes Namen!

Das hattest du getan! Das tat dein tapfer loyales, herzliches Schreiben. Du warst mutiger als ich, du ein Mädchen! Deine Offenheit machte mich beschämt über meine Weisheit . . . diese Weisheit würde ich nun fortan Schlechtigkeit

nennen, nach dem Codex meines Herzens. Wenn ich denn so fürchterlich klug war, hätte ich beginnen müssen . . . ja, wie? Ich weiß nicht, wie ich begann, dich lieb zu haben. Noch fühle ich den Eindruck von dem gelben Couvert deines ersten Briefes, noch bevor ich dich aufrief. Und dann dein zweiter, da unterzeichnet, der mit „und" begann. Nichts, nichts von dir ist mir verloren gegangen.

Mach es mit dem Schreiben an Tine, wie du willst. Heute schrieb ich ihr: „Ich finde, daß Edu wohl einen längern Brief hätte schreiben können, aber zwinge ihn nicht. Wenn er Lust hat, gern, aber nicht mit Zwang. Er soll mich in seinen Gedanken nicht zum Gespenst machen, das Pensum fordert." Also, Liebe, du vor allem denke nicht, weder Tine noch mir gegenüber, daß etwas gefordert wird, hörst du? Wenn ich mal einen Brief von dir bekäme: „ich habe dich lieb, aber keine Lust zum Schreiben", würde ich sehr zufrieden sein. Dennoch empfange ich gern dein Gemüt (das mein Eigentum ist), auch ich gebe dir, was ich kann, das siehst du. Ich habe schier ein Diebsgefühl, wenn ich dir was verberge. So ist Liebe Geben und Empfangen. Aber meine nicht, daß ich gebe, nicht, daß ich der Mann bin. O, das ist so schön in der sittlichen Welt. Bei richtiger Harmonie ist das Geben und Empfangen wechselseitig.

Du bist nicht geistreich, sagst du . . . Gott sei Dank! Du hast Herz, Mimi. Sag nein, wenn du es wagst. Wenn ich nach Haarlem komme, schließe ich mich ein, um all deine Briefe nachzulesen. Auch die, worin du in Ziffern dich selbst beschreibst.

Siehst du übrigens, daß auch Everdine nirgends geistreich ist? Doch poetisch ist sie wohl. Das deutsche Gedicht im Max Havelaar habe ich nicht gemacht, es ist ein Brief von ihr, von mir in Jamben übersetzt, und Edu, der durchaus kein gescheites Kind ist, hat den Stoff geliefert.

(Das Vorhergehende war vom Sonnabend Abend. Sonntag bin ich in Amsterdam gewesen. Jetzt:)

Dienstag Morgen.

Gestern ist Marie bei mir gewesen. Ich habe ihr dies nicht gegeben, weil ich deinen Brief erwarte und ihr nicht gern ohne Not ein dickes Päckchen mitgebe. Ich war ein bißchen enttäuscht, daß ich keinen Brief gestern Abend vorfand, als ich von H. nachhause kam. Ich habe da Schach gespielt mit Mevrouw und Franziska. Was für liebe, herzliche Menschen. Ich danke dir sehr, daß du mich dorthin gebracht hast.

Dennoch ist mein Verkehr dort im Hause nicht zum Guten. Ich fühle mich zu wohl da und äußere mich zuviel. Das giebt dem Geist — wie soll ich sagen — zuviel Ausspannung, Zerstreuung. Ich muß sinnen und mich einschließen. Es ist mir ein Capua. Zuhause auch. Das Reden mit Tine und den Kindern macht mich leer. Und ich darf nicht leer sein, denn ich habe viel zu tun.

Spaßig, wenn du die Briefe sähest, heute ein Pack von allerlei Art. Es würde mir Vergnügen machen, dich alles sehen zu lassen: ein Guck in die Welt. Ich werde ein Behälter für Empfindungen, und scheine einen Trostladen zu halten. Aber manchmal leider bin ich ausverkauft, und gebe (wie Mina im Hamerslop) Garn für Wolle, oder eine Oblate statt eines Besens.

Gestern Abend sprach ich Herrn B., deinen Onkel. Er saß im Conversationszimmer dicht beim Büffett, wo der Briefträger seine Briefe abgiebt. Da ich fortwährend an dich dachte und an den erwarteten Brief, kam mir mit einemmal in den Sinn, daß es so gefährlich ist, deine Hand auf der Adresse. Darum anbei einige Couverts . . . ich schrieb sie alle ungleich, absichtlich . . .

Es gab mir ein trübes Gefühl, als ich so denken mußte beim Schreiben dieser Adressen, ob du sie wohl benutzen würdest.

Wenn nur kein Brief weg ist, Mimi! Das wäre gräßlich! Nein, ich denke, daß du mir ausführlich schreibst über deine Verhältnisse.

Mittwoch.

Kein Brief! Liebes Mädchen, worauf wartest du? Sollte einer weg sein? Das ist arg.

Marie kommt erst morgen. Dann hast du diesen erst übermorgen. Ich bin unruhig. Heute Mittag komme ich zu H., dann höre ich zum wenigsten, ob du gesund bist. Stell dir vor, daß du krank wärest, und ich könnte nicht zu dir kommen!

Um zu beurteilen, ob wir abbrechen müssen, habe ich deinen Brief nötig.

Gestern habe ich einen Besuch gehabt von dem kleinen Fräulein B. Beurteilen kann ich sie noch nicht, aber ich glaube, daß sie ein Studium wert ist. Noch weiß ich nicht, ob sie ein Mädchen ist oder ein Mensch, oder (wie es sich gehörte) das eine im andern. Das bezweifle ich vorläufig. Die Harmonie in diesem Verhältnis ist mein Ideal von Vollkommenheit, und die allgemeine Disharmonie darin halte ich für die Ursache von viel Verkehrtem.

Als Bild so (alle Gleichnisse hinken, sei es!): Mensch sein will ich nennen: die allgemeine Eigenschaft oder Beschaffenheit der Gegenstände, z. B. Eisen. (Du siehst, daß ich die Fabrik von Hotz besuche.)

Mädchen, Mann, Frau, Kind sein stelle ich gleich dem augenblicklichen Zustand dieses Stoffes (die Form), z. B. eine Krampe, ein Haken, ein Nagel. Gutes Eisen kann allein dann von Nutzen sein durch seine gute Beschaffenheit, wenn es in die Form gebracht ist, die dem Zweck entspricht. Aber Form ohne guten Gehalt ist auch nichts wert.

Die allgemeine Beschaffenheit geht indes vor. Eine verkehrt geformte Krampe von gutem Eisen kann umgeschmiedet werden. Eine gut geformte Krampe von schlechtem Eisen ist sowohl unbrauchbar als Krampe, wie auch als Bestandteil von etwas anderm.

Ein guter Mensch, der in gewissem Zustande nicht seiner Bestimmung entspricht, kann in anderen Zuständen derselben

wohl entsprechen (ein albernes, kokettes Mädchen **kann** eine gute Mutter werden. Es ist nicht sicher, aber es ist möglich, u. s. w.).

Arbeite das ein bißchen aus in deinen Gedanken. Ich werde sonst zu weitschweifig.

Da kommt jemand in die Schmiede, der glaubt, daß viel gutes Eisen verkehrt geformt ist. Dieser Grundstoff ist zu gut, sagt er, um ihn so wenig dem entsprechen zu lassen, was man aus gutem Eisen machen kann. Was tut er? Wenn er was zu sagen hat in der Fabrik, ändert er die verkehrten Formen, das ist (auf die Gesellschaft angewendet) die Zustände.

Die Werkmeister (Eltern, Regenten u. s. w.) wollen das nicht. Der alte Zustand ist ihnen bequemer. Die Änderung erzeugt Schmerz. Nun ist die Frage, ob dieser Schmerz ehrwürdig genug ist, um das Umschmelzen zu unterlassen oder aufzuschieben.

Ich erwarte deinen Brief, und werde meine Pflicht tun.

Ich habe dir sehr ernst zu schreiben. Andern auch. Lange Zeit habe ich geflissentlich geschwiegen in der Öffentlichkeit. Es giebt viele, deren Stoff ich zu gut erachte für den Zustand. Aber es ist nicht der Mühe wert (aus einem sozialen Gesichtspunkt), Feuer anzuschüren für das Umschmieden **einer** Krampe. Aus **vielen** Krampen und Nägeln kann vielleicht eine brauchbare Lokomotive gemacht werden, oder besser noch: eine eiserne Brücke, die hinführt zu einiger Vollkommenheit.

Selten oder niemals wird etwas erfunden. Die Umstände zwingen zur Anwendung von etwas Bekanntem.

Nimm an, daß man über tausend Jahre in den biographischen Wörterbüchern von mir sagt: „er erfand eine neue Lehre", dann wird das eine Lüge sein. Wenn ich etwas tue, was mit so etwas Ähnlichkeit hat, werde ich nichts getan haben, als daß ich dem Zwang der Verhältnisse nachgab. Von vielen Seiten bekomme ich Schmerzensbriefe und man verlangt Hilfe (Änderung des Zustandes). Oft kommt es vor, daß ich das Eisen

nicht gut genug erachte für die Mühe des Verarbeitens. (Unlängst noch schrieb ich: „Ich kann mich nicht befassen mit solchen Jämmerlingen wie Sie. Tun Sie mir den Gefallen und schießen sich tot. Zur Ehrenrettung der Familie werde ich herumerzählen, daß Sie an den Masern gestorben sind. Auch verbiete ich Ihnen, zu schreiben über das Gute. Das kompromittiert einen andern, der's ehrlich meint, u. s. w.")

Man hat es nicht bequem, meine Sympathie zu gewinnen. Ich habe Fühlhörner und täusche mich selten über die Tauglichkeit des Eisens.

Ach, es würde mich schrecklich verdrießen, wenn ich dich nicht aufnehmen könnte in meine Pläne, wie ich dich in mein Herz aufgenommen habe! Ja, es hat mich meine Legion zu bilden gehindert, dieses Widerstreben, es zu tun ohne dich. Wenn ich sicher bin, daß du die sittliche Freiheit für den Anschluß hast, tue ich es. Wo bleibt nur dein Brief?

Ich muß eine wirksame Autorität den allgemeinen Begebnissen von ungesetzlicher Autorität gegenüber setzen. Es muß eine fröhliche Botschaft verkündet werden von Freiheit im Staate, in den Sitten, in den Herzen, in den Familien.

Jesus begann mit Fischersleuten! Es ist wahr, ohne Constantin hätten wir niemals von ihm gehört.

Und du fragst, wie ich es anfangen werde? Ei, wenn du über den Montblanc ziehen willst, dann beginnst du mit einem einfachen Gang nach der Station. Ich sehe, daß es geht.

Was tust du, wenn du ein Werk schreiben willst von 37 Bänden? Nun, du beginnst mit einem Buchstaben.

Ja, es geht! Meine größte Beschwer ist der Schmerz (der unbillige Schmerz doch!) von den alten Werkmeistern. Und ich mache mir Vorwürfe wegen dieses Bedenkens! Es ist gerad so, als wenn jemand, der die Dampfkraft entdeckte, ihre Anwendung verschöbe aus Mitleid mit den Ziehkähnen.

Oft sage ich wie Hamlet: Schere mir das Haupt kahl, spei mir ins Angesicht, steck mich in ein Kloster . . . ich habe noch nichts getan. Am I a coward?

Es ist so eine Stimmung, wie sie mich ein paar Seiten vorher schreiben ließ: ich begreife mich selber nicht. O, dieser verfluchte Kampf gegen meine eigne Weichheit! Tut die Natur das? Sie geht rüstig ihren Weg und zerschmettert, was widerstrebt. Darf ich meinen Pflug zurückhalten, weil vielleicht hier und da ein Wurm durchschnitten wird? Ist es nicht Feigheit? Und ist es billig, daß ich, meiner selbst nicht schonend, sentimental bin für andere?

Ich glaube, daß meine Weichheit verbrecherisch ist.

Lieber, bester Engel, schreib mir doch!

Kennst du Mirabeau? Ich ähnle ihm etwas, aber mehr noch Hamlet mit seinem ewigen Zaudern. Er wollte seine Mutter schonen . . . ich viele Mütter! Er hatte Beschwer vom Geschwätz des Polonius, ich habe deren hier in Holland zweiundsiebzig in der Zweiten Kammer. Ihn hielt man für verrückt, mich auch. Er war heftig, poetisch, philosophisch, mild und rauh (siehe die Scene mit Ophelia!). Ich auch. Er hatte sie lieb, ich dich. Er stieß sie von sich . . . o Gott, das würde ich nicht können! Warum ließ Shakespeare ihn das tun?

Ja, ja, ich weiß es wohl. Shakespeare war ein Riese in Menschkunde. Wirft man einen Blumenstrauß nicht weg, wenn man zum Kampf zieht? Macht nicht Lieblichkeit das Herz weich? Gewiß, gewiß, er mußte Ophelia von sich stoßen, sodaß sie wahnsinnig wurde vor Schmerz und gemeine Lieder sang, sie, das reine Mädchen! Schlimmeren Wahnsinn kenne ich nicht. Schmutzige Worte auf reinen Lippen.

Sieh, ich, der ich geschleift bin durch den Schmutz der Welt, ich, der ich . . . ja, ich will nicht all die Unreinheit nennen, die mich umgab im Leben, ich habe niemals ein schmutziges Wort gesagt! Dies kommt mir in den Sinn so unterm Schreiben. Niemals habe ich daran gedacht, aber wahr ist es!

Und dann Ophelia! Das ist Wahnsinn!

Und warum ließ Shakespeare sie so wahnsinnig sein? Um ihren Schmerz zu zeichnen. Und warum dieser Schmerz so

groß, so unendlich groß? Dieser Schmerz gab das Maß an von ihrer Liebe, und von Hamlets Liebe. Ihre Seelen sangen aus einem Ton. Ein gemeines Lied in ihrem Munde war dieselbe Dissonanz wie in seinem Munde das: Geh in ein Kloster, weg mit dir ... marsch!

O Gott, Mimi, wieviel Schmerz ist verbunden mit dem Eindringen in den Hamlet! Es tut mir leid, daß er existiert. Ich würde ihn schreiben, wenn ich's nicht ließe wegen des verfluchten Correkturlesens.

Adieu, liebes, reines Kind ... ich halte inne mit Schreiben an dich. Es irritiert mich, das siehst du wohl. Es rast heute in mir. Ich möchte zu dir gehen und dich mit mir nehmen. Ich gehe hinaus in den Park, ja, das ist gut.

Leb wohl, mein Kind, meine liebe Ophelia. Kannst du klug werden aus meinen Briefen? Aus den Stimmungen, meine ich?

Aufgeben tue ich dich nicht, niemals! Schreib mir auch so!

Mittwoch Nacht, nach deiner Sendung.

Ich bin spät von Hotz gekommen. Ich wußte es nicht, was meiner wartete. Ich habe bis jetzt gelesen und bin aufs tiefste bewegt.

Schreiben nun kann ich nicht. Ich danke dir, Mimi. O Gott, welch ein Herz! Ich weiß nicht, wie ich mein Gefühl nennen soll. Doch es ist Schmerz darin. Es ist, als müßte ich Angst haben vor der Heftigkeit meiner Empfindungen. Meine Liebe war nichts, ich muß für dein Herz sorgen. Morgen werde ich ruhig sein.

Meine Pflicht werde ich tun, sollte ich auch zusammenbrechen. O Mimi, wie bist du so herrlich stark, gerade in dieser erhabenen Aufrichtigkeit. Du würdest mich gut machen. Du giebst wohl dein Innerstes, ich, ich kann nicht schreiben. O, wenn ich das gewußt hätte, als ich heute Abend lachte und plauderte wie ein Kind ... daß meiner das wartete. Denn dein Tagebuch und dein Brief stimmen mich ernst.

Ich möchte sterben, um der Wahl aus dem Wege zu gehen zwischen Entsagung und . . . ich weiß nicht, was ich schreibe. Ich fühle etwas wie Heiligkeit durch dein Schreiben. Nein, du kannst nicht wissen, wie mich das angreift. Ich würde ein neues Leben für dich beginnen mögen. Nein, sicher, du bist nicht geistreich ... ich kann dir nicht sagen, wie ich für dich fühle. Ja, ich möchte sterben in dieser Nacht, um zu scheiden mit diesem Eindruck. Was geschehe, ich werde deiner wert sein, ja, das will ich. Ach, wenn ich doch heute Nacht noch Tine sprechen könnte. Sie würde mich gut begreifen. Sie würde mich gut begreifen. Ich wollte, daß ich tot wäre. La joie fait peur, nein, es ist keine joie. Ich bin erschüttert. Es ist kürzlich ein Mann verrückt geworden, weil er Geld gewonnen hatte. So ist es auch nicht. Nein, es ist, weil ich fürchte, daß ich dich werde aufgeben müssen um deiner Mutter willen. Morgen werde ich überlegen. Jetzt kann ich nicht. Es ist was Seltsames an diesem Tag.

Donnerstag Morgen.

Ich hatte dir geschrieben von Freitag Abend bis gestern Mittag. Das bekommst du; aber jetzt kann ich nichts anderes, als dir sagen, daß ich deine Sendung habe. Jetzt kann ich dir nicht schreiben. Bedenke, daß du ein Schlußzeichen verlangst. Das werde ich geben, sollte auch mein Herz brechen, aber dazu muß ich meine Geisteskraft sammeln. Schreib mir nicht. Du hast genug getan. Die Reihe ist an mir. Aber ich bekenne, daß ich schwach bin. Der letzte Brief soll von mir sein. Ich weiß nicht, was schwerer ist, zuletzt schreiben oder als erster nicht antworten. Ich bin betrübt und froh, alles zugleich.

O, ein Ding noch, antworte darauf mündlich durch Marie, wenn du willst: darf ich dein Tagebuch aufheben? Verbrennen kann ich es nicht. Das kann ich nicht. Wenn du nicht willst, daß ich es behalte, dann sende ich es dir zurück.

Ich bin müde vor Erregung. Ich habe Zeit nötig. Ich will dich liebhaben, wie niemals es jemand ersinnen konnte, hör, heiliger, reiner . . . aber glühend, Mimi.

Ich werde nachhause gehen, das tue ich immer, wenn ich erschüttert bin. O, das Schlußzeichen. Du hast recht. Ich achte dein Urteil, ich fühle, daß du gut handelst. Ich will nicht geringer sein.

Nein, du bist nicht halb. Du . . .

Ich kann jetzt nicht schreiben. Ich bin unsagbar bewegt. O, wie würde dein Vater dich verehren, wenn er alles wüßte!

Gieb deiner Mutter einen Kuß, und auch deinem Vater; ich weiß nicht, warum ich dies sage, aber ich fühle es so.

Wie ist das Schreiben erbärmlich. Dennoch würde ich dich jetzt nicht sprechen mögen, allein nicht.

Erwarte meinen Brief, mein Schlußzeichen. Jetzt habe ich keine Worte für mein Gefühl. Ich wollte, daß ich noch einmal leben könnte.

Mimi, ich werde dir deine Pflicht leicht machen. Das hast du an mir verdient.

O, Gott, Freiwilliger vor für eine Heldentat, ein Schlußzeichen. Ja.

Heute kein Wort mehr, aber tun werde ich es.

XCII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Freitag, 27. März.

Was ich durchgemacht habe seit Mittwoch Nacht, wo ich deine Sendung hatte, kann ich nicht sagen, Mimi. Ich danke dir für deine schöne Liebe. Ich sehe aus deinem Tagebuch, was du gelitten hast, und ich habe Ehrfurcht vor dir.

Wenn nun dieser Brief kühl erscheint, bedenke, daß ich mich niedersetze, um ein Ende zu machen deinem und meinem Kampf. Mein Gemüt ist voll, und wenn ich nun darin nachgebe, es zu äußern, wo bleibt dann der Schluß, den du forderst. Und du hast recht. Ich sage es auch. Also nun in der

Tat zum letztenmal. Ich werde karg sein mit meinen Worten.

Gestern war ich recht unwohl, doch nicht deinetwegen. Es war mir etwas recht Häßliches begegnet, und das war unrein hereingeklungen in das heilige Gefühl, das ich für dich und durch dich hatte. Sonst hätte ich dir gestern schon geschrieben. Ja, wohl darf dein Vater stolz sein auf dich. Nein, du bist nicht halb. Gerade das ganz Offene gegen mich ist die Art, gegen ihn ganz deine Pflicht zu tun. Das geschehe denn auch.

Analysieren, Sichten, was du ihm schuldig bist, was deiner leidenden Mutter, ist nun nicht angebracht. Auch nicht, wie lange unsere Scheidung dauert.

Ist dies nun eine karge Antwort auf deinen herrlichen Brief, auf dein Tagebuch, diese Photographie von deiner Seele? Ja! Es ist meine ritterliche Pflicht dir das Nichtantworten leichter zu machen, als mir dies Schließen fällt. O, das Wort Schlußzeichen saust mir im Ohr seit vorgestern Nacht.

Vielleicht verliere ich Marie. Sie hat Verdruß meinetwegen. Weniger, als du hattest . . . aber sie hat auch weniger Grund, es zu tragen. Wenn das so ist, behalte dann, daß du mich finden kannst, indem du an Everdine schreibst. Niemand wird etwas von dir lesen. Selbst sie nicht.

O Gott, Mimi, wo ich je kühl oder kalt erscheine, bedenke, daß da Falschheit steckt in jeder Annäherung von meiner Seite, besonders nun ich dein Tagebuch gelesen habe und deinen Kampf kenne.

Wenn ich nun nicht schließe, wann dann? Siehe, ich grüße dich und ich verehre dich wie ein Heilige!

XCIII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

[Versandt in Brief XCVI.]

Freitag Morgen.

Mimi, ich lese da einen Brief von deinem Vater an Truida. Nebenumstände weiß ich nicht; ich weiß nichts, als was der Brief mich vermuten läßt.

Wirst du brüskiert, beschimpft, roh behandelt . . . das darf nicht sein!

Ich sitze in tötlicher Angst deinetwegen.

Ich habe Recht auf Nachricht von dir, und daß du zu mir kommst, wenn man dich roh behandelt. Auch Annette darfst du nicht allein lassen. Wenn man euch zwingt, wegzugehen, müßt ihr beide zu Everdine. Ich werde euch in dem Fall nicht sehen oder begegnen, und für euch sorgen als meine Kinder. Ich werde euch abholen lassen von Ch. de Gr. oder euch begleiten lassen von Mina. Wie es sei, gieb mir Bericht von dir. Ich bin in furchtbarer Unruhe deinetwegen. Um Gotteswillen, schreib mir ein Wort. Zeige mir, daß du auf mich vertraust, wenn du in Not bist. Du darfst dich nicht erniedrigen lassen. Das hast du nicht verdient. Deine Mutter krank? Ja, aber es ist für deine Mutter auch nicht gut, daß man dich beleidigt und schilt. So liegt es! Bedenke, daß ich nichts weiß, und daß meine Angst mich so schreiben läßt. O Gott, Mimi, rechne auf mich. Wenn du das Haus verlässest, werde ich für deine Ehre sorgen. Ich werde dich nicht sehen.

Für T. ist es auch recht hart. Auch darin ist dein Vater ungerecht. Wie kann er so handeln? Du hast ihm doch sicher gesagt, daß du just, weil ich hier bin, nicht hier im Hause kamst. Wenn dein Vater alles gut wüßte, hätte er Grund zu Zufriedenheit, auch über die liebe Annette. Und auch ich habe mich redlich gut gehalten. O, dieser Unverstand! Fühlt er nicht, daß er dich anreizt, aufwiegelt, forttreibt?

Laß dich nicht erniedrigen, und bedenke ein Mittel, wie ich Nachricht von dir bekomme.

Wenn du mich nicht nötig hast, dann werde ich nichts tun und neutral bleiben, aber wenn ich etwas für dich tun kann, wird nichts mir zu schwer fallen, nichts! Ich habe ein Recht darauf, daß du auf mich rechnest.

Sonnabend.

Gestern bin ich ausgegangen mit dem Plan, dir diesen Brief zukommen zu lassen. Ich dachte an Fräulein Dr. und deine Näherin. Aber nach langem Überlegen habe ich nichts getan. Ich würde den Leuten strenge Geheimhaltung anbefehlen müssen, und das würde dich kompromittieren. Und wenn es mißglückte und dein Vater bekäme es in die Hände, so würde das deinen Zustand noch erschweren. Also Geduld! Du mußt eingesperrt und bewacht sein, sonst würdest du Nachricht geben. Gott weiß, wie es dir geht. Am meisten bange bin ich, daß dein Vater dich durch das eine oder andere kompromittiert. Dieser Gedanke ist furchtbar.

XCIV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

[Versandt in Brief XCVI.]

Sonnabend Morgen.

Beste Mimi, ich habe dir etwas zu sagen und versende dies durch die Post in der Meinung, ja, mit dem Wunsch, daß dein Vater es lese.

Gestern erhielt Mevrouw H. einen Brief von deinem Vater, der uns viel zu denken giebt. Ich lasse alle Nebensachen beiseite, um allein das zu sagen, daß niemand, und am allerwenigsten dein Vater das Recht hat, dich zu behandeln wie ein ordinäres Mädchen. Ich vermute, daß du bewacht wirst, eingesperrt, Gott mag wissen! Sonst würdest du von dir hören

lassen. Was dich Bedienstenten gegenüber kompromittieren würde, brauchst du nicht hinzunehmen. Du hast Pflichten zu erfüllen auch gegen dich selbst.

Meine Wohnung steht für dich offen. Everdine wird dich mit Liebe empfangen, und ich werde sorgen für deine Ehre, indem ich wegbleibe von Hause, solange du nötig haben wirst, da eine Zuflucht zu suchen vor väterlicher Tyrannei.

Laß dies deinen Vater lesen.

Ich grüße dich herzlich.

Douwes Dekker.

Der Einwand, daß du bleiben mußt wegen der Krankheit deiner Mutter, ist eine unrechte Spekulation auf dein Gefühl. Es ist für deine Mutter nicht gut, daß dein Vater durch seinen unverständigen Zwang Scenen hervorruft, und daß er dich, der du so pünktlich deine Pflicht tatest, durch seine gewalttätigen Maßregeln als ein schlechtes Mädchen erscheinen läßt. Das wird deiner Mutter Schaden tun. Dein Vater ist deiner nicht wert. Wenn man so gegen Mädchen handelt, die ihre Pflicht beobachten unter Opferung der liebsten Empfindungen, wie sollte man es machen mit andern?

Mimi, die Vaterschaft giebt kein Recht, dich zu beleidigen oder bloßzustellen.

Geh zu Everdine. Dort wirst du nicht beleidigt werden.

XCV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Dienstag, 2. Juni '63.

Mimi, ich kann es nicht aushalten. Was ich nach dem fatalen Brief von deinem Vater gelitten habe, übergehe ich. Jetzt das rätselhafte Schreiben an Marie, mit einem Liebesblick auf Truida . . . für mich kein Wort, kein Wink, nichts!

Das ist grausam, Mimi! Ich flehe dich an um ein Wort. Von jenem fürchterlichem Tag ab, da T. den Brief empfing, schrieb ich dir, in der Hoffnung, endlich imstande zu sein, es dir zukommen zu lassen. Wehe, ich dachte, daß du eingesperrt, bewacht, mißhandelt würdest. Ich hörte dann, daß du frei bist, und das war mir ein Dolchstich. Ich war im Begriff, dir einen Brief zu senden (geschrieben war er schon), öffentlich durch die Post, worin stand: „Laß dies deinen Vater lesen." Ich bat dich, zu mir zu kommen!

Und jetzt, Mimi, jetzt . . . ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich flehe dich an um ein Wort der Herzlichkeit, des Vertrauens. Was habe ich dir getan, Mimi? Ich habe dich glühend, und ich meine, edelmütig lieb gehabt. Dein Brief an Marie ist furchtbar geheimnisvoll, und er schließt mich so aus! Hast du ein Geheimnis, bist du mit deiner Ehre verpflichtet, es zu bewahren, so tu es, aber gieb mir ein Zeichen von Herzlichkeit. Willst du nicht, daß jemand es weiß, gieb es dann zu erkennen, und ich werde schweigen. Aber gieb mir etwas wenigstens, ein Wort.

Ich sprach da von Ehre! Nun, ist das Ehre, mir solchen Kummer zu bereiten? Ach, ich wollte, ich könnte noch den Wahn haben, du würdest bewacht! Eingesperrt! Dafür hätte ich Rat und Hilfe, aber für Herzenslauheit weiß ich keinen Rat. Ich bin bitter betrübt, Mimi!

Ich fürchte so, daß du böse auf mich bist, dieses auffällige Verschweigen meines Namens in dem Brief an M. martert mich! Ich kann nicht fassen, daß etwas sein kann, das dich in den Wahn bringen könnte, ich sei nicht gut und hätte dich nicht lieb. Ich bitte dich inständig, schreib ein Wort.

Oder eine Blume, einen Buchstaben, deinen Namen nur, etwas um Gotteswillen, Mimi! Foltere mich nicht so! Das kann mit nichts entschuldigt werden . . . Nein, nein, ich klage nicht an, nein, aber ich flehe um ein Wort.

XCVI

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Donnerstag Abend spät.
[4. Juni 1863.]

Meine liebe Mimi, mein herrliches Kind. Ich setze mich, um ruhig an dich zu schreiben, es ist vielleicht gut. So oft wollte ich das tun, und immer hinderte mich diese fürchterliche Spannung von dem „Schlußzeichen", du weißt wohl. Nun Interessen von andern mithineingezogen sind, würde es kleinlich sein und Pflichtprüderie, unvollständig zu schreiben. Ja, manchmal sogar frage ich mich, ob wir gut damit taten, uns so geflissentlich zu meiden. Ich habe eigentlich keine Prinzipien, kein Sittensystem, du weißt, ich folge meinen Empfindungen. Nun ist mein Herz wohl gut, aber oft drängt es mich bei der Wahl zu handeln allzusehr nach der Seite des Opfers. Daß ich nicht auf Fortsetzung unseres Verhältnisses bestand, ist vielleicht nicht gut gewesen. Ich sage: vielleicht. Jetzt noch schlage ich keine Änderung vor. Die Rechte deines Vaters, die Krankheit deiner Mutter, deine liebe Berufung, für die Kleineren zu sorgen, das alles wiegt sehr schwer. Aber es spricht auch was dagegen. Und es ist sehr möglich, daß ich das Dagegen nicht schwer genug habe wiegen lassen, gerade weil Trennung von dir mich soviel kostete. Es liegt Betrug in Opfersucht ebensosehr wie in ordinärem Egoismus. Denn auch Opfern ist oft Selbstsucht. Die Idee, Schmerz zu tragen, damit du deine Pflichten treu erfüllen möchtest, verlockte mich zu schmerzhafter Selbstpeinigung. Noch fühle ich die Empfindungen von dem Abend, als ich dein Tagebuch las, und noch sage ich: ich hätte so gern sterben mögen, nachdem ich darin gesehen hatte, daß du mich lieb hast mehr, als ich zu denken wagte.

Gut, gut, ohne nun zu sagen, daß du anders handeln mußt, will ich doch mal endlich dies und jenes zur Sprache bringen,

was uns vielleicht nicht so ohne weiteres einer verhältnismäßigen Trennung hätte zustimmen lassen müssen.

Liebe, denke dir mal, wir wären verheiratet vor dem Gesetz, hätten wir uns dann auch so mir nichts dir nichts voneinander reißen lassen? Doch nein. Und nun frage ich dich, ob es nun sein sollte? Nun, weil es keinen Vertrag giebt vor dem Gesetz? Oder erachtest du dich weniger mir verbunden? Ich dir nicht! Ich darf dies jetzt besonders sagen, weil ich in diesen letzten Tagen der bitteren Unruhe über dich so gut gefühlt habe, wie sehr mir an deinem ganzen Schicksal gelegen war. Es giebt nur ein Ding, das mich hindern kann, öffentlich für dich aufzutreten und dich als mein Eigentum zu betrachten, das ist: dein eigener Wille. Und dieser Wille wird bestimmt durch Pflichtbegriff. Aber die Frage ist, ob wir den gut deuteten.

Denn . . . auch in Bezug auf dich selbst hast du Pflichten. Ich spreche nun in der Meinung, daß du mich liebst, wie ich dich. Wohlnun, darfst du dann tagaus tagein Mord begehen an deinem eigenen Herzen? Bin ich dir nicht der Nächste? Ich habe Gedanken zu geben, gehören die nicht dir? Darfst du mir die deinen vorenthalten? Die Ideen, die du schriebst auf das Blättchen in Truidas Brief, bekam ich nun auf einem Umwege, zufällig! Ist dies alles gut? Die Krankheit deiner Mutter hat ihre Rechte, aber auch deine Gesundheit, dein Verlangen nach Friktion, nach Entwicklung, dein Bedürfnis mitzuteilen und zu empfangen, und dann all das meine demgegenüber . . . mit einem Wort: unsere Liebe. Ja, Mimi, auch ich habe Rechte auf dich. O denke nicht, daß dies alles die Einleitung ist zu der Abziehung von deinen andern Pflichten. Sei ruhig, ich sage noch, deine Mutter geht vor, aber ich behaupte nur, daß die Befolgung von deines Vaters Willen nicht so völlig zweifelsohne deine Pflicht ist.

Niemals sprang mir dies deutlicher ins Auge als dieser Tage, nun andere Interessen als die meinen verletzt wurden durch deinen — ich weiß kein anderes Wort dafür — durch deinen Puritanismus. Du hast T. bitter betrübt. Ich lasse jetzt

die Ursache zu dem Brief dahingestellt (gleich komme ich darauf zurück), aber darfst du sie unvorbereitet, ungetröstet, ohne Zuspruch sogar, so einen Schlag ins Gesicht empfangen lassen? Mimi, wenn das deine Pflicht wäre, dann erkläre ich, daß ich ein pflichtvergessener, schlechter Mensch bin! Kein Gott würde mir das weismachen können.

Rührend war unsere Übereinstimmung in der Meinung: „Mimi muß bewacht, eingesperrt, gebunden sein, daß sie das zuläßt!“ Oder — denn verhindern konntest du es nicht, daß dein Vater schrieb — oder daß sie nicht hierher fliegt und sagt: Truida, das kommt nicht von mir! Ich erfuhr später, daß du ausgewesen wärest, und sagte es Truida nicht, das würde für sie ein Dolchstich gewesen sein, wie es das mir in der Tat war. Sie hat gelitten, Mimi, und es war rührend, wie wir uns abquälten, um eine Entschuldigung für dein Schweigen zu finden. Ich wollte, daß du alles gehört hättest! Wie wir den ganzen Tag auf die Glocke horchten, wie wir immer fragten — oder Fragen tat nicht mehr nötig, wir sahen uns nur fragend an — weißt du etwas von Mimi? Mimi, ich sorgte für dein Blumenkörbchen und suchte das Moos am Leben zu erhalten, und ich versichere dich, daß es mich Tränen gekostet hat. Ich bewahrte den ersten Tag die verwelkten Zweiglein, aber darauf kam ich auf den Gedanken, das Moos am Leben zu erhalten, und jedesmal, wenn ich nachsah, ob es gelingen würde, fragte ich mich, was mehr Aussicht hätte, dein Herz oder diese zarten Würzelchen. Und immer war die Antwort bitter! Denn sah das Moos welk aus, dann sagte ich: nun ja, das Pflänzchen will sie nicht beschämen! Und hatte ich wieder Hoffnung, dann hörte ich mich selbst sagen: diese schwachen, zweimal verpflanzten Fäserchen sind stärker als sie! Ich kann dir meinen Schmerz nicht beschreiben, und auch Truida war bitter betrübt.

Nun frage ich dich, Mimi, ist es Pflicht, soviel Kummer zu bereiten? Wenn jemand dir das erzählt, so sage ihm, daß er lügt, und laß dein Herz (das gerecht ist, o ja, Gott sei Dank!)

laß dein Herz dann das Gesetzbuch sein, worauf dein Dementi beruht. Es sind Narren oder Betrüger, die ein besseres Gesetzbuch anpreisen.

Dein Vater hatte Ursache (begründete oder nicht), so einen Brief an Truida zu schreiben. Was konnte dich hindern, ihr die Hand zu drücken bei, vor oder gleich nach diesem Brief? Was nur?

Bitte, Befehl von deinem Vater? Du durftest nicht gehorchen. Wahrhaftig, Mimi, du durftest nicht! Hatte dein Vater Grund, euern Umgang zu verbieten, ich glaube, daß du gut handeltest, dem Folge zu leisten (immer Nebenumstände wegen, denn ein absolutes Recht, dich, ein erwachsenes Mädchen, ein Weib, einen Menschen in solche Bande zu legen, hat dein Vater nicht). Aber du durftest nicht der höchst grausamen, unbilligen Forderung Folge leisten, daß du von Truida keinen Abschied nehmen solltest, ihr nicht zum letztenmal ein herzliches Wort gönnen solltest. Dazu bestand kein Grund! Nimm an, daß die Ursache recht und gültig ist, kann aber dein Vater erklären, daß das Schreiben eines Abschiedsbriefes oder der Besuch von einer Viertelstunde dir, ihm, deiner Mutter oder wem auch sonst würde geschadet haben? Ich bleibe bei der Behauptung, daß das Urteil darüber bei dir steht, doch nehme an, daß er das wissen muß. Ich frage dich, kann er das behaupten? Diese Forderung ist also tyrannisch! Und daß du ihr nachgabst, war schwach von dir, Mimi.

Und nun komme ich wieder zurück auf die Frage, ob es gut ist, daß wir so geschieden sind. Wenn ich regelmäßig, ruhig, ohne all diese Erschütterungen mit dir in Berührung gewesen wäre, würdest du nicht so gehandelt haben, und jetzt noch bitte ich dich: mach das gut! Nicht um Truida zu versöhnen (das ist nicht nötig, glaub mir), aber weil du meine Mimi bist! Ich kann natürlich nicht alles wiederholen, was wir sprachen. Ich hatte bittere Gedanken in meinem Herzen, und meistens hielt ich sie da verschlossen, aber ganz selten, wenn ich mit Truida allein war, kam's heraus. Nun, um dir den

Schmerz zu charakterisieren, einmal habe ich gesagt: ich hätte lieber gehört, daß Mimi sich einem Mann von der Straße hingegeben hätte, als an solchen Bruch in ihrem Herzen glauben zu müssen. Und, setzte ich dann hinzu, es muß also etwas anderes dahinterstecken, das wir nicht wissen, aber in meinem Innern suchte ich vergeblich nach der unbekannten Ursache deines Schweigens; und jetzt noch sage ich dir, du tatest verkehrt!

Ich rate dir, sag deinem Vater, daß du verkehrt tatest, sage, daß du ihm gehorchen wirst um deiner Mutter willen u. s. w., insoweit deine Pflichten das in der Tat mit sich bringen, daß aber deine Mutter nicht besser werden würde, noch der Erziehung deiner Schwestern und deines Bruders ein Vorteil zugefügt würde durch eine gänzlich willkürliche, unmotivierte Grausamkeit. Daß du dem Pflichtbegriff nachgiebst (indem du den Verkehr abbrichst), daß du aber nicht der Tyrannei nachgiebst, indem du ohne Grund jemanden bitter kränkst, der dich lieb hat. Noch einmal, T. verlangt nichts, sie denkt nicht an Rancune. Aber mir ist es eine Ehrensache geworden, daß du nicht feigherzig erscheinst.

O, ich habe dir mehr zu sagen! Aber nun das: die Ursache zu dem Brief! Ich rede nicht weiter davon, was ich litt all die Zeit, als ich dachte, daß die Sache mir gälte, sei es, daß mein Aufenthalt hier entdeckt war, oder sei es durch Gott weiß was anderes. Mein Leben ist so voll, daß jemand, der mir Schaden zufügen will, beau jeu hat. Gut, es gilt mir also nicht. Ergo Truida oder Jacques. Es ist delikat von dir, daß du es mir nicht sagst — aber ich vermute, daß ich den Grund weiß, und auch daß du schwiegst, um Truida keinen Schmerz zu bereiten.

Als ich heute Mittag deinen Brief erhielt, war ich glücklicherweise allein. Ich flog auf mein Zimmer und habe nichts gesagt. Hier der Grund. T. und ich haben zusammen gelitten, einen Brief von dir zu haben und ihn nicht mit ihr zu teilen, wäre grausam gewesen. Das ging nun nicht, ich mußte also

alles für mich behalten. Nachmittag kam Marie, und als sie weg war, sagte ich: „Endlich Nachricht von Mimi! Es ist nicht meinetwegen. Also deinetwegen oder Jacques wegen. Ich will ihr schreiben und sie bitten, daß sie es sagt.“ Ich schien dies also von Marie gehört zu haben, und ich konnte meinen Brief (meinen herrlichen Brief!) für mich behalten.

Hierneben folgen die zwei unversandten Briefe. Ersiehe daraus, ob ich dich lieb habe; und eine Bemerkung: bedenke, daß ich in dem Schreiben deinem Vater etwas hart zusetzen mußte, weil ich glaubte, daß du eingesperrt wärest!

Dieser letzte Brief sollte mit der Post versandt werden. Glücklicherweise machte Truida mich noch aufmerksam, daß es nicht ganz sicher wäre, daß dein Vater von meinem Hiersein gehört hätte, und daß also in einem entgegengesetzten Falle deine Position noch verschlimmert würde.

Mimi, meine Mimi . . . ich halte sehr auf deine Ehre! Und mein liebes Kind, die sitzt nicht allein, nicht hauptsächlich, ja vielleicht überhaupt nicht in dem, was die Menschen meinen. Jesus sagte: nicht, was zum Munde eingeht u. s. w. Wohlnun, ich sage: die Ehre sitzt über, und nicht unter dem Gürtel! Es klingt derb, ich weiß es wohl, aber wahrhaftig, es giebt schönere, heiligere, feinere Pflichten als die drei Tugendchens, die die Welt für Tugend ausgiebt. Auch im Sinne der Welt bist du tugendsam, und ich werde wahrhaftig nichts anderes von dir begehren, aber Liebe, mach dich doch frei von der anständigen Idee, daß diese drei Tugenden alles sind! Ach, könnte ich dich täglich sehen und sprechen! Was nun grob klingt und etwas gewagt, würdest du in dich aufnehmen, und es würde dir Kraft geben, du selbst zu sein. Denn du bist ein edles, hochherziges Mädchen. Das sehe ich selbst jetzt in dieser Sache, worin du, wie ich glaube, verkehrt tatest.

Schreib mir schnell und viel. Ich habe dich glühend lieb, und just darum habe ich dir so . . . rundheraus geschrieben. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß an dir was aus-

zusetzen sein sollte. Ach, ich würde dich so gern sprechen, jetzt besonders.

Gute Nacht, mein lieber Engel, bist du nicht böse, daß ich gescholten habe?

Es ist klarer Tag geworden. O, könnte ich dir alles, was ich jetzt schrieb, gesagt haben! Und könnte ich dich küssen, anders als ich je tat ...

Gut, gut, wenn du mich nur lieb hast, bin ich zufrieden, säh' ich dich auch niemals wieder.

Sonnabend Morgen.

Wenn du wüßtest, was es mich kostet, dir nicht zu schreiben. Ich habe dir immer was zu sagen, und würde gern alles mit dir behandeln. O, die Ideen auf dem Blättchen! Aber die werde ich doch beantworten.

Ich bin innig erfreut, daß du so geachtet hast auf die Samenkorn-Idee. Das stand auch in deinem Tagebuch ... Ach, ich hätte dir soviel zu schreiben ...

Es ist noch die Frage, Mimi, ob es gut ist, daß wir uns so meiden.

Nein, Mimi, ich habe keine Art vergessen. Das ist mir gerade aus deinem Tagebuch klar geworden, und jetzt wieder.

Die kleine französische Frau mußte nicht schön sein (das würde so sein bei einem Autor). Sie war in der Tat schön (das war so im Abenteuer, in der natürlichen Begebenheit). Ich bin mit ihr in Nizza abgestiegen und habe zusammen mit der Familie logiert. Ihr Mann war ein Muster von kindlicher, ans Dumme grenzender Naivität. Er fand es angenehm, daß seine Frau mich gern hatte, und reiste allein nach Genua, um zu sehen, ob er da Anstellung erhalten konnte, sonst wollte er zurück nach Nizza, wo er Praxis suchen wollte. (Das letztere hat er getan.)

[Dies und das Folgende hat Bezug auf das Reiseabenteuer auf der „Sainte Vierge" bei seiner Überfahrt von Indien nach Europa im Jahre 1857, das hier auf S. 100/101 erwähnt ist und das den Stoff für Multatulis hübsche Erzählung „Seekrankheit" hergab, wovon eine Übersetzung in meinem Biographie- und Auswahlbande sich befindet.]

Mit seiner Reise ginge es jetzt so gut, sagte er, weil jetzt jemand da wäre, der in seiner Abwesenheit für seine Frau sorgen würde. Sie wäre sonst so allein in Nizza. Er hatte wohl gemerkt, daß ich freundlich war, denn auf See, als er (tot-seekrank!) sich nicht rühren konnte, hatte ich auf sie Acht gegeben. Herrje, Mimi, es war so eine närrische Geschichte . . . ich habe all die weißen Bohnen wiedergesehen, oder wenigstens . . .

Unflätig? Unflätig? . . . So ist die Natur! Ich fand sie nicht unflätig, als sie mich so ungeniert behandelte. Ich war nicht erscheinungsfähig, als wir am Chateau d'If vorbeisegelten.

Gut. Ich war angestellt als Cavalier zu Nizza. Da habe ich mich verhältnismäßig gut betragen, Mimi. Sie schrieb das später der Heiligen Jungfrau zu.

Es liegt in diesem allen nun etwas, als wenn sie sich nicht gut betragen hätte. Hör mal, Mimi, das ist nicht so. Sie war eine brave Frau, aber etwas leidenschaftlich. Ich bin so bange, daß du in diesen Dingen zu radikal urteilst, weil du „nur ein Mädchen" bist. Glaube mir, daß sie brav und gut war . . . Ja, das würde sie gewesen sein, wäre die Sache auch anders abgelaufen. Ich bin überzeugt, daß sie es ihm würde gesagt haben. Auch mußte sie wohl gut sein, um mich einen guten Beschluß fassen zu lassen.

Ach, das Analysieren von diesen Dingen würde mich zu weit führen. Gern würde ich so mit dir sein, daß ich es könnte.

Mein Leben ist sehr voll. O komisch. Aber (ernsthaft!) Ich bin durchaus kein Tugendheld. Bisweilen schien die Heilige Jungfrau untätig, und der gute Anselmo hatte den Mund etwas voll genommen, als er sagte: cela vous préservera du péché.

Wohl denke ich über „péché" anders als andere, wohl nenne ich oft nicht péché, was die Welt so nennt, aber selbst in meiner eigenen Auffassung von Sünde bin ich recht oft arg gestrauchelt.

Das ist keine Bescheidenheit, Mimi, ich sage dies ernsthaft, auf mein Wort.

Ich habe lieber, daß du mich nicht lieb hast, als daß du es tust wegen einer Unwahrheit.

Ach, ich schriebe so gern ausführlicher an dich . . . alles, alles, bis in die feinsten Besonderheiten. Ich würde nichts vor dir verbergen. Glaube wohl, daß ich durchgängig das Gute wollte, aber nicht, daß ich durchgängig gut gewesen bin. Das ist denn auch verteufelt schwierig. Ich habe manchmal danach verlangt, tot zu sein, um nichts Schlechtes tun zu können. Was für eine Ruhe.

Es muß doch ruhig sein,
Da unter Gras und Blumen
Zu schlafen ganz allein . . .

Leb wohl, Mimi, mein liebes gutes Kind. Du brauchst mir nicht zu schreiben . . . ich weiß alles . . .

XCVII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Freitag Nacht, 26. Juni '63.

Mimi, meine liebe Mimi! Verabredung oder nicht, ich weiß, daß heute ein Brief an dich abgeschickt ist, der dir Kummer machen wird, und darum schreibe ich ein Wort. Ach, wäre es mir jetzt nur sicher, daß es dir einen angenehmen Eindruck giebt, daß ich deinen Schmerz nicht ansehen kann, ohne dir recht herzlich zuzusprechen. Ich kann dir jetzt nichts sagen, als daß ich dich unbegrenzt lieb habe. Noch danke ich dir für deinen langen letzten Brief und für den Spaziergang. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich mit dir gewandelt bin. Du weißt nicht, wie ich an dir hänge. Ich will dich nicht abziehen von deinem Plan (sechs Monate) und bitte dich also

nicht, zu schreiben. Auch ich werde nicht schreiben. Aber wohl bitte ich dich jetzt, Marie zu sagen, daß es dir wohltuend war, dies jetzt von mir zu empfangen. Ich habe einen sechsten Sinn und fühle Angst, daß ich dich verlieren werde. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich dieser Gedanke verfolgt. Ich habe ihn schon lange. Ich habe mich nicht genug gegen dich äußern können. Vieles von dem, was ich dir zu sagen habe, erfordert etwas anderes als abgebrochene Korrespondenz oder hastiges Zusammensein, jedesmal verdorben durch Angst vorm Scheiden.

Ich werde die sechs Monate geduldig warten, und betrachte dies jetzt nicht als Wortbruch. Es war mir Bedürfnis, dich nicht allein zu lassen mit dem Brief, den du morgen empfängst und den ich gelesen habe! Mein Herz bricht mir. Tr. hatte Tränen in den Augen, als H. ihr ihn vorlas, und dennoch . . . dennoch . . . Gott, Mimi, du weißt nicht, was ich die letzte Zeit durchgemacht habe. Und dieses „du weißt nicht!" ist keine Phrase, nimm das buchstäblich. Es ist meine Schuld nicht, daß du nicht alles weißt. Früher schon (und immer) beschwerte es mein Gemüt, wenn ich mit einem andern vertraulicher umging als mit dir. Ich habe dir dies mehrfach gesagt. Ich bin in meinem Verhältnis zu dir so conscientiös gewesen. Ich habe solche heiligen, reinen Eindrücke von dir, und just darum drückt es mich so, daß ich dir so wenig habe wiedergeben können.

Mimi, ich lese wieder deinen letzten Brief nach. Da steht es doch, daß du mich lieb hast. Ich rechne fest darauf. Ich würde es nicht ertragen können, dich zu verlieren.

Giebt es auch etwas, das ich für dich tun kann? Etwas, was dir Vergnügen machen wird? Etwas . . . etwas . . . Ich will etwas sagen, aber das Wort will nicht heraus. Denke mal nach und frage, ob es etwas giebt, womit ich dir zeigen kann, daß ich dich über alles liebe. Ich wollte dir so gern etwas opfern.

Ach, das Moos aus deinem roten Körbchen lebt. O, welche

Wehmut hab' ich ausgestanden bei der Pflege dieser verwelkten, halbvertrockneten Pflänzchen in der Zeit meiner Trauer über dich. Ich habe sie verpflanzt und gepflegt und versorgt, und es wurde mir ein Symbol . . . und lange drohten sie zu sterben. Unlängst fragtest du wegen etwas von dir, „ob das kindisch wäre". O, dann würde ich kindisch sein! Ich habe die vertrockneten Blumen aus deinem Körbchen. Unlängst hatte ich Blumen (nicht die deinen) in den Graben geworfen. Rosen, entblättert, sanken weg ins Entengrün, und so das Übrige. Eines Mittags stand ich hinter der Laube, ungesehen, und dachte an dich, und ich sah die Überbleibsel von früheren Sträußen im Wasser und alles sah schmutzig und häßlich aus. Ich drückte meinen Kopf gegen die Stäbe, und fand bittere Ähnlichkeit in dem Vergehen dieser Blumen und den trüben Eindrücken meines Herzens. Aber sieh, ein Sträuchlein Vergißmeinnicht war aufrecht stehend hängen geblieben in dem Entengrün, und stand frisch und blühte fort viele Tage lang, bis alle Knöspchen auf waren. Es war etwas darin wie: doch bleibe ich leben, vergeht auch alles andere. Du weißt nicht, wie mich das berührte. Ich beobachtete das standhafte Weiterblühen mit einem Opernglas und kannte jedes Knöspchen, so klein es war, ganz genau. Ach, es tat mir so gut. Denke dir doch, daß ich immer alles auf dich bezog. Siehst du, Mimi, wenn Liebe kindisch ist, so bin ich furchtbar kindisch!

Ich will dir nicht mehr schreiben, obschon ich dir viel zu sagen hätte. Ich will dich nicht abziehen von deinem Plan. Auch möchte ich, daß dir Ruhe zuteil würde.

Ich habe dich unbeschreiblich lieb. Sag Marie, daß dieser Brief dir wohltuend war.

Es ist so schade, daß ich nicht vertraulich genug mit dir bin, um dich gut wissen zu lassen, wie ich es mit dir meine. Ich möchte dir einen Rat geben: betrachte jetzt die Sache mit dem Brief von deinem Vater als vorbei! (Ich sage dies nicht auf haltlose Gründe hin.)

Leb wohl, meine Mimi, mein liebes Kind. Ich rechne darauf, daß du durch nichts oder niemand von mir abgezogen werden kannst.

Sechs Monate!

XCVIII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Mittwoch 1/2 2. 31. Juni.

Ach, Mimi, wie dankbar bin ich für deinen Brief, ist auch der Inhalt verdrießlich. Die Hauptsache ist, daß du mich doch lieb hast, und danach habe ich Bedürfnis. Ich war im Garten und lief immer hin und her zwischen deinem Moos und deinem Vergißmeinnicht in dem Graben. Beide leben noch. An dem Vergißmeinnicht sind jetzt keine Blüten, aber das Pflänzchen lebt. O, der Graben ist so schmutzig, und das Wasser ist der reine Moder, aber das ist gut, sonst wäre das Pflänzchen weggesunken. Ich denke immer an dich, immer, Mimi. O, sonderbar, gerade gestern hatte ich die Absicht, dich durch Marie fragen zu lassen, ob ich dich einmal sehen dürfte. Vielleicht hätte ich es doch nicht getan. Ich hatte eine Art Furcht, daß du darin einen Umweg finden würdest, dich von unserer Verabredung abzubringen. Ein halbes Jahr! Den 24. Dezember!

Ja, wohl war ich erfreut über deinen Brief, klingt auch der Inhalt trostlos und beschuldigst du auch dich selbst so unbegründet. Zudem kann ich nicht alles buchstäblich aufnehmen, was du schreibst . . . ein Ding strahlt in deinem Schreiben durch: deine Liebe, und dafür bin ich dankbar, und die erwidere ich feurig und innig! Niemals warst du aus meinen Gedanken, Mimi, und wenn du, um Ruhe zu gewinnen, hast denken können, daß ich mich von dir würde abwenden . . . o Gott, das ist unmöglich! Auch kann das nicht dein Ernst sein, das zu verlangen. Ich habe tragen können, was du mir aufzu-

erlegen gut fandest, Trennung, Schweigen, früher dein Haus nicht sehen ... an alles, was du fordertest, habe ich mich religiös gehalten, so wie ich jetzt auch wieder mit Geduld würde gewartet haben bis Dezember — aber dich aufgeben in meinem Herzen, das kann ich nicht! Ich fühle mich an dich gebunden, so innig ein Band binden kann auf dieser Welt. Alles, was ich dir je geschrieben habe, ist wahr, und es ist mir heiliger als andern ihre Verträge. Ich halte mich weiter für deinen Nächsten in meinem Gefühl, mag es auch nicht so sein in deinem. Dieser Glaube machte mir denn auch immer jedes Opfer leichter. Es war mir eine wehmütige Genugtuung, zu tun, was du wolltest, fand ich denn auch diesen Willen etwas grausam und gezwungen pflichtmäßig.

Ob ich dich wiedersehen will? Gott, Mimi, ich träume wachend von dir, und wenn ich schlafen gehe, küsse und umarme ich dich inniger, als ich je tat in der Wirklichkeit. Ich glaube nicht, daß du eine gute Vorstellung haben kannst von meinem Gefühl für dich, ich möchte aber wohl, daß es der Fall wäre, um dich in stand zu setzen, die Kraft zu würdigen, womit ich mich bis jetzt im Zaum hielt. Und denke nicht, daß hier sogenannte Tugendhaftigkeit im Spiel ist. Ich bin nicht tugendhaft. Nein, es ist nur, weil ich dich so lieb habe. Wenn ich dich sah, warst du mir immer eine Erscheinung ... niemals ein Mädchen, niemals eine Frau. Du warst mir eine Fancy.

Gestern noch habe ich dich eigentlich nicht gesehen, ich fühlte dich. Du machst einen zauberhaften Eindruck auf mich. Manchmal nehme ich es mir selbst übel, daß ich mit jedem andern viel vertraulicher bin als mit dir, und jede Herzlichkeit mit andern kommt mir vor wie ein Diebstahl. Wenn ich dich nicht sehe, dann erträume ich mir eine Intimität, die verfliegt, wenn ich dich sehe.

O, es ist mir so bitter, daß ich dir nicht all meine Empfindungen mitteilen kann. Es ist ein Kaleidoskop der Seele. Sie sind fröhlich, traurig, gefühlvoll, komisch, erhaben, ja äthe-

risch, doch, lügen will ich nicht, sinnlich auch . . . alles durcheinander, aber in allem ist Liebe.

Warum müssen wir geschieden sein, Mimi? Warum lebst, denkst, arbeitest, schläfst und träumst du . . . allein? Warum nicht mit mir, neben mir? Warum ruht dein Kopf nicht an meiner Schulter, warum mein Kopf nicht auf deinem Schoß? Warum gebe ich dir nicht den letzten Kuß, wenn du einschläfst, warum darf ich dich nicht wach küssen? Warum darf ich dich nicht anrühren, nicht umfassen, nicht an mein Herz drücken als mein Eigentum?

Keine Ausflucht, ich habe dich lieb, und ich habe dich auch sinnlich lieb, siehe da! Sei nun böse und stoß mich zurück, doch bedenke, daß ich gut gestritten habe, und allzeit anders gehandelt habe, als die Leidenschaft eingab.

Nein, werde nicht böse, Mimi, sei menschlich, sei natürlich, und begreife, daß ich es auch bin. Wer mehr sein will denn Mensch, ist weniger.

O, verfluchte Sitten, die Schande machen aus dem, was so lieblich ist! Ja, ich sage, daß da Lüge und Betrug ist in diesen Sitten, ich sage, daß es eine schöne, liebliche, natürlich-reine Sache sein würde, wenn du mir angehörtest. O fürchte nicht, daß ich etwas begehren möchte, was Kummer für dich zur Folge hätte! Erkenne ich auch die Rechtmäßigkeit der Urteile nicht an, die die Gesellschaft fällt, habe ich auch geringe Achtung vor ihr als Richter, ich erkenne doch ihre Macht als Henker, und Gott bewahre mich, daß ich dich dieser Macht möchte bloßgestellt sehen. Nein, sei ruhig, Mimi, wärest du selbst gleich unvorsichtig, immer doch hoffe ich in meiner Liebe Kraft zu finden, an deine Wohlfahrt zu denken. Daß ich dir so offenherzig schreibe, geschieht, weil ich mich gedrängt fühle zu solcher Offenherzigkeit. Antworte auch so offenherzig, so unbemäntelt, es wird mir eine Entschädigung sein für die erzwungene Scheidung. Gieb mir deine Seele, dein Herz, deine Eindrücke ganz, und laß uns, wo wir Dinge, die unter den Zwang der Welt gepreßt sind, scheuen, frei bleiben in der

Hingebung unserer Herzen. Ach ich finde es so elend, daß du nicht meine Frau sein darfst, ich finde unsere Trennung unnatürlich und also verkehrt.

Du weißt nicht, warum ich dich lieb habe? O Mimi, ich sage gerade umgekehrt: ich kann mir nicht vorstellen, daß ich dich nicht lieb haben würde.

Warum ich dich lieb habe? Du hast ein edles Herz, Mimi. Du fühltest in dir den Antrieb, die Hand jemandem zu reichen, der der ganzen Gesellschaft gegenüber allein stand! Du tatest das gegen den Geist und den Einfluß deiner Umgebung. Du hast dafür Verdruß und Schmach gelitten (dein Tagebuch bezeugt es!!), und gabst du auch dem Willen deines Vaters nach, der mit Unrecht sich stützte auf die Kränklichkeit deiner Mutter, just dieses Nachgeben, ja, das übertriebene Nachgeben sogar war ein Zeichen, wieviel du zu überwinden hattest, um mir dein Herz zu bewahren. Wenn du den Willen deines Vaters, die Krankheit deiner Mutter, den Frieden im Hause leichter befunden hättest, würde ich weniger Wert deiner Anhänglichkeit beigemessen haben.

Aber das alles ist nicht die wahre Antwort auf die Frage, warum ich dich lieb habe. Denn sieh, meinst du, daß ich dich nicht lieb hatte in Augenblicken, wo ich dir Abfall, Schwäche, Wankelmut vorwarf, als ich behauptete, daß du Tr. zu leicht aufgegeben hättest? Oder im allgemeinen, daß diese Liebe vergehen würde bei einem Tadel (begründet oder nicht) und bei Meinungsunterschied?

Nein, Mimi, wie dumm es auch klingt, auf die Frage, warum ich dich lieb habe, hätte ich sagen müssen: ich weiß es nicht, aber es ist so! Es ist ein Totaleindruck, der mich beherrscht, den ich bewahre, nähre, großziehe, und wovon das Abweichen mir als schlecht erscheint.

Vielleicht auch kommt dein Äußeres hinzu, das so lieb ist!

Aber denke nicht, daß es das allein oder vornehmlich ist. O Gott, kriege meinetwegen die Pocken . . .

Warum ich dich lieb habe? O, du stellst diese Frage unter

Selbstbeschuldigungen ... O Mimi, du meinst die Frage so nicht ernst! Was würdest du für ein Gesicht machen, wenn ich antwortete: das ist auch wahr, ich habe mich geirrt! Oder wenn ich nun auf die furchtbare letzte Phrase deines Briefes: „Vergiß mich, größern Dienst kannst du mir nicht erweisen!" wenn ich nun darauf sagte: „gut!" Würdest du mir glauben, Mimi? Nein, das weiß ich sicher. Ach, laß uns doch zu allen Bitterkeiten von außen nicht noch die Bitterkeit fügen von Zweifel aneinander. Ich rechne auf dich, ich baue auf dich, und ich weiß, daß du auch an meine Treue glaubst.

Nun bin ich unterm Schreiben wohl zehnmal aufgestanden, um nachzudenken über die Frage, ob es gut ist, daß ich dich wiedersehe. Die geringste Unehrlichkeit gegen dich würde mir zuwider sein, und darum ist mir das Antworten so schwierig. Dich sehen, Mimi, du weißt nicht, was das für mich ist! Mit dir zu wandeln, allein, ungestört, frei, zum ersten Mal frei ... und vor allem ohne das fürchterliche „sans lendemain".

Ja, das ist es! Das macht mich so schaudern vor der Antwort auf deine Frage! Mimi, bis jetzt war jede Annäherung zwischen uns das Zeichen erneuten Scheidens! Um Gottes willen, laß mich dich sehen, laß mich dir begegnen, laß mich mit dir wandeln, aber laß es nicht verbittert werden durch das traurige: zum letztenmal! Höre nun, was meine Ehrlichkeit zu kämpfen gehabt hat. Meine Eingebung war, dich zu bitten, daß du mich treffen möchtest, ohne mehr, und dich dann ernstlich zu ersuchen, daß es nicht das letzte Mal sein möchte. Aber darin war etwas Verführerisches. Wohlnun, ich flehe dich an, mir eine Stunde anzugeben, wo ich dich sehen kann, aber vorab sage ich dir, daß ich nicht mit einem Mal zufrieden sein werde! Nun schon habe ich Angst vor dem Trauertag, der folgt auf solche Begegnung.

Und auch für dich ist es nicht gut, Mimi. Liebe, du bist jetzt unruhig und gehetzt, wird es dir Ruhe geben, wenn du wieder abbrichst? Sieh, ich glaube, daß, wenn du dich nicht entschließen kannst, in unser Verhältnis einzuwilligen, am

liebsten nach offener Erklärung an deinen Vater, daß es dann besser ist, daß du . . .

Nein, nein, gut, ist es denn nur für ein Mal! Ich nehme alles an. O Gott, wie würde es mich schmerzen, wenn du jetzt nein sagtest wegen dieser Bedingung! Nein, ohne Bedingung, für ein Mal, gut. Einmal beisammen, einmal frei! Ich werde nicht auf mehr dringen. Ich werde zufrieden sein, wie immer.

Bestimme Ort und Zeit. O, wähle einen Ort, wo wenig Menschen sind, zu, zu! Schreib mir direkt in beiliegendem Couvert.

Ich kann dir nicht sagen, wie ich dich lieb habe. Ich will alles für dich tun, alles, selbst dich niemals wiedersehen, wenn es sein muß, aber das ist mir das Schwerste.

Ja, ja, schreib mir, wo ich dich treffen kann . . . aber wenn du's auf die Post giebst, so berechne gut, ob ich es beizeiten haben kann, damit ich dich nicht umsonst warten lasse.

Leb wohl, meine Mimi, in mein Herz gehörst du mir.

Ed.

XCIX

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Mimi, du sagst, ich hätte deinen Brief vom Dienstagabend nicht verstanden. Ich habe in diesem Brief Liebe gefunden, und mit Liebe hab' ich geantwortet. Ist es billig, daß du darüber verstört bist? Deine Forderung, daß „ich dich deinem Schicksal überlassen solle", „dich von mir stoßen", ist grausam. Ich kann es nicht, das ist das Einzige, was ich nicht tue auf dein Ersuchen. Aber überdies, leg die Hand aufs Herz und frage, ob es nützen würde? Ob du es glauben würdest? Nein, das ist mir sicher! Ich sage, du bist überzeugt, daß ich dich lieb habe, und wenn ich nun eine Phrase schriebe: „ich verlasse dich, ich vergesse dich, ich gebe dich auf, ich gebe nichts um

dich" oder so etwas, so würdest du mich (mit Recht) für einen Komödianten halten. Auch läge nicht der geringste Edelmut in so einem Klang, den ich doch nur geäußert haben würde in der Hoffnung, nein, mit der Sicherheit, daß du es nicht glaubtest!

Jeder Umschweif mit dir ist mir ein Greuel. Es ist mir eine Art Religion, ganz offen mit dir zu sein. Darum schrieb ich auch in meinem letzten Brief, wie ich dich liebe. Ich habe lieber, daß du bös bist oder verdrießlich, als daß ich dich in etwas betrügen möchte. Du würdest verkehrt tun, mir das übel zu nehmen, aber wär's auch so, ich kann meine Liebe für dich nicht beflecken mit Heuchelei.

Nein, Mimi, dich aufgeben in meinem Herzen kann ich nicht. Das schmerzt dich nun, ja, aber lieber, lieber Engel, kannst du dir vorstellen, welchen Schmerz du empfinden würdest, wenn ich dich aufgäbe? Nimm mal an, daß du's glauben könntest, sag, weißt du so gewiß, daß dies dir Ruhe geben würde? O Mimi, glaub mir, dann erst würdest du Schmerz fühlen.

Wohl aber kann ich jede Handlung fortan meiden, jede Äußerung. Und das werde ich, wenn du es begehrst. Ich tat doch immer alles, was du wolltest!

Ich will dich nicht grüßen, dir nicht schreiben, dich nicht sehen. Mehr kann ich nicht.

Leb wohl, Mimi, mein liebes Kind, meine Fancy!

O, gestern, gerade gestern ist das kleine Pflänzchen weggesunken in den Schlamm . . . gerade gestern!

Leb wohl, Mimi . . . um deinetwillen alles! Leb wohl, willst du . . . nein, nichts mehr.

Ob ich glaube, daß wir gut damit tun, unsere Herzen so systematisch zu verwunden? . . . nein! Was nicht aus der Natur ist, ist Sünde. O, wäre die Strafe auf das Nachgeben Leid auf meiner Seite! Dann würde selbst dieses Leid mir Genuß geben. Alles, was von dir kommt, ist mir willkommen, selbst der Schmerz, Mimi.

C

An Mej. M. Hamminck Schepel.

[27. Juli. **Weggang aus dem Haag.**]

Montag Morgen.

Soeben habe ich dich gesehen, Mimi, und ziemlich lange und in Ruhe, bis du weggingst, gewiß, weil du deinen Vater ankommen sahst, den ich nachher bemerkte. Ich hoffe nur, daß er nicht gewahr geworden ist, wie ich dich fixierte, und dich nicht deswegen getadelt hat. Aber, Liebe, als ich dich allein stehen sah mit den Burschen, dachte ich nicht an deinen Vater. Einen Augenblick war ich im Begriff, zu dir zu kommen, ja, mitzugehen mit dir. Ich bedachte mich wegen der Begleitung, die ich sah. Recht gut . . . was wäre es geworden, mit der Begleitung, die ich erst nicht sah? Und wenn man alles wohl betrachtet, ist es besser, daß ich dir schreibe. Ich hoffe dir ungestört zu schreiben, und viel, und setze mich nieder mit erzwungener Ruhe. Gestern bin ich mit Marie spazieren gegangen. Ich wollte, daß du hättest belauschen können, was ich sagte, und ich nahm mir vor, dir selber zu sagen, was ich ihr wiederholt sagte und immer dachte. Es wird dich vielleicht eine Seite sehen lassen in unserm Verhältnis, die dir bis jetzt noch unbekannt war. Warum zeigtest du sie dann nicht eher? kannst du fragen. Darauf werde ich antworten.

Aber wie lau, offiziell und sachlich ich zu schreiben wünschte, ich kann doch nicht unterlassen, dir erst zu sagen, daß der Eindruck, den du da auf mich machtest, unbeschreiblich ist. Ich kann mich nicht darüber beruhigen, daß du allein gingst, nicht mit mir, daß du mir solltest fremd werden können, daß andere über dich bestimmen, oder du selbst unter Einfluß von andern . . . daß ich dir nicht der Nächste bin. Mein Herz fühlt das so, und das würde so bleiben, selbst wenn du . . . dich verheiratetest. Du selber weißt nicht, welchen Einfluß du auf mich hast. Als ich dich gestern unerwartet sah, erschrak ich, so wie immer, und den ganzen Tag war ich miß-

mutig, weil ich meinte, daß du mir so lau die Hand gabst. Gerade über diesen Einfluß will ich dir schreiben, und ich muß dazu weit zurückgreifen.

Du mußt schon vorlieb nehmen mit etwas Predigtartigem in meinem Schreiben. Ich zwinge mich dazu. Wenn ich meinem Gefühl allein nachgäbe, würde ich Minnelied geben statt Aufklärung, und das letztere will ich, damit du hell siehst in deinem eigenen Herzen. Dieser Fehler von meiner Seite ist denn auch einer der Gründe, warum ich nicht viel früher mich dir besser offenbarte. (ein Kanzelwort!) Bei jeder Wiederanknüpfung hatte ich so mit meinen Empfindungen zu tun, daß die Zeit zwischen dem Wiedersehen und dem Abbrechen — dem bittern Abbrechen! — allein damit ausgefüllt war. Du weißt, wie oft, wie oft der eben angeknüpfte Faden wieder brach. Nein, es war kein Faden . . . es waren Muskeln und Sehnen, die wild bluteten bei dem Zerreißen. Ich wäre so gern gestorben jene Nacht, als ich dein herrliches Tagebuch gelesen hatte. Daraus ersah ich, daß du mich liebtest, und ich war zufrieden. So wollte ich enden, ohne mehr, ohne den Schmerz: sie bricht doch ab! Das fürchterliche „zum letztenmal“, anders gesprochen als durch den Tod, ja gerade von dir selbst gesagt, knickte mich und ließ mich so erschrecken vor dem leeren morgigen Tag, daß ich das volle Heute nicht genießen konnte, noch Ruhe genug hatte, um dir zu sagen, was ich dir doch so gern sagen wollte.

Liebe ist Sucht zu geben und zu empfangen. Sich selbst ganz zu geben, d. i. eins zu sein. Je höher Liebe, desto reicher, desto vollkommener das Geschenk seiner selbst, und auch umsomehr wird von dem Empfänger Wert geknüpft an das Geringe. Dieselbe Empfindung, die mir deinen Händedruck so teuer macht, drängt mich auch, dir meine ganze Seele zu geben, und darin bin ich jedesmal gestört.

O, dein Moospflänzchen lebt! Und auch das Vergißmeinnicht hat wieder ein Büschelchen von Blättern in die Höhe getrieben aus dem Schlamm, worin es versank. Der Schlamm

ist für Erde zu flüssig und für Wasser zu dick. Es ist rührend, wie dieses kleine Pflänzchen ... Nein, es war nur ein kleiner Zweig ohne Wurzel, nun hat er sich selbst wahrscheinlich zum Pflänzchen gemacht. Es ist just ein herzliches Vergißmeinnicht dazu nötig, um sich so fest ans Leben klammern zu können nach einem Urteil, das alle andern Pflanzen getötet hätte ... Ja, es ist rührend, wie dies kleine Pflänzchen sich selbst hilft und sich sträubt gegen Vernichtung mit edler Hartnäckigkeit. Und dein Moos! Ich hab' es jetzt in einem Töpfchen, damit es besser flüchten kann, und um es zu bewahren vor der Ordnungswut des Gärtners (es sah so unansehnlich aus!) und vor der Nachlässigkeit von Albert, der so gern drauf tritt, nachdem er seinen Vater hat sagen hören: „wie famos an dem Jungen, daß er um nichts etwas giebt!", und um es mitzunehmen, wenn ich von hier fortgehe; ja, das werde ich, als ein Andenken an die Tage der Trauer über dich, als ich nichts von dir begriff und günstigsten Falls glaubte, daß du eingesperrt wärest. O, es ist kein Vorwurf, Mimi! Es war meine Schuld. Ich hätte dafür sorgen müssen, daß du wußtest, wie lieb ich dich hatte, dann hättest du mich nicht so lange in Unruhe gelassen, erst über die Lage, in der du dich befandest, später — viel schlimmer! — über dein Herz. Ich glaube, daß du dich nach diesem Brief an mich gebunden fühlen wirst mit stärkeren Banden, als sie zerbrochen werden können durch Ängstlichkeit oder zu schwere Auffassung von Nebensachen.

Eine gute Analyse meiner selbst ist schwer. Dies zuerst: Alles, was ich öffentlich schrieb, ist wahr. In der üblen Nachrede, womit man mich erstickt oder ersticken will, ist viel Dummheit. Wäre man auch noch so sehr gegen mich, dennoch könnte man genug von mir wissen, um zu begreifen, daß ich nicht passe in das kleine Maß, in das man mich zu pressen trachtet, und, komisch, ich ärgere mich mehr über die Art, als über die böse Absicht des Schimpfens. Den Zweck und die Absicht habe ich stets vorausgesehen. Es ist ein Fehler in der Legende von Christus, daß man ihn nicht kleiner, trivialer

Fehler beschuldigte. Hier ein Beispiel: er pflückte Ähren und aß am Sabbath. Darin lag die Umstoßung des Gesetzesglaubens an die sogenannte Heiligkeit des Tages. Aber zu einer guten Schilderung seines Kampfes hätte gehört, daß man ihn des Korndiebstahls beschuldigen ließ! So sind doch die Pharisäer!

Ich spiele Schach, und leidlich gut. Statt meine Züge zu erwidern, kippt man das Brett fortwährend um und zwingt mich, die Stücke aufzusuchen. Von Kind auf hatte ich viel Initiative, Sucht zu handeln. Es lief ins Närrische. Klage über Regen übersetzte ich in meinem Gemüt mit: „Nun, laß uns trocken Wetter machen.“ (Dies stimmt ganz überein mit deinem Eindruck von einem Widerstand gegen Gottes Willen in der Wahl deines Weges nach der Schule.)

Mit viel Mühe auf Einfluß und Autorität über das strikt Unmögliche resignierend, blieb mir immer in unbegreiflichem Maße die Sucht, über das einigermaßen Mögliche zu bestimmen, und so stark war diese Begierde, daß ich einen Vorwurf herausfühlte aus allem Verkehrten, das ich sah, als hörte ich eine Stimme: „das müßtest du nicht zulassen!“ Das Menschenschlachten in Afrika kam ebenso gut auf mein Gewissen, als der Tod einer Fliege. Das Elend der Menschen im allgemeinen ebenso gut, als die traurige Bestimmung aller Fliegen. Ich litt unter dem Bruch jedes Bandes, das grausam zerrissen wurde, und fühlte Druck von jedem Bande, das grausam verband. Von klein auf übersetzte ich das fatale: „er trug die Sünden der Welt“ mit: tollit d o l o r e s mundi, die S c h m e r z e n der Welt.

Und über dieses Tragen beklage ich mich nicht, wohl aber über die Ohnmacht, diese Last für andere leichter zu machen.

Diese Ohnmacht war mein Alp, mein Gespenst.

Daraus folgt: Begehr nach Macht, d. i. Ehrsucht, nicht in dem buchstäblichen Sinn (Sucht nach Ehre), sondern Streben nach einem Zustand, der mir erlauben würde, zu helfen, zu retten. Ich glaube nicht, daß es einen Gott giebt, wohl aber

träume ich von einem guten, weisen, allmächtigen Wesen, und immer war es mir, als wenn es mich fragte: „wie hast du's bei so einer erbärmlichen Wirtschaft lassen können?" Ich: „wie hast du so eine erbärmliche Wirtschaft machen können?" Er: „ei, es geschah just, um zu sehen, ob du's ändern könntest, es war ein Prüfstein für dich."

Diese Berufung (selbst gemacht wie die Arbeit von dem Schuhmacher) beherrschte mich, und wich ich in der Tat auch auf tausenderlei Art davon ab, durch Schwäche, Dummheit, Leidenschaft u. s. w., im Innersten gab ich diese Berufung nie auf. Immer habe ich das Festhalten daran als Tugend betrachtet, und das Abweichen als Fehler.

Ich strebte nach Macht also, und oft spielte ich in diesem Streben. Gewiß, ich spielte damit wie Alcibiades, der nicht wollte, daß der Kutscher da entlang führe und sich darum quer vor die Pferde auf den Boden warf. C'était pour s'exercer la main gegen die Zeit, da er sagen würde zu dem atheniensischen Volke: „fahrt mal über mich weg, wenn ihr's wagt!" O weh, der Schluß war, daß er elendig umkam, ohne etwas Ordentliches erreicht zu haben, und ich glaube denn auch, daß Alcibiades wenig mehr besaß, als etwas Sucht nach (problematischer) Ehre. Denn Herrsein, Regieren, Bestimmen und Entscheiden hat wenig Wert, wenn es im höchsten Falle anzeigt, wie tief die Verbeugung gemacht wird von den Beherrschten. Ich glaube in der Tat, daß meine Ehrsucht edel ist und daß ich das Gute will. Ich will in Wahrheit die Summe erhöhen des allgemeinen Genusses, und das ist nach meinem Begriff: Tugend. Man hat sich gestoßen an diesem Ausdruck, weil man sich daran gewöhnt hat, mit Genuß den Gedanken an etwas Unerlaubtes zu verbinden, und dennoch erweist sich aus der christlichen Mythologie, daß man einer Meinung mit mir ist, da in ihrem Himmel „ungestörter Genuß" identisch ist mit „sittlicher Vollkommenheit", und das Wort „selig" ebenso sehr Völligkeit des Genießens andeutet, als Heiligkeit des Gemüts. Ich selbst erkenne denn auch, daß Untugend nicht gepaart gehen kann

mit Genuß, wenigstens in hohem Sinn aufgefaßt, denn verkehrt würde es sein, Untugend alles zu nennen, was abweicht von dem verdrehten Katechismus der Gesellschaft, oder für Genuß zu halten, was so genannt wird von verdorbenem Geschmack.

Ich lasse nun dahingestellt, ob ich richtig verstand, als ich meine Berufung zu hören meinte. Sicher ist, daß ich ihr nicht gerecht werden kann, wenn ich mich Zweifel hingebe. Die erste Bedingung des Erfolges ist „Glaube an sich selbst". Wo der fehlt, ist alles andere eitel. Darauf folgt: Glaube von andern an uns, von uns selbst an andere.

Das erstere, den „Glauben an sich selbst", nennt die Welt: Unbescheidenheit, Eitelkeit, Selbstüberhebung. Gut! Gut bis zu dem Augenblick der Erprobung. Wenn ich etwas für Gold ausgebe, hat man kein Recht, mich einen Betrüger zu nennen, wenn es sich in der Tat erweist, daß es Gold ist, und die, die es tun vor dieser Zeit, habe ich im Verdacht, daß sie ihr Kupfer an den Mann bringen wollen.

— „Wer wagt einen Sturm auf die Bresche?"

— „Ich."

— „Dieser Mann ist hochmütig!"

O gewiß, er ist hochmütig! Sein Gemüt steht hoch, und er hat den Mut, sich selbst hoch zu stellen. Doch wenn man ihm Hochmut als etwas Tadelnswertes zuerkennt, dann verlange ich, daß man wartet, bis er sich fürchtet und zu tun verweigert, was er versprach. Aber dann ist da keine Frage mehr von Hochmut, dann würde der Verweis lauten: „Du warst ein feiger, gemeiner Lügner, ein Großsprecher, ein Betrüger."

„Der Glaube von andern und an andere". Dies war immer meine Kraft, und als Beispiel nenne ich Everdine. Ihr Glaube stützt den meinen. Für sie müßte ich klein sein, wenn ich klein wäre. „Il n'y a pas de grand homme pour son valet de chambre" ist eine Lüge. Die Wahrheit ist: Un grand homme est grand même p. s. v. d. ch. Nun, Everdine, die mich so lange beobachtete in allerlei Dingen, auch in den prosaischsten

Lagen — erkünstelte Hoheit verschwindet bei Bauchweh oder übelm Humor — sie glaubte und glaubt weiter an mich. Sie würde sich nicht fürchten, auf dem Wasser zu gehen, wenn ich sagte: du kannst — und immer würde ihre Antwort sein: merci, Sire! wenn ich sie auserwählte, zu sterben, wo ihr Tod nötig wäre. Und so giebt es mehrere! Aber Everdine nenne ich am liebsten, weil sie obenan steht, und weil sie entmutigt sein müßte, wenn Abfall möglich wäre. Niemand hat wie sie Schmach und Mangel gelitten um diesen Glauben, und schlimmer noch, sie hat darunter ihre Kinder leiden sehen.

(Ach, Nonnie ist so ein nettes, gescheites Püppchen. Du würdest Gefallen an ihr haben, und ich würde sie so gern bei deinem kleinen Intimus sehen, deiner Fredi, die Mütterchen über sie spielen würde. Das fände ich so nett!)

Ja, es giebt mehrere! Und ebenso wie in der Natur oft Ursache und Folge so ineinander schmelzen, daß die Handlung sich bewegt in einem Kreise ohne Beginn, so ist auch die Antwort schwierig auf die Frage: glaube ich an meine Berufung wegen dieses Glaubens von andern, oder ist ihr Festhalten eine Folge von meiner Überzeugung? Ich weiß es nicht, aber sowohl das eine wie das andere ist wahr.

Es giebt mehrere. Die ganze Farbe dieses Briefes ist nicht so, daß dabei ein Gedanke von Eifersucht sich ziemen würde. Aber möchte bei dir so etwas bestehen, so verlange, daß ich etwas tue, woraus sich erweist, wie lieb ich dich habe. Du wirst es vielleicht nicht verlangen, weil du es nun wohl ohne Beweis glaubst. Auch liegt darin ein Mißtrauen, das unter deiner Würde wäre, und die Aufrichtigkeit, mit der du bezeugtest, daß du mich lieb habest, würde etwas Degradierendes erhalten, wenn du nicht fest überzeugt warst, daß ich dich lieb hatte.

Beweis ist also nicht nötig, und Bekämpfung von Eifersucht kommt hier nicht in Frage. O, in diesem Brief wenigstens nicht. Das wirst du sehen. Denn was waren meine Waffen nach der ziemlich konstanten Entwicklung meines Denkver-

mögens und einem bischen Studium, das erstere viel, das letztere wenig?

(Ich habe wenig gelernt, wenig gearbeitet. Meine meiste Arbeit war denken, und so denken, daß ich mich tant soit peu in stand setzte, schnell zu wissen, was ich wissen mußte. Ich weiß also wenig, aber wohl bin ich schnell klar mit allem, wenn es verlangt wird.)

Was war außer diesem bißchen Studium die Waffe, womit ich die Macht erobern wollte, die ich nötig hatte? Es war die innige Überzeugung im Gemüte von andern. Und darum sagte ich wiederholt, nachdem ich zuerst Everdine genannt: es giebt deren mehr!

Viele giebt's nicht, das ist natürlich, aber doch giebt's solche, die glauben, daß ich eine Mission habe, daß ich imstande bin, sie zu erfüllen, daß sie sich ihr anschließen müssen, daß sie daran all ihre Kraft wenden müssen.

Wieder weiß ich nicht, was Ursache und was Folge ist. Als mir zum ersten Male gesagt wurde: „ich will sterben für dich und deine Sache“, ich weiß nicht, ob das da eine Antwort war auf die schweigende Herausforderung, die da gelegen haben kann in meiner Existenz, oder ob es eigner Antrieb war, aber Wahrheit ist es, daß es mehrfach gesagt ist.

Was war natürlicher, als daß ich bei der Beschränktheit meiner Mittel und meiner Fähigkeiten mir die Frage vorlegte: soll soviel Sympathie, soviel Opferwilligkeit unbenutzt bleiben? Und oft kam ich mir vor wie Robinson Crusoe, der es bedauerte, daß sein Klumpen Gold keinen Wert hatte, weil er es auf seinem Eiland nicht ausgeben konnte.

Es war mir fortwährend so, als wenn die fehlende materielle Macht ersetzt werden müßte und könnte durch Anhänglichkeit, Selbstaufopferung und Liebe, und als ob die Innigkeit zwischen gleichdenkenden Wesen ersetzen könnte, was da fehlte an Einfluß auf das große Ganze.

Nun merke wohl auf, Mimi. Niemals hat mich meine Ehr-

sucht (in dem Sinne, den ich meine) im geringsten etwas sagen oder tun lassen in Sachen des Herzens, was ich nicht meinte, noch auch hat sie mich Geneigtheit als Mittel benutzen lassen. Das wäre mir fürchterlich zuwider gewesen. Auch wäre das verkehrt gewesen aus einem Gesichtspunkte des Vorteils, denn auch hier, wie vielfach: „c'est la bonne politique de ne pas en avoir". Nein, meine Ehrsucht, mein Streben bestand, ich begegnete Liebe, und in meinem chaotischen Gemüt brachte ich diese beiden zur Vereinigung.

Aber auch hierin will ich nicht gehalten sein an wörtliche Analyse. Die Sprache ist arm. Auch würde ich zuviel Zeit verlieren, wenn ich alles zergliedern wollte. Ergänze nur ein wenig, und halt mich nicht an einem Wort.

O, ich habe einen Widerwillen gegen das Schreiben. Das kriecht und schiebt und wackelt langsam auf dem Papier, wenn die Seele trabt und galoppiert. Auch ist es mir, da ich an dich schreibe, angenehmer, die Empfindungen zu geben, die dich angehen. Aber auch dieser Brief, wie hölzern sonst, wird auf dich selbst hinauskommen. Er geht mit seinem ganzen Inhalt dich an, und es ist mehr Verbindung, als du noch wissen kannst, zwischen meinem Gefühl, als ich dich da stehen sah auf der Bahnhofstreppe, und dem Kampf, den ich führe gegen viel Elendes, Fancy!

Ja, die ‚Liebesbriefe'! Daß Holland sie nicht begreift, daß man sie nicht so „schön" findet wie das andere Buch, bei dem man sich so „amüsiert" hat, begreife ich. Aber du wirst sie begreifen, Mimi, besonders jetzt! Denn ist nicht just die darin geschilderte Vereinigung von Poesie und Wirklichkeit, von Ohnmacht, Armut und Schwäche mit überirdischer Erhebung und Kraft, von scharfer Auffassung mit hellem Wahnsinn ein Vorbild von dem, was ich in diesem Brief zu erklären begann? Fühlst du nun auch, was ich meinte auf unserm Spaziergang, als ich dein fortwährendes Entfliehen und Wiederkommen, dein Abschieds- und Wiedersehenswinken mit Ihr verglich, mit meiner Sybille, meiner Egeria, meinem Genie?

Doch wehe, weh, auch dieses flieht dahin und winkt von fern, als wär' es stets zum letzten Male! Doch immer kehrt's zurück und mahnt zu neuem Mut, und giebt aufs neue den Gedanken in die Seele mir, der endlich, endlich . . .

O, o, o, da bin ich aufgestanden und hab' mir die Jamben von der Seele geflucht, die mich hindern wollten, dir so ruhig zu schreiben, als ich wollte. Begreife, ich bin allein zuhause (es ist Abend jetzt, alle sind nach dem Tiergarten, es passiert nicht oft, daß ich so frei bin, als ich wünschen möchte).

Ach, nun brennt gewiß Licht in dem Vorderzimmer am Amstel, wo ich einmal einen Schatten sah, den ich für den deinen halten wollte, um mir doch aufzudrängen, daß ich etwas von dir gesehen hatte! Das war wenige Tage vor deinem Böswerden in dem Konditorladen. Wir sind jetzt doch weiter als damals, Mimi! Nicht wahr, das soll nicht wieder vorkommen. Ich sehe dich noch, und wie böse du auch warst, dennoch ist auch dieses Bild mir lieb.

Immer hat es Unterdrückung gegeben, Mißbrauch von Autorität und Macht. Außer materiellen Mitteln erfand man allerorten moralische oder unmoralische Hebebäume, um das Recht zu versetzen. Von diesen Mitteln finde ich brutales Übergewicht noch das nobelste. Da ist weniger Falschheit drin, und der Unterdrücker stellt sich ruhig der Möglichkeit von Rache oder Vergeltung blos. Aber das Übergewicht in gemachten Gesetzen und vorgepredigten Sitten ist feiger Art und dadurch niedrig. Worin sich dieses alles offenbart, übergehe ich jetzt, ich will jetzt nicht sprechen von gesellschaftlicher, gesetzlicher, elterlicher Unterdrückung. Die eine Hälfte der Menschheit erklärt rundweg die andere Hälfte für unmündig. Rußland glaubt Recht zu haben auf Polen, Holland auf Indien. Väter und Mütter nennen das Kind schlecht, das einen andern Willen hat als ihren Willen. Ein Mädchen ist keine Person, und sie kann es nur dadurch werden, daß sie Abstand nimmt just von dem, was gemäß der Natur sie zum vollkommenen Menschen macht,

von der Ehe. Denn wenn sie (gesetzmäßig!) heiratet, geht sie von der einen Unmündigkeit in die andere. Vergangenes Jahr konnte dein Papa dir befehlen, zuhause zu bleiben oder auszugehen. Wenn du morgen heiratest, ist dein Herr Gemahl „das gesetzliche Haupt" der Vereinigung, dem du Gehorsam schuldig bist. Zwischen diesen beiden Unmündigkeiten läßt man dir die Wahl, zwischen Dürre und Schande! O, es ist da noch viel mehr, aber ich übergehe es jetzt.

Doch ebenso wie man immer getrachtet hat, zu unterdrücken, ebenso hat auch immer der Trieb in den Unterdrückten bestanden, sich zu widersetzen. Gewiß, auch in der tastbaren Natur besitzt aller Stoff Federkraft, und der Achtzigpfünder, der scheinbar ohne Störung hinwegrollt über eine Daune, hat Kraft nötig gehabt, wie wenig denn auch, um den Widerstand eines so schwachen Gegenstandes zu überwinden. Und in der Geschichte finden wir, daß es nicht immer Daune war, was sich zur Wehr setzte. Häufig bestand der Widerstand aus stärkerem Stoff, ja, oft war er kräftig genug, um die plumpe Kugel aufzuhalten und sogar zurückzustoßen, oder sie wenigstens zur Änderung ihres Laufes zu zwingen.

Aber meistens sorgte die obenliegende Partei dafür, daß die schwächere keine Waffen hatte. Merkwürdig ist es nicht, erscheint es auch unedel. Doch wer fragt danach, wenn die Aufgabe ist, Herr zu bleiben?

Montag Nacht.

Sie kamen früher nachhause, als ich dachte und hoffte. Auch schrieb ich dir heute weniger, als ich die Absicht hatte. Morgen werde ich fortfahren. Es ist nun gegen ein Uhr. Gewiß schläfst du schon. Ach, könnte ich dich eben sehen. In deinem Tagebuch steht von einem Traum, aber du erzählst ihn nicht. Du bist mir deine Träume schuldig . . . Ja, ja, das ist eine Abgabe, die du bezahlen mußt. Ich träume selten oder niemals, und das ärgert mich. Sie behagt mir so, diese närrische Phantasie, dieses Spotten der Unmöglichkeit, diese tolle Verbindung des Unvereinbaren. Und ich halte was von Träumen!

Denn was man träumt, war im Gemüt, und das Seltsame liegt allein in der Zusammenfügung. Niemals träumte man vor Columbus und Cortez von Inkas mit einer Krone von Federn, aber danach wird es wohl mal vorgekommen sein, daß man dem König von Spanien so eine Krone aufsetzte und Montezuma oder Ataliba und Manco Capac zu Schirmern des alleinseligmachenden Glaubens machte. Ich wollte so gern von dir träumen, Mimi, und es geschah niemals. Wohl träumte ich, doch selten nur, von Fancy, die mir winkte und mich mit hinauf nahm in die Höhe. Warst du das? Gute Nacht, mein liebes Kind. Sei nicht bös, daß ich nicht von dir träume im Schlaf. Ach, ich tu's so über Tage, immer!

Dienstag.

Die zusagendste Art von Widerstand ist die von den Maccabäern, den Schweizern. Doch dazu ist vieles nötig, was wir hier nicht haben, männliche Gemüter, Wälder, Berge u. s. w. Alles was schön ist im Romanbegriffe, fehlt in einem Lande so platt in der Form und in Gemütern so platt von Auffassung. Alba hätte lange geißeln und brennen können, bevor man en bloc sich erhoben hätte. Der Zwanzigste Pfennig war das Ärgernis! Und noch würde in Niederland niemals ein Aufstand organisiert worden sein, wenn nicht Willem I., gekränkt nach dem Tode Karls V., nötig gehabt hätte, sein Glück zu machen und sich eine Position zurückzuerobern, die er durch die Erhebung Philipps verloren hatte. Holland hat sich niemals gegen Spanien erhoben. Deutsche Soldaten, bezahlt mit deutschem Gelde, geliefert von deutschem Portestantismus, wählten Niederland als Kampfplatz, und in diesem Wirrwarr ist Niederland mitfortgerissen worden. Wo Holländer kämpften, war es zur Verteidigung von Städten und zur Verhinderung der Gewalttätigkeiten, die meist dem Einzug des Feindes folgten. (N. B. Die sogenannten Spanier waren meistens gemietete Walen, und vielfach auch Deutsche, von katholischen Fürsten gegen Bezahlung ausgeliehen. Auf gleiche Weise vermieteten die Kurfürsten von Kassel Soldaten an Eng-

land in dem amerikanischen Freiheitskriege, und der Reichtum des gegenwärtigen Kurfürsten (eines der reichsten Rentenbezieher in Europa) hat aus diesem Menschenhandel seinen Ursprung. O, die Geschichte ist so platt, es ist so wenig Schönes darin, sobald man sie des Aufputzes der Dichterleute oder der prätentiösen Lügen der Schulbücher entkleidet.

Öffentlicher Widerstand ist die zusagendste Art. Aber das natürlichste, und eigentlich überall der Ausgangspunkt ist: das Bündnis. Winkelried hätte niemals vortreten und sich auf die geharnischten Scharen der Österreicher werfen können, wenn nicht Stauffacher, Melchthal und Tell sich vereinigt hätten, Geßlers Tyrannei ein Ende zu machen.

Vielleicht hätten wir noch Jupiter, Diana oder Mars zu opfern, wenn nicht Jesus zu einem Dutzend von Fischern gesagt hätte: geht und predigt!

Die katholische Kirche würde niemals diesen Gipfelpunkt von Macht erreicht haben ohne die Innigkeit, mit der ihre Bekenner einander anhängen, und diejenigen, die gewohnt sind, auf die Jesuiten zu schimpfen, als die ewigen Verfechter des Bösen — was nicht wahr ist — hätten ihrerseits dann nur mal probieren müssen, wieviel Gutes sie selbst hätten zustande bringen können durch gleiche Vereinigung zum Guten.

Die Carbonari in Italien haben Österreich einen Knacks beigebracht, und sie werden Napoleon zu Fall bringen, ihn, der früher zu ihnen gehörte und die Brüderschaft verlassen und verraten hat.

Die Begeisterung im Jahre 1813 unter den deutschen jungen Leuten hat Napoleon I. mehr Schaden getan als Moskau, und die Encyklopädisten der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben die Revolution bewirkt.

Aber über allem stand in frühern Jahrhunderten die Freimaurerei. Es ist viel gestritten worden über den Ursprung. Man erzählt von Ägypten, von Indien, von China, der eine will sie noch älter machen als der andere. Die sehr Bescheidenen gehen nur zurück bis auf Salomo von Jerusalem und Hiram von Tyrus.

(Die Symbole deuten denn auch auf diese Zeit und haben Bezug auf den Tempelbau. Aber das bedeutet nichts. Wer Salomo und Hiram, oder besser: beider Baumeister Adomiram als Stifter ersann, kann dies ebenso gut ohne, als mit geschichtlichem Grunde ersonnen haben.) Ja, die Bescheidenen gehen nur bis Salomo, und ich, der ich wenig Glauben knüpfe an Überlieferungen, ich wage diesmal weiter zurückzugehen. Die Freimaurerei ist so alt wie das menschliche Geschlecht. Wo drei Personen beieinander sind, ist einer der Stärkste, der Geriebenste, der Gierigste. Das stillschweigende Bündnis der beiden andern liegt in der Natur. Daher denn auch, daß alle Autorität sich feindlich stellt gegen heimliche Aneinanderschließung. Man verjagte die ersten Christen aus den Katakomben Roms, ebenso wie nun Napoleon bange ist vor den sociétés secrètes.

Niemals vielleicht drückte die rohe Gewalt schwerer auf die Masse, als in der ersten Hälfte des Mittelalters. Geharnischter Adel schindete, bestahl, beraubte und mordete das Volk. Wer sich öffentlich zur Wehr setzte, zog den kürzeren im Kampf. Im Anfang konnte man die Individuen in zwei Arten teilen: Räuber und Beraubte (die Geistlichkeit gehörte natürlich zu den ersteren), und so tief war die Entartung, daß die Patienten selber nicht wußten, ob es sich so gehörte oder nicht. (Jetzt noch auf Java gebraucht der geringe Mann das Wort „herrfürchtend" — wie man es die Christen gelehrt hat — als „gottfürchtend" und als etwas Gutes. Wenn sein Gutsherr ihm seine Büffel nimmt oder sein Haus, verlangt die gute Religion, sich darein zu fügen, gerade wie die Haarlemer-Zeitungs-Annoncen-Christen beim Sterben eines Kindes.)

Aber alsbald, ja, gleich gewiß, es kann nicht anders sein, begann bei manchen das Bewußtsein lebendig zu werden, daß an dieser Unterdrückung doch wohl etwas zu ändern wäre, wenn nur Gleichgesinnte sich zusammenschlössen. Da haben wir den sehr einfachen Grund, warum im Mittelalter die

Freimaurerei (in vielen Formen, auch die Vehmgerichte gehörten dazu) eine sehr bedeutende Rolle gespielt hat.

Denke dir, du säßest in einem Eisenbahnwagen. Zwei Herren rauchen und schmauchen, daß es dir lästig ist. Sie, bange vor Zug als Holländer, halten die Fenster geschlossen. Jeder denkt bei sich selbst: ich möchte mehr Luft und weniger Rauch. Jeder denkt das, aber er fürchtet allein zu stehen und fürchtet die beiden barschen Herren, die die geschlossenen Fenster bewachen mit einem Gesicht wie: „komm mal 'ran, wenn du's wagst!" Hast du dann wohl mal beobachtet, wie gewöhnlich die erste Äußerung der Patienten besteht in einer Frage an den Mitpatienten: „Finden Sie nicht, daß es hier etwas drückend ist?" Aber am liebsten stellt man die Frage leise. Denn, möchte vielleicht der andere Patient entweder aus Feigheit oder wegen anderer Gründe „nein" sagen, dann würde das die Tyrannei der beiden Usurpatoren stärken, und die Aussicht auf Besserung ist vorbei. Erst wenn man vermutet oder hofft, die Mehrheit auf seiner Seite zu haben, wagt man es, die Zerstörer der allgemeinen Wohlfahrt anzufallen. Wer mehr Mut hat, mehr Initiative, und mit der Tür ins Haus fällt, ohne sich erst anderer Hilfe zu versichern, riskiert, daß er allein stehen bleibt, nicht immer, weil die andern nicht mit ihm einer Meinung sind, sondern weil sie meistens zu ängstlich sind, selbst der zweite, der dritte zu sein in der Reihe der Widersacher. Die meisten Handlungen der Menschen entspringen Feigheit. Kampfesmut, blutrünstiger Mut (besonders da, wo Weglaufen unmöglich oder schändlich ist), ist eine allgemeine Sache, aber le courage civil ist äußerst selten.

In gewissem Sinne habe ich in dem Eisenbahnwagen unserer Gesellschaft ohne Rücksprache oder Überlegung mit Mitpatienten ausgerufen: „Es ist zu drückend hier!" Und . . . viele haben geschwiegen. Noch immer sitzen die rauchenden, zugfürchtenden Herren mit barschen Gesichtern am Fenster.

Du hast mir lieblich zugenickt, Mimi, an jenem „Sonntag", als du deinen ersten Brief in ein gelbes Couvert stecktest und

versandtest. Auch du klagtest über Drückendheit: „ja, Ihre Geschichten von der Autorität sind traurig, aber es giebt Dinge, die noch viel trauriger sind!“

Ich sagte zu Anfang dieses Briefes: „du wirst vielleicht unser Verhältnis von einer neuen Seite sehen.“ Ist es nicht so? Ich bin überzeugt, daß du so einen Brief wie diesen nicht erwartet hättest. Nun, so eine Offenbarung (ich weiß kein besseres Wort) brannte mir schon lange auf der Seele. Jedesmal beim Wiederanknüpfen dachte ich: jetzt, jetzt . . . und jedesmal mußte ich mich in die erzwungene Abwendung deines Gesichtes fügen. Dann wartete ich, wohl mißmutig, doch mit Geduld.

Wie es nun gekommen ist, daß ich, abgesehen von diesen sozialen Berührungspunkten, dich so lieb gewonnen habe, weiß ich nicht, aber gewiß ist, daß diese Liebe einen großen Einfluß auf mich ausgeübt hat. Es muß gehandelt werden, und ich konnte es nicht von mir selbst erreichen, zu handeln ohne dich. Darum auch schmerzte mich doppelt jede Schwierigkeit bei unserer Annäherung, jede Nachgiebigkeit gegen Hindernisse gewöhnlicher Art. „Sollten jene zwölf Fischer keinen Vater oder keine Mutter gehabt haben, die ihnen verboten, mitzugehen mit dem fremden Mann?“ fragte ich mich selbst mit Bitterkeit.

Und dennoch vermied ich allen Einfluß auf deine Wahl. Ja, ich hatte sogar die Kraft, dich dann und wann zu bestärken in deiner Entschließung, von mir abzufallen. Vielleicht war das schwach von mir. Ich schrak vor deinem Kummer zurück. Aber ich hätte vielleicht ebensosehr deinen Kummer fürchten müssen, wenn du die andere Seite wähltest.

Fragst du mich nun, was in diesem Augenblick deine Aufgabe sein würde, wenn du dich ungeteilt meinem Streben anschlössest . . . ich weiß es nicht! Niemals war meine Zukunft dunkler, mein Geist gedrückter als gerade jetzt. Es liegt Ironie, humoristische Ironie in dem Schicksal, das mich mit dem Niedrigsten im Kampfe liegen läßt all die Zeit, die ich der Er-

jagung des Hohen widmete, und wenn ich in diesem Augenblick dir von edlem Kampf schreibe, großen Plänen, endlichem Siege, ach, dann ist es mehr Erinnerung als wohl Eindruck von jetzt. Ich bin erschöpft. Aber ebenso wie in den „Liebesbriefen“ (die ein wahrer Spiegel meines Gemüts sind), werden wieder Seiten von Lebhaftigkeit und Feuer auf den tragischen Kreuzgang folgen. Das weiß ich, das ruft mir Tine allzeit zu und mein schwebender Genius: Fancy!

Ich habe dir mehr zu schreiben, aber heute will ich endigen und versenden. Ich komme, so schnell ich kann, nach Amsterdam, aber es ist mir nicht unangenehm, daß du erst diesen Brief hast, und noch einen folgenden.

Ich habe fürchterlich viel Sorgen, und von der plattesten Art . . . Geld. O Gott, dem hätte man mich nicht überlassen müssen. Ich glaubte nicht Kampf führen zu müssen auf diesem Terrain. Und dennoch, es muß sein!

Leb wohl, liebe Mimi, mein lieber täglicher Traum. Schreibst du schnell, viel, all deine Eindrücke?

Ed.

CI

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Mittwoch, 29. Juli 1863.

Liebe Mimi, nun hast du, denke ich, mein Päckchen schon, das so komisch in zwei Teile geteilt ist, weil die Eisenbahnsendung, womit ich erst meinen Brief zu versenden gedachte, noch kein Pfund gewogen hätte, was doch das lächerliche Gesetz vorschreibt. Die Eisenbahngesellschaft darf der Post keinen Abbruch tun! Gut, aber wenn du nun ein Stück Torf an deinen Brief bändest, wäre es in Ordnung! Da hast du ein Pröbchen von der Höhe, auf der der Gesetzgeber steht, derselbe Gesetzgeber, der mit so hoher Gelehrsamkeit über deine Person und über deine

Güter verfügt. Unter den siebzig Gewählten, die anwesend waren bei der Diskutierung des Postgesetzes, war niemand, der aufstand, um sich solcher Torheit zu widersetzen. Solche Bestimmung ist entweder überflüssig, oder, wenn nicht, dann müßte man sie nicht illusorisch machen können mit einem Stück Torf! Was geht mich das an? fragst du? Mimi, nach diesen Gesetzen werden wir regiert. Nach diesen Gesetzen werden die Abgaben erhoben, nach diesen Gesetzen wird über achtzehn, zwanzig Jahre dein Sohn an die Grenzen geschickt als Ausgeloster, diese Gesetze bestimmen, ob du mündig bist oder nicht, ob du jemals mitsprechen darfst, diese Gesetze sagen, daß du Gehorsam schuldig bist deinem Mann, diese Gesetze verurteilen dich, wenn du stiehlst aus Hunger oder dein Kind ermordest aus bittrer Scham und Verzweiflung. Es giebt wenig um dich her, was nicht dargestellt ist durch Gesetze, die gemacht sind von Leuten solchen Gehalts. Wenn du also bei der Frage bleibst: was geht mich dies an? würdest du, wie leider viele, deinem Rechte entsagen als Mensch. Es ist denn auch allein der Schläfrigkeit der Regierten zu verdanken, daß die Mittelmäßigkeit Herr wird und bleibt.

Was geht mich dies an? Geht es eine polnische Mutter nichts an, daß die Russen ihr Kind ermorden? Nun, wodurch ist Polen in solchen Zustand geraten? Durch die Trägheit derjenigen, die vor der Teilung die Wirtschaft so in Unordnung gebracht haben, daß fremde Oberherrschaft nicht ausbleiben konnte.

Aber dennoch muß ich sagen, daß Gesetze, schlechte Gesetze, nicht das schlimmste sind. Die Sitten, die ungeschriebenen Gesetze drücken schwerer. Das mußt du wissen, dünkt mich.

Lange, lange vorher sah ich ein, daß ich Macht nötig hätte, viel Macht, unbegrenzte Macht. Wie immer war meine ganze Politik die Eingebung meines Gemüts. Niemals wirkte ich darauf mit Absicht oder Kunst ein. Wo in meiner Umgebung Ringe kreisten, war ich immer der Mittelpunkt dieser Kreise.

„En s'approchant d'Edouard on se sent entrainé comme dans un tourbillon", fand ich in einem Brief gesagt, den ich zufällig, Jahre nachdem er geschrieben war, zu lesen bekam. Einmal, als ich noch sehr jung war, sollte ich einem Assistent-Residenten beigegeben werden. Ich wollte es gern, denn dann durfte ich Batavia verlassen, dessen ich überdrüssig war. Die Ernennung ging nicht durch, denn, so hieß es, ich würde dann Assistent-Resident sein, und der andere mir beigegeben.

Solche Winke hatte ich mein Leben hindurch. Auch fühlte ich immer eine Verantwortlichkeit für alles, was verkehrt war, und häufig, wenn ich leiden sah, entfuhr mir die Klage: mein Gott, warum lässest du mich denn so machtlos! und ich legte den Ton auf „lässest", als ob es eine Antwort wäre auf einen Tadel wegen Pflichtversäumnis!

In meinem 22. Jahre gelobte ich mir selbst — es klingt albern, das weiß ich, aber ich will dir Wahrheit geben — ich gelobte mir selbst, ein Genie sein zu wollen, das alles wüßte, alles begriffe, alles könnte, und jetzt noch, wenn ich mich darauf ertappe, etwas nicht zu kennen oder zu können, kommt es mir mehr vor wie mutwilliger Wortbruch, als wie ungewollte und bedauerte Schwäche, was es doch leider oft ist, besonders in alltäglichen Dingen.

Als ich heiratete, habe ich Everdine natürlich gewarnt vor meiner Fancy. Sie begriff alles und hatte mich lieb darum. Niemals war der geringste Bruch in ihrer Treue. Immer war sie, wie ich sie vorstelle in dem Brief auf Seite soundsoviel der „Liebesbriefe". Immer versöhnte sie mich mit meiner Phantasie, wenn wieder einmal „der Schmetterling niedergefallen war in die alltägliche Spur und dort zertreten war von einem Esel". Im ganzen ist Tine gerade so, wie ich sie in den „Liebesbriefen" geschildert habe. Alles ist wahr, alles, und just darum ist es so schade, daß sie gedruckt sind und gelesen werden von Volk, das nichts davon begreift. O, es ist eine Profanation, und ich fluche jenem Dr. in litteris, der mit seiner erheuchelten Philanthropie mich verleitete zu so verkehrt angebrachter Offen-

herzigkeit. Im Ganzen ist Schreiben für ein Publikum etwas Indecentes. Du würdest deine Kniee, deine Knöchel selbst bedecken vor einem, der vorbeigeht, und ich gebe meine Seele zu Kauf . . . es ist infam! Schreiben ist Unzucht; denn entweder man schreibt, was man meint und fühlt, und dann ist diese Intimität zu fein für Fremde, oder man schreibt anders als man fühlt, und es wird eine elende, bettelhafte Kunstmacherei, wie von einem gemeinen Mädchen, das für Geld sich in lockende Positur setzt oder lächelt. Aber das Publikum ist so gewöhnt an erkaufte und also erheuchelte Empfindungen, daß es nichts davon begreift, wenn jemand sich giebt, wie er ist: die Venus wird wie ein Wundertier angestaunt, weil sie nicht gekleidet ist von einer Modistin, u. s. w.

Mittwoch Abend.

Ich schreibe abgebrochen. Immer werde ich gestört. Das ärgert mich. Lieber schriebe ich dir drei Tage hintereinander. Es würde mehr Klarheit darin sein. Und auch überdies, wer oder was mich abzieht von dir, bestiehlt mich. Alle sind wieder aus, und ich werde ein halbes Stündchen oder vielleicht länger Ruhe haben. Das ist famos.

Das Mittelalter war grob, handgreiflich. Scheiterhaufen, Bauernjagden, Feldschlachten (wobei, gieb wohl Acht, ungeachtet der sogenannten Ritterlichkeit die ungeharnischten Gemeinen kräftig voraufgeschickt wurden, mit gleicher oder größerer Gefahr, doch ohne Anteil am Ruhm), ewigdauernde Kriege, worunter nicht so sehr die Kämpfer litten, als vielmehr die, deren Grund und Acker als Scene für den Kampf benutzt wurde . . . das alles konnte man sehen, fühlen, nennen. Bei verfeinerten Mitteln trat das sichtbare Mißhandeln in den Hintergrund, und an Stelle dessen wird das menschliche Geschlecht gegenwärtig gedrückt auf minder blutige, aber eigentlich bösartigere Weise. Noch mannhafter ist das Herrschen durch rauhe Kraft, als das Herrspielen mit Geld und Papier, das Spekulieren auf den Hunger der Menge. In beiden Perioden hatte man gleichwohl denselben Hebebaum: die Religion.



(Siehe, wenn's dir der Mühe wert ist, über die Verschiedenheiten in der Art des Herrspielens meine „Freie Arbeit“.)

Bei manchem erschütternden Schauspiel der Abschlachtung oder blutiger Tyrannei im Mittelalter, wo die Entrüstung von manchem Bessergesinnten Mühe hatte, sich zu verbergen aus Furcht vor dem Zorn der Autorität, muß von Zeit zu Zeit ein Blick rundgegangen sein im Kreise, der fragte:

— Brüder, findet ihr diese Dinge gut?

Und so ein Blick fand meistens niedergeschlagene Augen, denn eine verneinende Antwort war gefährlich.

Manchmal auch wird ein Verwegenerer mit gedämpfter Stimme dieselbe Frage gewagt haben und wird darauf mehrmals keine Antwort bekommen haben, denn wiederum bestand große Gefahr im Antworten. Endlich muß ein Unzufriedener jemanden gefunden haben, der auf seine Frage: „Finden Sie es nicht drückend hier?“ zustimmend nickte, aber hinzufügte:

— Scht, scht! . . . nicht hier, man hört uns. Wo kann ich dich finden? Doch laß uns sorgen, daß niemand erfahre, daß wir sprachen über diese Dinge. Ich will zu dir kommen!

— Beileibe nicht. Ich wohne nicht allein. Man würde uns beobachten bei mir zuhause und uns verraten. Denk dir einen Ort aus, wo wir sicher sind.

— Gut. (Er giebt einen Ort an.) Und noch jemand, den ich kenne und der unsere Meinung teilt, wird da sein.

— Wie heißt er?

— Er hütet sich ängstlich, seinen Namen preiszugeben.

— Wie soll ich wissen, daß er einer der Unsern ist?

— Er wird sprechen über Bauen.

— Zufällig kann ein Anderer mich ansprechen mit derselben Sache.

— Er wird dies Wort sagen: (Losungswort.)

— Wie soll er wissen, daß er mir vertrauen kann?

— Er wird nur die erste Hälfte des Wortes sagen, und dir vertrauen, wenn du ihm die zweite Hälfte zuflüsterst.

Da hast du so ganz im Rohen einen Beginn der Logen,

die solche große Rolle gespielt haben. Es ist was Kindliches darin, ja, wie in den Anfängen von vielen großen Dingen.

Die Freimaurerei setzte sich den Widerstand gegen die Tyrannei zum Ziel und hatte also zu kämpfen gegen Könige und Priester. Ihre Mittel waren: Aufklärung, Mitteilung von Kenntnis, Ausrottung von Vorurteilen, kurzum, ihr Ziel war, oder wenigstens gab man vor, daß das Ziel wäre: das Gute!

Natürlich wollte ich wissen, was sie vollführte, und wie sie es tat. Ich schloß mich an, blieb aber ebenso klug. Ich fand Redensarten, Geschwätz, Phrasen. „Die Brüder müssen einander lieben." Ei, die Brüder lassen einander im Stich, genau wie die andern Brüder, die Christen. Ich klagte über Enttäuschung, sowohl was meine Wißbegier anging (ich hatte geglaubt, etwas Neues zu hören), als auch hinsichtlich ihrer Handlungen, ihrer Eingriffe in das Räderwerk des gesellschaftlichen Lebens. Immer bekam ich zur Antwort, was sie im Mittelalter getan hätten. „Und jetzt, fragte ich, jetzt? Es ist viel zu tun!"

Auch wurde mir entgegengehalten, daß ich noch zu jung wäre. (Jung, style fr. maçon, will besagen: niedrig im Rang.)

— Gut, ich will aufsteigen im Rang!

Und das tat ich. Vom Lehrling ward ich Gesell, vom Gesellen Meister, und blieb ebenso klug (d. i. unklug) und ebenso unbefriedigt.

— Wenn du nur etwas älter wärest! sagten sie.

— Gut, ich will älter werden.

Und ich wurde, ja was nicht alles, Mimi! Ritter von Sachen, die mir schon entfallen sind, Schottischer Ritter, Ritter vom Osten, vom Schwert, vom Teufel und seiner ganzen Familie.

Aber ich blieb ebenso klug. Höchstens lernte ich, wie die Ritter sich anreden und grüßen, welches ihre Symbole sind, wie sie ihre Mäntel tragen . . . aber von der Art, wie ich als Ritter von diesem oder von jenem fürs Gute zu kämpfen hatte . . . nichts!

Wenigstens niemals etwas, was nicht ebenso gut ohne diese

Ritterschaft geschehen konnte. Kein Schimmer von Verbindung, von Zusammenwirken auf ein Ziel los, von Macht durch Eintracht. Darauf zielt auch die Passage in meinem Kreuzmärchen:

„Freimaurer,
Die übers Gute ihr so schöne Worte redet,
Doch gern dem Kampfe mit dem Bösen ausweicht!
Die ihr euch Kinder nennt der Witwe, doch eure Hand
Nicht ausstreckt, ihres Sohnes Kreuz zu tragen!"

(Kinder der Witwe nennen sie sich; warum, von welcher Witwe, weiß ich nicht.)

Endlich wurde ich souveräner Fürst vom Rosenkreuz, mit ebenso wenig Genugtuung als bei der vorigen Beförderung. Ich weiß selbst nicht einmal, wo das Fürstentum liegt. Es giebt welche, die meinen, daß wir Nachfolger von den Johanniter-Rittern sind, andere sagen, von der Sekte der Essäer, wozu Jesus gehört haben sollte, und Joseph von Arimathia und Johannes der Täufer und Nikodemus. Aber der ganze Rummel kann mir nichts helfen. Es ist eine verdorbene Bande. Als Fürsten und Priester im Mittelalter die verhältnismäßige Aufklärung nicht länger hemmen konnten, hielten sie plötzlich mit der Verfolgung der Freimaurer inne und schlossen sich selbst, wohl etwas trojanerpferdartig, ihnen an. So daß jetzt beinah überall die königlichen Familien eins oder mehrere von ihren Mitgliedern zu nationalen Großmeistern gemacht haben (hier Prinz Friedrich) und sogar Napoleon III. eine seiner Kreaturen, den Marschall Magnan, der Brüderschaft aufgedrungen hat. Der Verfall datiert von früher, aber dies setzte dem Werk die Krone auf. Die unabhängigen Denker, die Helden der Wahrheit und des Rechts ließen sich unter Kuratel stellen just von denen, die sie in frühern Jahrhunderten bekämpft hatten. In Frankreich z. B., wo Napoleon alle sociétés secrètes ausgerottet hat, hütete er sich doch, die Freimaurer zu verfolgen (weil deren zu viele sind, und er also die Zahl fürchten mußte, bedeutet der Gehalt auch nicht viel). Aber indem er ihnen

Magnan an die Spitze stellte, hatte er die haute main in ihren Versammlungen, und er konnte seine Maßregeln treffen, sobald sie sich aus dem gewohnten Kreise von Almosen, Waisenhäusern, Unterstützung von armen Reisenden u. s. w. begaben.

Denn auf solche Dinge beschränken sich die Herren. Du wirst wohl sagen, und auch ich sage es, daß man dies wohl ohne Salomo oder Hiram tun kann. Richtig, und dies ist denn auch meine Klage, daß sie so ganz abgewichen sind von der anfänglichen Satzung. Die Freiheit des Denkens ist verloren gegangen. In manchen Logen hat man sogar Israeliten ausgeschlossen, ganz gegen die Art der Sache, die kosmopolitisch ist. Und Tapferkeit des Handelns ist gänzlich verloren gegangen, seit man den Neulingen einzuschärfen wagte, daß „Politik außerhalb des Kreises der Maurerei liege"!

Nicht in allen Ländern ist man so beschränkt; aber in Holland ist es eine elende Jasager-Bande geworden.

Die gänzliche Ausschließung von Politik ist nichts als die so gewöhnliche Feigheit, die bange ist, sich an der Autorität zu stoßen, und auf diese Weise bleiben alle Verkehrtheiten in Gesetzen und Sitten, die gestützt werden durch diese Autorität, außer Bereich.

Ich habe bei der Brüderschaft nicht die geringste Stütze gefunden. Ich habe auch nicht drum gebeten, aber wohl wäre es ihre Pflicht gewesen, sie mir zu bieten, denn sie giebt vor, daß sie Menschenrecht geweiht sei.

Und die Christen! „Sie sind einer der Unsern, schrieb Pastor Francken, wir denken gerade so wie Sie. Wir sind es just, die Ihnen die Hand reichen werden in ihrem Streben."

Vielleicht hast du gelesen, was ich ihm antwortete im „Zeitspiegel" (darin nämlich hatte er seine salbungsvolle Apostrophierung veröffentlicht). Ich war damals noch nicht so bitter als jetzt und replizierte mit Milde, glaube ich. Nun, noch warte ich auf dieses „Handreichen". Ich gebe zu, daß ich später den Christen unsacht begegnet bin, aber das war just, weil sie mich im Stich ließen in einer Sache, die nach ihrem Kirchensermon

die ihre war. „Menschenliebe, Brüderlichkeit, Aufrichtung der Unterdrückten“ etc. etc. . . . Redensarten!

Nach dem „Havelaar“ wurde ich in den Himmel erhoben als . . . Schriftsteller. Das verdroß mich. (Siehe in den „Liebesbriefen“ die Parabeln von Chresos und von der weinenden Mutter.) Einmal, als ein Prediger mir sagte, daß er das Buch mit so viel Vergnügen gelesen hätte, wurde ich ausfällig und sagte, daß er dann wohl ein ganz gemeiner Kerl wäre!

Gott wußte, daß ich es weder geschrieben hatte zu meinem Vergnügen, noch zum Vergnügen von wem immer! Ich suchte (und suche) Recht!

Wohl war mir die Havelaarsache ein erwünschter Ausgangspunkt für das Erklimmen der Höhe, worauf ich stehen will, um alles übersehen zu können, für die Ergreifung der Macht, die ich nötig habe, um alles zu ändern, was mir schlecht erscheint . . .

Denn, dies sagte ich dir schon, wohl habe ich seit meinem 22. Jahre manchmal gefehlt in der Wahl der Mittel, niemals aber habe ich das Ziel geändert.

Mittel! O, hätte ich an Stelle des sanftmütigen Weges der Überredung und der Geduld den Weg der Gewalt erkoren! In Lebak hätte es mich ein Wort gekostet, und der Aufstand wäre da gewesen. Eine ganze Nacht bin ich mit mir zu Rate gegangen. Die Entscheidung war: „widersetzt euch nicht, ich werde euch helfen auf eine andere Art“. Ja, ich hatte Mitleid mit den armen Teufeln, die mir gefolgt wären, um ein oder zwei Tage Triumph mit blutiger Niederlage zu büßen. Dennoch bedaure ich, daß ich es nicht getan habe. Ich bin zu milde gewesen, und werde es nicht wieder sein, sobald ich eine Möglichkeit sehe, Holland auf andere Weise anzusprechen als mit Geschreib.

Komisch, du weißt, daß Langiewicz, der Diktator von Polen, ein Mädchen zum Adjutanten hatte? Immer, wenn ich von ihr las, dachte ich an dich. Du hast viel Mut in deinen Zügen. Und ich dachte dabei, wenn Langiewicz sie lieb hat, begreife ich wohl,

daß er sie neben und bei sich selbst dem Tode blosstellt, aber ich begreife nicht, wie er es mit ansehen kann, daß sie das rauhe Lagerleben mit ihm teilt, schmutzige Rede hört und gemeine Dinge sieht. Der Tod, zusammen sterben, o, das ist poetisch, aber dieser Preis ist wenigen aufgespart. Die Aufgabe ist die Durchkämpfung eines prosaischen Lebens.

Ich bin an deinem Haus vorbeigegangen heut Mittag. Was für ein ödes Gefühl war es mir, daß du nicht da warst, noch in der Stadt. Was tust du jetzt? Es ist gegen Zwölf. Ach, gieb mir doch all deine Empfindungen. Wie war dein Tagebuch herrlich für mich! Denk daran, daß es mir gehört.

Donnerstag.

Noch ist mein Brief nicht zu Ende, aber wenn ich länger warte mit Versenden, wird er wieder zu dick fürs Couvert. Und ein Paket an die Bahn bringen, das fällt so auf. Darum versende ich.

Noch weiß ich nicht, wann ich nach Amsterdam komme. Der Grund ist ärgerlich. Überhaupt bin ich verdrießlich. Aber laß dich das nicht bekümmern. Die Hauptsache ist, daß ich dich unsäglich lieb habe. Ich erwarte Nachricht von dir. Wenn du nicht herzlich schreibst, begehe ich einen Mord. Nein, nein, schreibe, wie es dir gerade zu Mute ist. Denke daran, daß Liebe Geben ist. Gieb mir deine Seele. Tu' ich das nicht auch? Leb wohl, mein Kind.

CII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Donnerstag Abend spät, 30. Juli 63.

Ich habe deinen Brief, liebe Mimi, und freue mich drüber. Du sagst, ich hätte gut getan, dir so zu schreiben, du hattest es nötig. O, das tut mir innig wohl. Sieh, das habe ich niemals so tun können, und ich wollte es doch so gern. Jede

Anschließung außerhalb deiner oder ohne dich tat mir weh. Ich habe natürlich großes Verlangen, dich zu sehen, und etwas frei, ich meine ohne andern Zwang als aus uns selbst. Aber dennoch habe ich Lust, dir noch zu schreiben. Das muß ich noch. Daß du mir noch nicht gut antworten kannst auf meine Briefe (heute mußt du den zweiten empfangen haben), begreife ich.

Ich lese da wieder deinen Brief. Ich freue mich so darüber. Tine hat dich sehr lieb. Sie weiß, wie ich dich im Herzen trage. Ich weiß, daß du mir glaubst, aber doch wünschte ich, daß du mal danach fragtest. Nein . . . Zeugen anrufen ist töricht. Gut, schreibe ihr nur, daß ich verliebt in dich bin, und sieh zu, ob sie dir nicht antwortet, daß sie es wüßte.

Heute Abend mit Marie spazieren gegangen. An der Geistbrücke Thee getrunken. Es war Illumination und Musik. Ich kann es nicht lassen, jedesmal über dich zu sprechen, und manchmal bin ich wohl bange, daß dies nicht höflich von mir ist, aber an ihr merke ich nichts. Sie ist innig gut.

Gestern Nacht um 1 Uhr, als du das Briefchen mit Bleistift schriebst, dachte ich auch an dich. Ich begreife, daß du nicht geregelt schreiben kannst.

Zwei Dinge in deinem Schreiben frappieren mich:

Erstens: „Ich werde Mut nötig haben, dir alles zu sagen."

Zweitens: „Ich hoffe (weiß), daß du nicht noch schlechter über mich denkst, als du sagst, daß du denkst."

Das Erste begreife ich nicht: du Mut nötig mir gegenüber?

Und das Zweite! O Mimi, wie kannst du so etwas schreiben? Habe ich gesagt, daß ich schlecht über dich denke? Ich habe dich lieb wie meinen Abgott, du bist mein Ideal, und ich sollte schlecht über dich denken? Aber so kannst du es auch nicht gemeint haben. Ach, könnte ich dir beweisen, wie hoch ich dich stelle!

Ja, ich bitte dich, mir alles, alles zu sagen. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß du mir gegenüber dazu Mut nötig hast. Ich fühle mich so vertraut mit dir.

> Sonntagmorgen, Viertel vor Neun: Hohe Schleuse. (Das ist in deiner Nähe.) Solltest du verhindert sein, beunruhige dich dann nicht, ich begreife, daß etwas in den Weg kommen kann. Nein, ich werde logieren in der ‚Münze'. Komm in die ‚Münze', das geht.

Morgen schreibe ich hier noch hinzu. Nun gehe ich schlafen und du wirst mein letzter Gedanke sein. Ach, es ärgert mich, daß ich niemals träume.

Freitag Morgen.

Ja, komm selber direkt in die ‚Münze'. Sonntag Morgen. Das geht sehr gut. Ich habe da oft logiert und mehrfach Damen empfangen. Ich werde nach dir ausgucken und überdies sagen, daß man dich gleich hinauf läßt. Wenn ich dich auf der Hohen Schleuse träfe, würden wir doch erst nach einem Haus gehen müssen, wo wir frei reden könnten, und auf meinem eignen Zimmer ist es am besten. Du weißt doch, wo die ‚Münze' ist? Der Gasthof mit einem Turm am Ende der Kalverstraat, oder, von dir gerechnet, am Anfang.

Ich lese wieder deinen Brief, und deine Furcht, daß du Mut nötig haben wirst, giebt mir wieder Angst, daß du vielleicht doch wieder wirst abschlagen müssen, dich anzuschließen. Ach, Mimi, es ist für dich kein Mut nötig mir gegenüber. Selbst wenn du, deiner innern Stimme folgend, verpflichtet wärest, zu brechen, wohl wird es mich schmerzen, aber ich werde alles begreifen.

Arbeit? Ja, ich hoffe ja! Abgesehen davon, daß ich Hilfe bedarf, würde ich es schade finden, Fähigkeiten und ein Herz wie das deine ungebraucht zu lassen. Das Anfangswerk, der Ausgangspunkt würde sein, daß ich fest auf dich rechnen kann. Wohl würde ich dir bereits jetzt etwas auftragen können, aber das ist Nebensache und es eilt nicht. Auch würdest du im

Augenblick, in der Krisis der Bestimmung über dein ganzes Leben, weniger als je für geregelte Arbeit geeignet sein. Das Aufwinden des Ankers, das Aufsetzen der Segel geschieht nach dem Beschluß, die Reise zu machen. Ob du diesen Beschluß fassen willst, ist die Frage, und darum muß ich weiterschreiben, damit du weißt, wohin und mit welchem Schiff. Es ist ein armes, kleines, leckes Fahrzeug, und die Chancen des Untergangs sind unendlich viel größer als die der glücklichen Ankunft.

Das Geheimnis von dem Erfolg von Robinsons Geschichten liegt darin, daß er allein war. Ein Mensch im Kampf mit der Natur, ein Mensch! Jeder andere Kampf im Leben wird geführt unter gemeinsamem Streben, und wo wir kurzweg lesen: Xerxes zog über den Hellespont und Napoleon über den Niemen, da lautet die wahre Übersetzung: soundsoviel Menschen machten diesen Zug, angeführt von Xerxes, von Napoleon.

Die Robinsons hatten's freilich leicht! Ich bin neidisch auf sie. Die zahme, sich gleichbleibende Natur ist ein frommer Gaul ohne Mucken. Wer auf Menschen zu wirken hat, hat mehr zu tun, weil ihre Regel Veränderlichkeit ist. Niemals fiel auf einem unbewohnten Eiland ein Stein nach andern Gesetzen als in London. „The proper study of mankind is man!" Ja, und das schwierigste!

Die Überschreitung des Hellespont ist keine Kunst, das Wasser trägt, wie überall, ein Bötlein, ein Schiff nach den allgemeinen Gesetzen. Aber es ist mehr nötig, um $2^1/_2$ Millionen Personen (oder soviel weniger, als Tara ist in der Geschichte) zu bewegen, mitzugehen. Alle diese Asiaten ließen ihren Wohnort, ihre Bequemlichkeiten, ihre Verwandten zurück, weil eine Person über Griechenland hin ein Weltreich stiften wollte. Dieses ungeheure Resultat beruht auf einer sehr einfachen Multiplikation, zu einfach fast, als daß man sie zu erklären brauchte, und doch achtet man nicht genug darauf. Teile einmal des Xerxes Reich in drei Teile, jeden Teil in drei Unterabteilungen, u. s. w. Nimm an, daß die drei Häupter von jedem Teil glauben

(= gehorchen) an das Haupt, das über ihnen steht, dann kommst du bereits in der fünfzehnten Teilung zu zirka 4 Millionen Personen, die dem Willen folgen von einer Person. Es liegen nur 12 oder 13 Glieder zwischen Xerxes und dem geringsten Kriegsmann, der mitging von den indischen Grenzen.

Aber nimm die Proportion von der Reihe größer (es waren mehr Satrapen als drei), multipliziere bei jedem Gliede die Überbringung des Willens mit 20, mit 50, mit 100, dann hast du einen viel kürzern Weg abzulaufen, um von dem einhäuptigen Gipfel der Pyramide die ungeheure Basis zu erreichen.

$1 \times 100 \times 100 \times 100 \times 100$ ist 100 Millionen. Füge nur noch ein Glied hinzu, dann gehst du schon über die ganze Seelenzahl unsrer kleinen Erde zehnmal hinaus!

Ich halte viel von Zahlen, und finde diese Beweisführung sprechender als Jesu Bild vom Sauerteig, obschon er damit dasselbe sagen will.

Das hat denn auch die katholische Kirche gut begriffen! Es ist immer die vorzüglichste Organisation gewesen, die je bestanden hat. Vom Papst bis zum geringsten Klosterpförtner bestehen verhältnismäßig nur wenige Stufen, aber durch eine beispiellose Geschlossenheit hat sie mit ihrem System die Welt regiert! Für die Art, wie sie Gebrauch machte von ihrer Macht, nehme ich natürlich keine Partei, aber die Organisation ist prächtig. Sie hatte es so eingerichtet, daß sie den Menschen angriff bei seiner Geburt und ihn nicht losließ bis zum Tode, ja selbst danach nicht! Vom Tode bis zur letzten Ölung umklammerte sie die Seelen mit unwiderstehlicher Macht, und noch nach dem Sterben verfügt sie über das Maß der Seligkeit. Sag nicht, wenn du liest, daß Seelenmessen Einfluß haben auf den Comfort und den Wohlstand eines Toten: was für eine Narrheit! oder lache nicht darüber, wenn ein Convivium höchst sündhafter Kardinäle ein unbekanntes Wesen aus der Vorzeit sündlos, d. i. heilig, erklärt. Bewundre vielmehr die Kraft, die solchen Glauben zur Annahme zu bringen wußte.

Und diese Kraft entsproß zum großen Teil aus dem einen

(ausgezeichneten) Dogma von der Unfehlbarkeit der Kirche! Urteile nicht zu schnell darüber, daß ich dieses Dogma ausgezeichnet finde. Bei deinen protestantischen Traditionen muß es dir lächerlich vorkommen. Die Sache der Protestanten ist ein Unding, Mimi! In ihrer halben Weisheit wollten sie das Gebäude erhalten, aber . . . ohne Erdgeschoß. Sie wollen Meer und Regen . . . ohne Nässe; sie wollen wohl die Dorfuhr erhalten, hoch in der Luft, damit jeder zu jeder Zeit sehen könne, wie spät es ist, aber den Turm, auf dem sich diese Uhr befindet und ohne den die Erhaltung der Uhr unmöglich ist, den haben sie umgeworfen.

Ich gebe zu, daß der Katholizismus ein altes, verrottetes Gebäude geworden ist (einmal war es schön und standfest, wiewohl es schlecht bewohnt wurde, oder bewohnt von schlechtem Volk), aber der Protestantismus ist ein Haus ohne Erdgeschoß.

Wer die Unfehlbarkeit des Papstes in Zweifel zieht, hat das Recht, das ganze darauf gegründete Gebäude zu verlassen, aber dieses erhalten zu wollen ohne diese Basis, ist Torheit.

Und diese Unfehlbarkeit der Kirche bestand in der Tat so gut für den denkenden Katholiken, wie für den dummen, der glaubte, daß der Papst niemals sündige. Das war es nicht! Frag mal einen Matrosen, ob sein Kommandant niemals verkehrte Befehle giebt. Es steht ihm frei, das zu meinen, es zu beweisen, so umständlich er nur will. Nimm sogar an, daß er recht hat, und gerade ist der schlaue Matrose dabei, auf dem Vorderdeck das bündig zu demonstrieren, da klingt die Stimme des fehlbaren Kommandanten:

— Reffen, alle Mann, los!

Weg ist die Fehlbarkeit! Er ruft: Reffen! und wenn da nicht schnell gerefft wird, ist das Schiff zum Teufel, mit dem schlauen Matrosen inklusive! Wenn er wirklich intelligent ist, giebt er dem Neuling eine Ohrfeige, der, bewogen durch seinen Beweis, es wagen würde, zu protestieren gegen den Befehl. Wohl kann der Kommandant fehlen, aber kein Fehlen von seiner Seite

kann so nachteilig wirken auf das Ganze, als der Verlust des Respekts vor seiner Stimme.

Wo ich das Wort: „Der Meister hat's gesagt!“ an den Schülern des Pythagoras tadle, die glaubten, sie bewiesen damit etwas, rede ich von Schule, von Forschung, von Philosophie. Wo ich Unfehlbarkeit verfechte, rede ich von Handeln.

In diesem Sinne muß ich unfehlbar sein, um den breiten Hellespont nicht allein zu überschreiten.

Und, famos (Ursache und Wirkung sind wieder ineinander geschmolzen) der Glaube in andern an diese Unfehlbarkeit schützt in der Tat vor vielem Verkehrten. Das Vertrauen auf Kraft giebt Kraft.

Glaube? Er ist eine Dummheit oder erhaben! Dummheit beim Urteilen und Folgern, beim Suchen nach Wahrheit. Erhaben beim Handeln, als das größte Opfer.

Der Glaube an Columbus hat Amerika entdeckt. Der Mangel an Glauben hinderte ihn, es eher zu entdecken. Es ist ein Fehler an Jesus, daß Judas nicht so an ihn glaubte, daß Verrat unmöglich war.

(Diese ganze Geschichte ist apokryph. Die jüdisch-römische Polizei bedurfte dessen nicht, daß jemand ihr zeigte, wo Jesus war. War er nicht täglich zu finden? Das Gerede, daß er verraten ward, wird seinen Ursprung haben in der Sucht, ihn herabzusetzen in den Augen des Volks. „Sieh, so wenig Göttliches ist an ihm, daß einer der Seinen, der denn doch überzeugt sein muß von der Göttlichkeit, ihn verrät.“ Des Judas Abfall war ein erwünschter Fleck auf der Firma Jesus, Jünger & Co., aber durchaus nicht nötig, um ihn in die Hände zu bekommen. Überdies war Verstecken gar nicht beabsichtigt. Ein sich drückender, sich versteckender Jesus ist etwas Undenkbares, und paßt denn auch nicht zu seinem tapferen Wort: „Wen ihr suchet, der ist hier!“)

In meiner Umgebung fand ich Glauben, aber außerhalb stets heftige Gegenwehr. Es schien, als wenn man anderswo eifer-

süchtig war auf meinen Einfluß in der Nähe. Der Brief, den Droogstoppel im Arbeitskörbchen von Everdine fand, ist ein Pröbchen (ein grobes, aber sprechendes Pröbchen) von dieser allgemeinen Sucht, mir abwendig zu machen, was mir nahe steht.

Als ich zum ersten Male (und ungern) beschloß, meinen kleinen Kreis zu erweitern, indem ich als Autor (!) in der Öffentlichkeit auftrat, meinte ich anfänglich, daß ich meinen Zweck erreicht hätte. „Ich will gelesen werden!" hatte ich brutal gesagt, und es geschah. Aber das Aufsehen, das ich machte, und der Einfluß, den ich dadurch gewinnen würde, mußte gedämpft und vernichtet werden. Öffentlich, tapfer gegen mich schreiben tat man nicht. Wie ich schon sagte, man erwiderte meine Züge nicht, man warf das Schachbrett einfach um, sodaß die Figuren wegrollten in den Schlamm der Alltäglichkeit, worin ich nicht zuhause bin. Ich erkenne die Zweckdienlichkeit dieser Taktik an, wie unedel sie auch sei, denn ich gebe zu, daß das Herumwirtschaften im Schlamm der gewöhnlichen Dinge mich ermüdet und oft entmutigt. Ohne Herz bin ich nichts wert, und dafür hab' ich kein Herz. Wie sind sie nur schlau, diese dummen Menschen, auf ihrem Terrain!

O, traurig ist die Manier, wie man mich fortwährend herunterzieht von dem Postament, auf das ich mich zu stellen wagte. Ich würde (und ich werde es vielleicht einmal tun) eine Schilderung geben können von der Art, wie Niederland geantwortet hat auf den „Max Havelaar", „der so schön wäre", wie es sagte.

Aber nicht dahinein will ich mich jetzt vertiefen.

Für dich und in diesem Brief ist die Frage jetzt, was geschehen muß, was sein *wird*, nicht wie ich kämpfte mit einer undankbaren Vergangenheit.

Wo ich Anhänglichkeit fand, das Begehren, sich anzuschließen, das war größtenteils, ja, fast ausschließlich bei Frauen. Was unter Männern meines Geistes ist, wird sich erst zeigen nach zwanzig Jahren, wenn sie, die mich in ihrer Kindheit lasen,

die Gesellschaft lenken werden. Wer älter war bei meinem Auftreten, war von vornherein schon eingenommen von Kaffee, Zucker, Bibelgott, corpus juris, Wertpapieren und anderen Ladenartikeln. Es wird gekämpft werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde. O, ich weiß es, es ist Tod nötig, um Leben zu erwecken, und kein Weg leitet gen Himmel denn über Golgatha.

Aber das ist kein Grund, einzuschlafen vor Golgatha ... im Gegenteil! O, wie macht die Legende es Jesus bequem! Wie wenig Verdrießlichkeit und Langeweile ist gelegen zwischen seinem: ich sage euch! und dem: es ist vollbracht! Wie war sein Feldzug kurz und schnell beschlossen ... wie wenig Garnisondienst! Er kam, sah, schalt, tadelte und wurde getötet.

Wo ich Anhänglichkeit fand, war es meistens bei Frauen. Ganz natürlich. Sie sind die Samariter dieses Judaeas! Die Parias dieser Gesellschaft. Sie dürfen nicht dies, sie dürfen nicht das ... Sie sind prädestiniert, jeder frohen Erlösungsbotschaft ihr Ohr zu neigen. Und ich mit meiner „unsinnigen Begier“, die Schmerzen der Welt zu tragen, ich war vorbestimmt, zu leiden unter ihrer Entbehrung der Freiheit.

So haben viele mich lieb gehabt, und ich viele!

Nun frage ich dich, ob ich recht hatte in meinem ersten Brief (vom Montag), Mimi, als ich sagte, daß hier kein Platz sein könnte für Eifersucht. O, das fällt weg!

Die mich lieb haben und meine Sache, die müssen sich vereinigen zu gemeinsamem Arbeiten. Es muß eine Form gegeben werden der Kraft, die in vieler Herzen wohnt. Es muß Einheit sein im Streben aller, die schweigend fragten: „Findest du es nicht drückend hier?“

Ich werde diese Form ausdenken, feststellen. Lange schon würde ich es getan haben, doch ich konnte es nicht ohne dich, weil ich dich so unbeschreiblich lieb habe. Das brach meinen Elan.

O Mimi, wenn du wüßtest, wie elektrisch der Eindruck war

an jenem Mittag, als ich dich zum ersten Mal sah und als du mich küßtest! Niemals ist das Gefühl schwächer geworden seit jenem Tag. Für mich lag in diesem Kuß ein Bündnis für immer, immer! Und was du auch bestimmen mögest, und würdest du auch Nein sagen zu allem, worum ich dich bitte, und würdest du auch jetzt wieder meinen, du gehörtest andern Pflichten, in meinem Herzen werde ich dir ewig anhängen und dich verehren ohne Grenzen.

Aber wohl wird es mich schmerzen und lähmen, wenn ich dich fremd sein lassen muß dem großen Reiche Insulinde.

Insulinde, das ist, ja, vorerst die Sammlung von prächtigen Landen, „die den Äquator umschlingen mit einer Guirlande von Smaragd", doch später, später wird es der Name sein von dem großen Weltreich, das ich stiften werde und worin ich dich sehen will auf dem Ehrenplatz.

Zu Anfang sagte ich, daß die Beschreibung meiner Person schwierig ist. Hier nun z. B. Ich sehe keine Möglichkeit, dir die Verbindung anzudeuten zwischen meiner Ehrsucht und meiner Liebe für dich; ich weiß nicht, was dein Gesicht, deine Haltung, Augen, Stimme . . . ein Handdruck oder Kuß von dir zu tun hat mit dem Mut und der Kraft, die ich nötig haben werde, um den Augiasstall der Gesellschaft rein zu fegen . . . aber begreife ich das auch alles nicht, ich fühle es wohl, und mein ganzer Begriff liegt in diesem Gefühl. „Les grandes pensées viennent du coeur." Ohne dieses Gefühl bin ich denn auch in den meisten Dingen genial dumm. Meine liebe Everdine weiß ihr Stückchen davon! Sie, die mich an der Hand führt, als wäre ich ein Kind. (Siehe darüber die schönen Worte von de Pène vor dem „Havelaar".) [Siehe in vorliegendem Werk S. 167.]

Überhaupt wirst du alle Widersprüche in meinem Dasein in meinen Schriften finden können, die du (besonders jetzt) besser begreifen wirst, als es Mußjöh Publikum möglich ist. Schlage nur meine „Ideen" auf, oder die „Liebesbriefe", oder die „Freie Arbeit", worin ich hier und da Glück im Ausdruck habe, überall wirst du Früchte finden von dem Boden, den ich

dir nun in groben Zügen beschrieben habe. Und wenn du andere über mich sprechen hörst, wirst du manchmal lachen bei dir selbst.

Dennoch bedaure ich nicht, daß ich für Mußjöh Publikum schrieb. Dem verdanke ich dich.

Fragst du nun: was soll ich tun, jetzt, heute, morgen? Sieh, das weiß ich nicht. Ich habe zu arbeiten, ich muß die große Constitution schreiben für Insulinde.

Was dich angeht, so hast du jetzt allein zu antworten auf die Frage, ob du mich lieb hast. Diese Antwort bekomme ich Sonntag.

Und, Mimi, glaube nicht, daß Mut nötig ist, um Nein zu sagen, oder Ja mit Vorbehalt.

Wie immer werde ich mich in die Entscheidung deines Gemüts ergeben, und es wird mir eine Beruhigung sein, zu wissen, daß du jetzt das Gewicht deiner Wahl begreifst, und daß du gerade aus diesem Schreiben hast sehen können, wie hoch ich dich stelle, nicht in meinem Herzen allein, sondern auch in meinen Träumen von Zukunft, Kampf und Sieg. Doch wirst du meine Fancy bleiben, flüchtetest du auch dahin . . .

Durch viele alltägliche Dinge bin ich gerade im Augenblick recht arg gedrückt. Umso besser! Es beweist für mich (in meinen eigenen Augen), daß ich, niedergebeugt vom Kleinen, mich festklammere am Großen. Das giebt mir wieder Vermessenheit genug, um mich durchzuschlagen.

Was in meinem Schreiben nicht zusammenhängt, mußt du nur aneinanderheften. Ich empfinde es angenehm, wenn ich nachlässig sein darf.

Der Gedanke, dich wiederzusehen, mit mehr Freiheit denn je, macht mich glühend.

Mein Plan ist, Sonnabend Abend nach Amsterdam zu kommen. Finde ich dann etwas von dir in der „Münze“ vor? Tu es, ein Wort nur, einen kleinen Gruß.

Leb wohl, liebe, liebe Mimi.

CIII

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Haag, Mittwoch, 5. August.

Erst jetzt schreibe ich dir, mein herrliches Kind, und wenn ich bedenke, wie ich mich mit dir beschäftigt hielt nach deinem Besuch, unter dem Lesen deines Briefes und danach, dann ist es mir, als läge schon ein Jahr zwischen der Erscheinung (das bist du mir!) und der Erinnerung. Es liegt ein Hauch von Reinheit über dir, der mich so lieblich berührt und mich zum Gutsein stimmt. Ich dachte fortwährend an deines Vaters Wort, das ihn ehrt, und sie vor allem, der es galt: „Es kam kein liebloses Wort je aus deinem Mund, niemals floß etwas Unreines von diesen Lippen!" — das hörte ich fortwährend, als ich dich ansah. Der Eindruck, den du auf mich machst, ist zauberhaft, und er spiegelt wieder in allem, was ich sage oder tue.

Gestern Mittag bei Tisch habe ich gesprochen, was ich sonst nicht tue. Ich las Geneigtheit in den Blicken, ich fühlte, daß ich liebenswert war, ich lebte in der Atmosphäre, die du mir mitgeteilt hattest . . . ich gab den Wohlgeruch wieder, den ich mitnahm aus deiner Nähe, aus deinem Brief . . . ich duftete nach Liebe und Güte.

Es kann mich nicht kümmern, ob ich mich närrisch ausdrücke und meine Worte kleide in das Négligé meines Herzens. Alles war gut um mich, alles gut gegen mich. Wenn ich eine Kollekte zu machen gehabt hätte für arme Wöchnerinnen, es wäre viel gegeben worden.

Aber gleich schreiben konnte ich nicht. Es war mir wie in den zwei Briefen, die du mir sandtest. (Rechne darauf, daß ich dies immer begreife.)

Wie siehst du herrlich aus, Mimi! Es ist so, als hätte ich dich jetzt zum ersten Mal recht gesehen, und dennoch, wie frisch und blühend und gesund immer, dennoch bist du mir mit

all deiner weltlichen Lieblichkeit poetischer als ein Schemen! Es ist eine Laune von Fancy, sich zu verstecken in diese Fülle der Formen, sie reizt mich mit der Üppigkeit ihrer Wohnung . . . oder nein, es ist jene Herzogin (von Egmont, glaube ich), die als Bauernmädchen zur Kirmes ging, um zu sehen, ob der Prinz sie erkennen würde unter dem bretonischen Bauernmützchen.

Nun ja, der Prinz hat sie sogleich erkannt, und Fancy hatte keine Ehre von der Vermummung.

Ach nein, kriege keine Pocken, Mimi! Ich würde es sehr, sehr schade finden . . .

Für deine Bitte (in einem früheren Brief), „sorge dafür, daß Tine mich gern hat", werde ich sorgen, das versichere ich dir!

Ja, lieb haben ist leben! Es giebt ein schönes Wort von, ich glaube, der heiligen Theresia über den Teufel: „O, armes Wesen, das niemals geliebt hat!" Das ist eine herrliche Auffassung von der Hölle. Kein Feuer, keine Würmer, kein Zähneknirschen, kein Zorn Gottes . . . nichts von dem allen, aber . . . keine Liebe! Ich weiß nichts von Sancta Theresia als dieses Wort, und ich finde, daß man recht daran tat, sie zu kanonisieren.

Ich lese da deine Briefe nach, die ich bekam vor meinem Kommen nach Amsterdam. Liebe Mimi, ich fühle so, daß wir uns jetzt unendlich näher stehen als jemals. Zwischen jetzt und dem Augenblick, da du auf der Treppe vom Bahnhof standest, ist in meinem Gemüt viel vorgegangen. Ich kann dich nicht lieber haben, als damals und früher (ich habe dir immer die Wahrheit gesagt). Aber wohl bin ich vertrauter mit dir und mit dem Gedanken, daß du mir gehörst, wie ich dir. Meine nicht, daß meine innige Verehrung für Everdine oder andere Neigungen und Pflichten diesem irgendwie Abbruch tun. Ich wage zu sagen, daß ich dir gehöre, weil ich nicht ausdenken kann, welchen Teil von mir selbst ich dir vorenthalten sollte. Ich weiß nicht, wo ich sagen sollte: bis so

weit! Ach, laß mich doch immer gut innewerden, daß du alles annimmst als dein Eigentum.

Wohl beschwert es mich, daß ich viel liebe. Heute Morgen stand Franziska bei mir und war so herzlich, und ich auch. Ja, ich weiß, daß sie mich lieb hat, und ich halte auch viel von ihr. Sie ist offen, die schweigende Franzis!

Ach, ich werde dir einen kleinen Zug von ihr erzählen, den ich groß finde. Sie weiß, wie ich dich lieb habe und wie ich alles hoch aufnehme, was von dir kommt. Nun weißt du die Geschichte von der Moospflanze. Während meines Fortseins nach Amsterdam hat sie sie begossen. Gestern Abend, als ich nachhause kam, war die Begegnung en famille wie gewöhnlich freundlich, aber den ersten Augenblick, wo sie mir ein Wort allein sagen konnte, war es dieses: „Ich habe das Moos begossen!"

Findest du das nicht wunderschön? Findest du es nicht edel, daß diese Nachricht obenauf lag in ihrem Herzen?

Und wenn ich dann recht herzlich bin gegen Franzis, tue ich dann unrecht? Bin ich dir untreu? Hilf mir rechtsehen. Aber wohl sage ich ihr, wie ich dich im Herzen trage ... ja, das versteht sich von selbst. Wie könnte sie sonst diese Sorge für dein Pflänzchen aufwenden als ein freundliches Opfer ihrer Liebe zu mir! Ist nicht Erhabenheit, naive Größe in dieser Pflege des Symbols meiner Anhänglichkeit an dich? Und in diesem Bedürfnis, mir das sogleich zu sagen, wie ein Geschenk beim Wiedersehen? Ich bekenne, daß dies mir mein Herz stiehlt.

Lag Prätention darin, als ich deinen Ausruf: „Dir hatte ich mein Leben und meinen Willen geweiht, mit dir hatte ich leiden und genießen wollen, und dir hatte ich alles zum Opfer bringen wollen!" auf mich bezog? Nein, Mimi, nach allem, was du mir sagtest und schriebst, wäre es dumme Ziererei gewesen, dies nicht zu glauben.

Es ist wahr, in dem Stück steht, daß ich jung bin. Aber auch das ist nicht unwahr. Ich bin so jung wie du. Mein

Herz ist neu und frisch wie das deine. Mein Körper möge näher stehen der Auflösung, doch ist er nicht älter, als da ich erst kürzere Zeit gelebt hatte. Und meine Empfindungen? O diese reiche, alles beseelende Poesie! Wird der Lenz alt, weil ihm viele Lenze voraufgingen? Ist nicht jede Nachtigall wieder die Nachtigall, der Bote, derselbe Bote? Würde man sagen können: „sie werden alt, die Tierchen . . . wir schreiben schon 63“? Ist eine Runzel in ihrem Gesange oder Verschlissenheit in der Melodie?

Aber abgesehen von dieser Poesie, die ewig grün bleibt, ach, da bin ich wohl alt! Ich fühle nichts davon . . . aber beim Berechnen! Ich habe gehört (und ich erinnere mich daran!) das Bombardement von Antwerpen! Vor dreißig Jahren schrieb ich ein Trauerspiel! (Natürlich hieß es „Hector“.) Es lag so in mir, Partei zu ergreifen für den besiegten Helden, der nicht wie sein Gegner unterstützt wurde von einem Gott. Es war falsches Spiel, fand ich. Und, Mimi, als du geboren wurdest, duellierte ich mich schon. (Ich will die Zeitung aufsuchen, worin deine Geburt steht, hilf mir auf den Weg.) Ja, das will ich lesen! „Heute ward glücklich entbunden von Mimi . . .!“ Ach, wie war das freundlich von deiner Mutter, von dir entbunden zu werden, freundlich von dir, daß du kamst! Hast du nach mir gefragt? Aber ich war fern von dir im Jahre 1840! Damals machte ich Verse mit allerhand Traurigkeit drin. Erst 1842 gelobte ich mir selbst, ein Genie zu sein.

Donnerstag Morgen.

Gestern hörte ich auf, und nachmittags ging ich spazieren. Als ich nachhause kam, fand ich einen albernen Brief von Rosette B. Zum Glück für sie weiß ich, daß sie besser ist als ihre gesuchte Witzigkeit. Ihre Seele ist ein deutscher Capitalbuchstabe mit Schnörkeln, aber gut ist sie wohl. Sie strebt nach Entwicklung. Schade, daß sie sie sucht in geschmackloser Abweichung von Einfachheit.

Du bist wohl einfach, Mimi. Jetzt mehr denn je liegt dein Gemüt offen vor mir. Und selbst deine abgebrochenen Sätze

lese ich ziemlich gut aus. Dennoch mußt du damit nicht Mißbrauch treiben. Zwinge mich nicht, einen Brief gegen das Licht halten zu müssen, um zu begreifen, was in der Feder blieb. Mitunter tust du's bis zur Ungezogenheit. Noch bist du mir die Erklärung schuldig von . . . warte, ich will es genau abschreiben, es steht da:

„Eduard, ich bin nicht feige, wahrhaftig nicht! Es verdrießt mich so, daß du es glaubtest (glaubst?). Furcht vor Schmerz bei andern ist keine Feigheit, nicht wahr? Der würde ich aufgeopfert, sagst du. Ja, aber . . . einen Traum werde ich dir erzählen, oder vielleicht begreifst du's so. Byron war seit . . . nein, ich will es dir sagen."

Und nichts weiter! Vorwärts, gieb mir diesen Traum, und wiederhole, was du sagtest von Byron. Es war was über Liebschaften. Ich will wissen, ob dir etwas geschmälert wird in deinem Gemüt durch meine Schuld. Das will ich nicht.

Ja, Mimi, sage mir immer alles. In der Sterkmans-Allée (ach, wieviel fröhlicher bin ich jetzt als damals!) sagtest du: „du weißt wohl, daß ein Mädchen das nicht so sagt". Nun bitte ich dich ein für allemal, in dem Punkt kein Mädchen für mich zu sein. Sei lieber unkeusch vor Aufrichtigkeit, als daß ich Schmerz fühlen möge über Zurückhaltung. Nein, unkeusch kannst du nicht sein. Wäre unkeusch eine Braut, die herzlich ja sagte auf die Frage, ob sie sich hingeben wolle, ist sie unkeusch, wenn sie sich entkleidet? Weigerung wäre Diebstahl und Falschheit an ihr. Und du, der du mir soviel mehr bist als eine gewöhnliche Braut (die oft nicht mehr zu entkleiden hat als ihren Körper), du, der du mir deine Seele gabst . . . o nein, sei in diesem Sinne kein Mädchen! Ich habe ein Recht auf alles, was du denkst und fühlst und träumst, dies alles gehört mir, und zum Stehlen bist du zu ehrlich!

O, ich klage nicht! Gott bewahre mich! Denke nicht, daß ich klage. Noch denke ich an das offenherzige „und", mit dem du deinen zweiten Brief begannst. Das war mir eine Offenbarung.

Und doch kriege ich viel Briefe, jetzt noch! Meistens antworte ich nicht. Sobald wir für immer beieinander sind, werde ich sie dich lesen lassen (wo ich niemanden verrate). Es sind kuriose Sachen dabei.

Ich kann dir nicht sagen, wie es mich berührt hat, daß du geschlafen hast auf meinem Zimmer [Das Fremdenzimmer der Familie Hotz], ich wußte es nicht und begreife, daß man es mir hier nicht gesagt hat. Ich will zu keinem andern davon reden! Ja, Everdine werde ich es sagen, und auch, wie es mich berührt. Ich habe mein Kissen umarmt und habe geweint. Begreifst du das? O, ich finde es so lieb, daß du es mir sagst. Wie kam das so heraus?

Wir sind doch nur kleine Geschöpfe. Ich bin ärgerlich auf mich selbst, daß ich es nicht gefühlt habe. Ich nehme es mir übel. Es ist schändlich, so wenig Fähigkeiten zu haben, um zu lieben! Was kann es mich kümmern, daß andere nur fünf Sinneswerkzeuge haben (sage eines: Gefühl), müßte ich nicht erzogen sein zu höherer Wahrnehmung? Ich bin verdrießlich darüber, Mimi.

Ja, ja, da ist er wieder, dieser unendliche Schmerz über den Unterschied zwischen Wollen und Können. Das ist die Ironie von dem Gott, der sein Geschöpf verspottet, weil es nicht fliegen kann.

Ich kann nicht fliegen, o Herr, und du, du, du trägst die Schuld daran! Du, der du mich entweder hättest in stand setzen müssen zum Höchsten, oder mir die Begierde nicht zuteil werden lassen nach dem Höchsten.

Ich bin verdrießlich, Mimi, über meine Ohnmacht. Aber das ist wahr, ich will das Gute, so stark ein erschaffenes Wesen es wollen kann, und dich habe ich lieb so stark und feurig und heilig, als möglich ist für jemanden ohne sechstes Sinneswerkzeug.

Ich bin wohl undankbar mit meiner Verdrießlichkeit. Wer weiß, wenn ich höher stände, ob ich dann wohl Gefühl haben

würde für das Niedrigere. Ich dachte da nach und begriff, daß ein Geist dein Knie nicht hätte umfassen können, wie ich es getan habe, weil wir beide nur Menschen sind! Wie hat man nur lieb im Himmel? Wolkenhaft, in der Schwebe . . . ich begreife nichts davon.

O, wie dumm, soeben war ich verdrießlich über zuviel stoffliche Unvollkommenheit, und wenn ich nun bedenke, daß die Sucht nach dem Ätherischen — wenn sie erfüllt würde! — mich zu stehen kommen würde auf den Verlust deines Knies, deines Mundes, deiner Stirn und deiner Augen! — o, dann würde ich gern noch dümmer sein, noch stofflicher.

Nein, das meine ich nicht. Dein Herz ist Hauptsache! Ach, alles, alles!

Ob ich böse war oder bin wegen der Frage über Everdine? Ich dachte nicht an Bösesein, ich begriff deine Frage, tue sie selbst von Zeit zu Zeit. Aber die Antwort ist einfach, und du hattest sie selber bereit. Sie weiß alles von mir, und begreift alles und nimmt daran teil. Daran dachte ich auch, als ich dir schrieb (und ich habe es immer gesagt): berufe dich darauf, daß ich dich so lieb habe! Sie ist just mein innigster Vertrauter, selbst in Dingen, die ich ihr nicht ausdrücklich gesagt habe, weil ich keine Zeit hatte, oder weil ich in einer Laune der Nachlässigkeit gegen sie war (scheinbar), oder weil es sich von selbst verstand.

O, davor muß ich dich warnen. Es wird eine Zeit kommen, da ich wenig oder nicht schreibe . . . um Gotteswillen, mißtraue niemals meinem Herzen. Dann bin ich abgelenkt von platten Dingen. Sieh es in den „Liebesbriefen“, wo ich Fancy nicht kannte, weil ich zu tun hatte mit dem Ministerium der Kolonien. Ja, du wirst die „Liebesbriefe“ begreifen, und du wirst wirklich alles darin finden, was dich angeht.

Auch wirst du darin sehen, wie Everdine mich zurückführt zu Fancy. Wie sie mich schilt, daß ich sie verließ oder vom Wege geriet. Das sind so kleine Schwächen der Seele . . . Adlers Mauser!

Siehst du, das ist gerade so schön an Everdine, daß sie mir zuruft: Schwimm, du kannst! in Augenblicken der Mutlosigkeit. Betsy hatte recht, für sie zu schwärmen, das tun viele. Das hier und da aus falschem Widerschein bestehende Auffunkeln Havelaars steht weit unter der dauernd durchbrennenden Glut von ihr. Immer dieselbe, immer mutig, treu, sanft, solid-verständig, einfach poetisch, kindlich fröhlich, genußliebend . . .

Genuß ist Tugend! O, und sieh den Geschmack ihres Genusses. Du kannst es aus ihren Briefen wissen. Sie würde den Himmel zur Kirmes machen, und aus einer Kirmes den Himmel.

Unlängst, bei einer Prozession, wo Gott der Herr mit Kindlichkeit verehrt wurde, wie es die Katholiken gewohnt sind, machte sie die Bäckersfrau, die uns ein Plätzchen in ihrem Laden gegeben hatte, ganz glücklich mit ihrer Fröhlichkeit über die Schönheit von all dem aufgezierten Lumpenkram.

— Madame, la procession de votre faubourg est la plus belle que je n'aie jamais vue. La vierge de Molenbeek ne vaut pas la vôtre . . . et la magnifique couronne! Tenez, sa robe seule vaut plus que l'autre avec le manteau.

— N'est-ce pas, madame?

— Si, si, votre vierge est magnifique! Et comme ils ont bonne mine les enfants de choeur.

Die Bäckerin glühte vor Vergnügen.

— En avez-vous, des enfants? En étaient-ils de la procession?

Freilich. Die Kinder von der Bäckerin waren dabei gewesen. Darum machte es mir so ein Vergnügen, die Prozession loben zu hören. Ob Everdine es wußte? Gewiß! Denn die Frau hatte auf die Reihe Mädchen „en blanc et en bleu" gewiesen, die Farben der heiligen Jungfrau!

(auch die Farben von Insulinde, deine Farben, Mimi) und gesagt:



— Vous voyez bien ces petits anges qui prient et chantent?

und das hatte sie gesagt auf eine Weise, die Tine fühlen ließ, daß ihre Töchterchen dabei waren.

Und daß sie die Prozession schön fand, war wahr. Und ich fand sie auch schön. Und Edu und Nonnie auch. Und Lottchen auch. Und wir fühlten Mitleid mit dem Protestantismus, und beglückwünschten Gott, daß es noch Kinder gab, die ihm dienten mit Blumen und Farben und Fahnen und Palmenstreuen und Singen und Beten auf kindliche Weise!

Vielleicht schreibe ich nicht nach deinem Sinn, Mimi; vielleicht wünschst du etwas mehr Gegenständliches. Gut, ich werde alles mit dir behandeln. Ich will meine ganze Seele vor dir entkleiden. Aber nun, nach meinem Besuch Amsterdams, nun, nachdem ich dich zum erstenmal gut gesehen habe, nun kann ich nicht anders schreiben, als ich tue! Ich bin voll von dir, voll von Poesie.

Ich habe so etwas von der Stimmung wie nach deinem Tagebuch! Ich hätte gern das Buch meines Lebens zugeschlagen nach der Seite, worauf deine Liebe steht.

Ach, was für eine Traurigkeit in M. B.'s Briefen. Was für ein Flor liegt über dieser Seele. Stütze sie gut und gieb ihr Liebe. Wie lieblich klingt mir ihr „my own darling", da es dir gesagt wurde. Und wie rührte mich die Hand, die ich sogleich wiedererkannte! Einmal, als ich von dir einen Brief erwartete, empfing ich einen von ihr, worin sie mir schrieb, daß sie keine Briefe mehr bekäme! Das war der Beginn der unbestimmten Lage, die so lange gedauert hat! Aber nun ist sie vorbei, vorbei, vorbei! Mimi, ich kann nicht von dir ab, und jetzt will ich nicht. Es ist eitel, uns selbst etwas aufzudrängen als möglich, was wir beide für unmöglich halten. Es geht nicht!

Hältst du es für deine Pflicht, deinem Vater zu sagen, daß du an mir hängst, mit mir verkehrst, daß du diesen Verkehr nicht aufgiebst (es ist etwas in dieser Offenheit, das mich stark an-

zieht), und meint er dich darum verstoßen zu müssen, gut! Ich bin dir der Nächste! Meine Pflichten gegen dich betrachte ich als ohne Grenzen, und meine Rechte möge dein Herz bestimmen. Ach, es giebt keine Rechte als von meiner Seite dieses allein: daß ich dir der Nächste bin.

Liebe, wo wohnt die Frau, die die Auszehrung hat? Wenn sie stirbt, sagst du, ist das Kind unversorgt. Doch jetzt? Wenn es schreit vor Hunger? Freilich müssen wir sorgen für das Kindchen. Sag mir, wo ich es finden kann. Warum müssen wir warten, bis die Mutter gestorben ist?

Ich habe da nachgedacht und will es nun anders. Sag mir, wo ich das Kindchen finden kann. Aber daß du es zu dir nimmst, das wird nicht gehen. Ja, ich habe da nachgedacht, und fällt es mir auch etwas schwer, dir rundheraus das Resultat zu sagen, dennoch werde ich es tun, und kurz.

Sorgen, helfen, ja! Sag mir, wo das Kind ist.

Aber du es zu dir nehmen? Nein, Mimi! Du darfst dich nicht Halbheit ergeben, wo deine reiche Natur Anspruch hat auf das Ganze. Ich will, daß du selbst ein Kindchen hast, siehe da!

O, meine nicht, daß ich leicht nehme, was dieser Ausspruch enthält. Ich bin sicher, daß ich alles, was dich angeht, schwerer nehme als du selbst.

Aber ich will nicht, daß du vorübergehst auf dieser Erde, ohne daß da etwas von dir übrig bleibt, etwas von dir selber. Meine nicht, daß ich deine Ehre (im Sinne der Welt genommen) leicht zähle. Aber ich kann nicht ertragen, daß so eine herrliche Blüte keine Frucht tragen sollte. Entweder ich werde Macht haben, um die Sitten und die Begriffe zu ändern, oder, wenn Heiraten nötig ist für diese sogenannte Ehre, gut, dann werde ich es Everdine sagen, und sie wird sagen, daß sie Ehre genug hat, um die von der Welt missen zu können, und wird mir zu der Freiheit verhelfen, die nötig sein wird, um dich zur Mutter zu machen meines Kindes sonder Schande.

Ich bin wütend auf Gesetze und Sitten! Es ist eine Lüge, daß du mir nicht gehörst. Es ist Unnatur, daß ich nicht bei dir bin! Kann ich es helfen, daß die Menschen schlecht sind, daß falsche Schwüre bestehen, daß Väter ihre Kinder verstoßen, wenn es nicht verhindert wird durch das Gesetz?

Ich werde dich schonen und sparen wie den Hauch eines Pfirsichs, aber in meinem Herzen protestiere ich gegen jede Scheidemauer zwischen dir und mir, und ich werde protestieren mit Taten, sobald es nötig ist und du es willst.

Denn du allein hast zu bestimmen, wem du deine Jugend geben willst und an wen du denken willst, wenn du dich selbst verdoppelst in einem Kindchen.

Ehre! Schöne Ehre, jede knospende Blüte wegzudrängen! Ehre, gemeine Ehre, dieses Verdorrungsurteil, von Dummen ausgesprochen gegen die Besten!

Was hast du für ein reiches Herz, Mimi, und darf dieses Herz kein Kind lieb haben? Was hast du für einen vollen Busen, darf diese Brust kein Kind säugen? Sei nicht böse, daß ich so ungeniert schreibe.

O, ich komme wieder nach Amsterdam. Ich werde dich behandeln mit Ehrerbietung, aber in meinem Herzen gehörst du mir ganz. Schreibe mir ausdrücklich, ob du böse bist über mein Ungestüm. Ich denke, nein! Ist das Überhebung?

Die Gesetze oder Sitten, die dich trennen von mir, können nicht gut sein.

Ich habe dir viel zu schreiben, aber bin nun etwas unruhig.

Ich bin dagegen, daß du (in gewöhnlichem Sinn) Unterricht giebst. Willst du's tun bei Kindern, die nichts bezahlen können, und bei denen es sich lohnt? Ich denke ernsthaft an Arbeit für dich. Schreiben kannst du . . . aber ich sage auch noch nicht, daß du schreiben mußt. Ich will ernsthaft darüber nachdenken. Wenn ich dich nötig habe, selbst in geldlichen Sachen, werde ich dir es sagen. Ich werde eine Ehre

darein setzen, von dir Hilfe zu erfahren. Ich denke darüber nach. Aber ich glaube, daß ich es besser finde, nicht. Ich will nicht, daß du in Berührung kommst mit der trivialen Außenwelt.

Ich verspreche dir für ein folgendes Mal einen weniger törichten Brief, und darin hoffe ich dir zugleich zu sagen, wann ich nach Amsterdam komme. Närrisch, ich kann mir nicht vorstellen, daß ich dort gewesen bin, und so nahe dir. Aber wohl bin ich aufgeräumt, wenn ich an dich denke. Ich weiß, daß du mich lieb hast.

Erkläre mir mal, wie du das meinst, diesen Mangel in der Erziehung durch den einseitigen Umgang mit Frauen? Ich will gern wissen, wie du das meinst. Ich bin neugierig, wie du es auslegst.

Der Preiscourant von Christ ist nett. Denke niemals, daß etwas von dem, was du schreibst, mir entgeht, bekommst du auch eine so närrisch nachlässige Antwort, wie es dieser Brief ist. Auch werde ich dir noch weiter schreiben über den Inhalt der drei Briefe, die ich dir nach Amsterdam sandte, aber nun bin ich zu voll von dir und unserer Begegnung. Es ist närrisch, ich möchte wohl der ganzen Natur es ausplaudern: sie hat auf meinem Schoos gesessen! Ich kann es mir jetzt nicht mehr vorstellen. Wird es wieder geschehen? Ja, ja ... oder nein, je nachdem, wie's gut ist für dich. Ich werde um meine Liebe für dich sorgen, wie um eine feine, kostbare Pflanze.

Ach, jede Liebe muß abfallen für dich nach der meinen! Sie sind zu arm, die Menschen, und können nicht viel geben! Gebe ich viel? Gewiß nicht in diesem Brief, aber mein Herz ist voll, zum Bersten voll, und das weißt du, das fühlst du, meine Mimi.

Ich sende dir hier ein Blättchen von deinem Moos! Viel gebe ich nicht her davon, ich bin geizig damit. Ach, es war so dürr und tot. Adieu, mein teures Kind.

Eduard.

CIV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Sonnabend Mittag.

Mimi, hierbei die Briefe von Mevrouw B. zurück.

Ich bitte dich ernsthaft, deinem Vater keinen Verdruß zu machen. Aus deinem Brief von gestern ersehe ich deutlich, daß es nicht geschehen kann. Die einzige Ursache, die es rechtfertigen würde, besteht nicht.

Gestern schrieb ich an Everdine, und meistenteils über dich. Gewiß wird sie dir schreiben, schicke mir den Brief nur, und tue dir den Schmerz nicht an, die Stimmung zu vergleichen, die mich so an sie, und jetzt so an dich schreiben läßt.

Ich bitte dich, nichts Plattes von mir zu denken. Ich bin natürlich und einfach. Mein Herz ist rein und gut, und meine Handlungen meist auch. Ich glaube nicht, daß viel Fromme so fromm sind wie ich, und wo ich lieb habe, bin ich mehr als fromm, bin ich heilig.

Nein, ich will kein Opfer, gerade darum nicht, weil es Opfer ist.

CV

An Mej. M. Hamminck Schepel.

[Eingeschlossen in CVI]

Sonntag Morgen.

Liebe Mimi, Ich sende dir hierbei Mevr. B.'s Briefe zurück. Ich finde es lieb, daß du sie mir sandtest. Ich möchte ganz eindringen in alles, was dich angeht. Darum erwartete ich auch einen Brief von dir, einen andern, als ich nun empfangen habe. In Gottes Namen!

Ich weiß nicht recht, warum ich warten sollte mit Schreiben.

Auch nicht, warum ich dich nicht sehen darf. Auch weiß ich noch nicht, ob ich nicht vor Mittwoch nach Amsterdam komme. Es wird bei dir stehen, eine Begegnung auszuschlagen.

Erwarte von mir weder Zwang noch Hohn, wie es bei dir Bedingung scheint, um zu lieben und zu folgen. Dieser Satz kennzeichnet die ganze Position. So steht da:

„Und wenn er mich fortgebracht hat, entweder durch Zwang oder durch Hohn, dann werde ich ihm zeigen, daß ich auch ihn lieb habe."

Fortbringen, Zwang, Hohn . . . und darauf folgt von deiner Seite: Liebe?

Schade, daß da steht: „auch". Dieses Wörtchen ist überflüssig, und es müßte scharfe Betonung auf „ihn" liegen. Ja, Mimi, dieses „auch" ist überflüssig.

Nein, Mimi, ich will kein Opfer. Eine Träne von dir macht mich ratlos, und das weißt du!

Ich will kein Opfer.

Auch das andere . . . Sinnlichkeit! Du bist betrübt über meinen Brief, der gerade anzeigt, wie offen und rückhaltlos ich mein Gemüt vor dir entschleiere. Kein Schein von Umweg, keine Falschheit, keine Verführung, keine Verlockung. Sobald ich ein Bild in meinem Gemüt habe, das mich dazu verleiten will, werde ich, ich selbst dich warnen vor mir selber. Ich selbst würde dir das Schicksal schildern eines Mädchens, das sich widersetzte der dummen Kraft der Welt.

Ich gab dir alles, was in mir ist, und fragte nicht einmal, ob du es gut fandest oder häßlich. Ich gab dir meine Eindrücke mit den Druckfehlern, unkorrigiert. Dazu drängte mich die Ehrlichkeit meiner Liebe, die geben will.

Und mit Prüderie schreibst du darauf: „Es macht mich betrübt!" Pfui!

Was möchte daraus folgen? Daß ich denken müßte, nachdenken: „das kann ich ihr sagen, das nicht!" Ich würde aussondern müssen. Ach, ich habe dich so sehr lieb, und möchte dir so gern alles geben, was in mir umgeht.

Ich nötige dich in meine Wohnung, und mit inniger Vertraulichkeit führe ich dich in das etwas vernachlässigte (aber malerische) Hinterzimmer, und du, Mimi, du hältst das Taschentuch vor die Nase und rufst: wie ist es schmutzig hier!

So ist es! Mädchen!!

Und du weißt, wie ich dich verehre! Du weißt recht gut, daß diese Vertraulichkeit nicht Geringschätzung ist, sondern Sucht, dich heimisch zu machen in deinem eignen Haus, meinem Herzen.

Auch weißt du, wie heilig du mir bist. O, in diesem Vergleich mit dem Hinterzimmer . . . du weißt, wie ich, nachdem ich dich dahingebracht hätte, mich selbst lieber zur Fußbank hätte hergeben mögen, ehe du gingest auf beschmutztem Boden!

Du weißt, Mimi, daß du in allem bei mir sicher sein würdest, und daß ich mich scheuen würde, deinen kleinen Finger anzurühren ohne deinen Willen.

Du kannst wissen, daß ich fein bin und empfindsam und delikat, und du scheinst die Ehrlichkeit meiner Äußerung zu nehmen für Grobheit.

Das finde ich nicht lieb von dir. Ich bin gewöhnlich gut, selbst zu jemand, den ich nicht lieb habe. Wie Mußjöh Publikum verwechselst du die Freiheit, die ich predige, mit der Freiheit, die ich mir selbst gestatte.

Mimi, ich glaube nicht, daß viel Fromme so fromm sind wie ich.

Gestern schrieb ich nach Hause. Sowohl an Everdine als auch an Charlotte schrieb ich allein über dich. Ich konnte nicht anders. Ich habe Everdine gebeten, dir zu schreiben, daß ich dich so lieb habe. Ihr habe ich mein Herz geöffnet. Das würde die Welt sonderbar finden, nicht wahr? Ihr! Und verdiene ich dann beurteilt zu werden nach der Weisheit der Welt?

Was nun? Mimi, ich kann nicht auskommen ohne dich. Ob ich lieber wollte, daß du stürbest? fragst du? Ich glaube, ja!

Ich fühle bittern Schmerz. Ich hoffte auf einen innigen

Brief, voll Herz und Seele, und statt dessen das! Du weißt recht gut, daß ich deinen Schmerz nicht ertragen kann, daß ein Wort von dir — ein solches Wort! — mich stumm macht und kraftlos. Ich bin zu betrübt, um mehr zu schreiben. Ich bitte dich, nichts Plattes von mir zu denken.

Ich glaube doch, daß ich bös auf dich bin, und das tut mir so weh.

Ed.

CVI

An Mej. M. Hamminck Schepel.

Sonntag Morgen, 9. August.

Morgen soll ich dich sehen, und dieser Gedanke erfüllt mich. Dennoch schreibe ich dir, just weil ich an nichts anderes denken kann. Warum darf ich nicht nach Amsterdam kommen deinetwegen? Ich komme gerade deinetwegen. Gott mag wissen, wie lange Zeit ich dich nicht wiedersehe.

Ich habe meinen Brief von gestern bedauert. Ach, laß niemals etwas zwischen uns aufkommen. Deinen Brief von gestern erhielt ich heute Morgen, und ich war recht froh. Doch wohl hätte ich lieber gehabt, daß du so freundlich schriebst nach meinem brüsken Ausfall.

Ich gebe dir hierbei, was ich gestern schrieb. Laß dich von dem Ton nicht anfechten. Ich gebe es dir wegen des Vergleichs mit dem Hinterzimmer. Und daß ich dir dieses Geschreib gebe, geschieht nicht wegen der Sache selbst, sondern weil ich Vertraulichkeit zwischen uns haben will. Wenn ich jetzt meinte, daß ich gestern in allem unrecht hatte, so würde ich es dir dennoch schicken, just um dich sehen zu lassen, daß und wie ich unrecht hatte. Du sollst alles von mir wissen.

Ich erinnere mich, welch ein herrlicher Genuß es für mich war, als ich Dienstag nachhause kam, deinen Brief zu haben, den du selbst mir gegeben hattest. Ich verschloß meine Tür,

und setzte mich dazu hin wie ein Gourmand zum Essen. „Sie ist nicht ganz verloren!" sagte ich.

Mimi, Mimi, ich rechne darauf, daß du mich lieb hast. Du hast es gesagt. Und darum denke ich auch, daß es dir angenehm ist, etwas von mir zu haben nach Morgen oder Dienstag, wenn ich dich werde gesprochen haben. Auch bin ich in deiner Nähe mit Befangenheit geschlagen.

Wohl will ich versuchen, dir alles zu sagen, was ich jetzt schreibe, aber schreiben will ich es auch. Ich werde ganz offen sein.

Laß einmal dahingestellt, ob deine Betrübtheit und deine Angst begründet waren, sicher ist, daß sie dich gehindert haben, mir nach Montag zu schreiben. Du hast mir vorenthalten, was in dir umging, und das darfst du nicht. Ich hörte gern von dir, was Fredi sagte, was für Kleidchen du für sie machtest, was du dachtest über Byron, wie du trauerst über deine Mutter. Sieh, Mimi, darauf, auf all diese Mitteilungen bin ich versessen, und das bist du mir schuldig. Wenn du zu mir sagtest: „als ich sechs Jahre alt war, dachte ich . . ." und wir würden gestört, sieh, dann würde ich noch ein Jahr danach fragen: was dachtest du, als du sechs Jahre alt warst? Darin bin ich sehr habgierig, Mimi, und was du verhehlst, ist gestohlen. Begreifst du nun, was für ein Schatz mir dein Tagebuch war? Also, Mimi, wenn du wieder ungehalten bist oder in Schrecken gesetzt, schreib dann doch, und gieb mir, was mir zukommt, den Brautschatz deines Herzens.

Daß du von Zeit zu Zeit Stimmungen der Ohnmacht hast, begreife ich. Das habe ich auch, und das werde ich immer verstehen. Man kann zu voll sein für Äußerung, oder bisweilen auch sind wir von einer gewissen Schlaffheit besessen, die das Reden hindert. Gut, aber wenn du bös bist oder verdrießlich, so ist das kein Grund, mir mein Eigentum vorzuenthalten. Wenn wir verheiratet wären, würdest du dann auch mir kein Essen geben, weil ich dich erzürnt hatte?

Ich habe ganz verkehrt getan, dir gestern so brüsk zu

schreiben. Eigentlich ist das niemals recht am Ort. Und dennoch verspreche ich keine Besserung. Ich lege Wert darauf, immer genau so zu schreiben, wie ich es im Augenblick fühle, weiß ich auch, daß du es häßlich findest. Wahrheit über alles. Ich verliere dich lieber wegen einer Wahrheit, denn daß ich dich behalten möchte durch eine Lüge, oder eine halbe Lüge selbst.

Und aus diesem Gefühl entspringt, was dich so verdrießlich und ängstlich machte in meinem letzten Brief, und darüber will ich dir nun schreiben. Wahrscheinlich gefällt dir mein jetziger Ton besser, doch nicht darum nehme ich ihn an.

Da höre ich etwas aus meiner Kindheit. Es ist eine Zeile aus einem Gedicht von des Amorie van der Hoeven, der mein Freund war. (Hast du ihn gekannt dem Namen nach? Er starb als Prediger in Utrecht.)

„Da ward der Geist verändert meines Traumes.“

Ja, Mimi, häufig ändert sich der Geist meines Traumes von dir, aber der heilige Geist dominiert; und der wird an der Vorherrschaft bleiben, vor allem da, wo das Gegenteil dir bange machen würde. Ich sage dir, sei ruhig, und kränke mich niemals durch Furcht vor etwas Unedlem.

Und diese wilde Äußerung von andern Eindrücken, fragst du? Gewiß, ich bin empfänglich auch im Sinnlichen, und wo ich das entdecke oder es mich überkommt, sage ich es dir, aber gerade daß ich es dir sage, ist ein Grund zur Beruhigung für dich. Dachtest du, daß ich nicht wußte, wie seltsam und ungekleidet meine Offenheit dir vorkommen mußte, die du auch im gewöhnlichen Sinne ein anständiges Mädchen bist? Nunwohl, selbst da, wo meine Aufrichtigkeit Anstoß erregt bei dir, ist sie eine Bürgschaft für dich. Ich verberge nichts.

Vorgestern sagte ich, daß ich im unteren Zimmer nicht gern bei offenem Fenster schlafen würde, weil ich nicht sicher wäre, gegen Diebe Courage zu haben, wenn ich mit Schreck wach würde. Das würde ein feiger Mensch nicht zu sagen wagen.

Napoleon versprach einmal vor einer Feldschlacht seinen Soldaten, daß er sich außer Gefahr halten würde. Das hätte ein feiger General nicht zu sagen gewagt.

Und ich, Mimi, hätte dir nicht zu schreiben gewagt, wie ich schrieb, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre von der Reinheit meiner Gefühle für dich, und zugleich davon, daß du darauf rechnetest.

Nimm an, daß just nach solchem Geständnis Gelegenheit war, zusammen zu sein, auf Reisen oder wie du willst, ungestört und gänzlich frei . . . ach, dann würde es mich so geschmerzt haben, die geringste Furcht oder Sorge bei dir zu sehen. Und ich weiß, daß du keine Furcht haben würdest! Du würdest nicht daran denken. Ein Magnetiseur fühlt, daß er sein Sujet in der Gewalt hat, und du würdest ganz gut fühlen, daß ich selbst nicht in Gedanken die Hand ausstrecken würde nach dem Strahlenkranz, der dich umgiebt. Das weißt du! Und fürchtest du auch Hochmut oder Wahn, dieses weißt du: daß du meine Fancy bist.

Ja, Fancy! Lies die „Liebesbriefe“. Das ist mein Porträt. Auch da bin ich sinnlich und singe dann und wann Verse der Wollust aus dem Hohenliede. Auch da breche ich und bricht sie jedesmal ab, um jedesmal wieder anzuknüpfen. Auch da fließt alles ineinander: Poesie, Liebe, Sucht nach dem Höchsten, Ironie, Sarkasmus, Geist, Alltäglichkeit, „Geschäfte“, Schwachheit, Fieberwahn . . .

O Gott, o Gott, das alles zusammen ist die lange Linie, die da läuft vom Sandkorn zu Gott, vom Sirius zu einem Strickstrumpf . . . das ist Alles, das All, die Natur, die Abschrift des Seins . . . das ist Genie!

Und darfst du böse sein, wenn darin dann und wann Züge vorkommen, die abweichen von den gewöhnlichen? Aber Mimi, dann wäre ich Krämer geworden, oder Minister, oder Resident, oder Bücherschreiber. Dann wäre ich nicht ich, dann hätte ich dich nicht so wild lieb, und nicht so innig! Und nicht so sanft und so heilig . . . alles zugleich.

Ach, nimm mich, wie ich bin! Ich sage dir: fürchte nicht. Aber was auch geschähe, wäre es selbst, daß ich klein wäre und dumm (wohl würde es Dummheit sein, etwas zu verderben an meinem Gefühl für dich!), wohlnun . . .

Ach, ich bin gestört worden, und meine Stimmung ist weg. Ich wollte, glaube ich, schreiben: wohlnun, nimm mich dennoch, wie ich bin.

Amsterdam, Sonntag Nacht.

Wieder bin ich gestört worden. Das erste Mal war es Hotz, der kam und mich bat, mitzufahren in den Park mit der ganzen Familie. Ich hatte Grund, nicht abzulehnen, ich hatte die letzte Zeit so oft gedankt. Ich werde an sie denken, dachte ich, und heute Mittag schreiben. Gedacht an dich habe ich! den ganzen Weg! und ich war betrübt, daß du solchen bissigen Brief hattest.

Nachhause gekommen nach dem Essen, begann ich gerade, als jemand von der Eisenbahn kam, um mich zu besuchen. Er kam von Everdine und den Kindern. Er blieb bis halb Neun, und wir gingen zusammen hierher (Rondell), weil wieder kein Platz war in der Münze. Endlich hier, es ist nun wieder gegen Eins! Ich war und bin etwas müde. Und da singen sie auf der Straße. Ach, ich freue mich, daß sie fröhlich sind, aber ich möchte so gern etwas Ruhe. Außer dem Erzählen von dem Herrn aus Brüssel von Tine und den Kindern war mir alles zur Last. Ich denke so gern an dich, allein!

Als ich mich heute Morgen niedersetzte, ich weiß es, wollte ich dir ausführlich schreiben über zwei Dinge, die zwei Dinge, die dich so betrübt machten. Ach, meine Stimmung ist weg. In dem Fuhrwerk mit den Hotzens mußte ich reden, während des Essens, später im Wartezimmer hatte ich unter Beglotzung und Angeredetwerden zu leiden. Darauf in die Eisenbahn. Immer hörte ich die alte Klage:

Es muß doch ruhig sein,
Da unter Gras und Blumen
Zu schlafen ganz allein . . .

O, wär' es mir nur sicher, daß da gedacht wird in dem Schlaf. Denke dir eine Grabschrift:

„Still, Wanderer, der du vorbeigehst, still . . . Ich denke!“

Du weißt es, du glaubst, Mimi! O, das ist gut. Aber ich glaube nicht. Wohl hoffe ich, nein, selbst das nicht. Ich wünsche nur, oder richtiger und armseliger noch: ich möchte wohl wünschen. Weiter gehe ich nicht.

Ja, wünschen möchte ich es! Denk mal, ich würde immer bei dir sein. Aber es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! Und dennoch habe ich gern, daß du es weiter glaubst. Es steht dir wohl an, dieses Verlangen und diese Hoffnung, deine Mutter wiederzusehen. Und wenn dein Glaube recht hat über meinen Zweifel und meine Furcht, wie werden wir dann genießen durch Begreifen. Dann werde ich auch wissen, warum ich dich so lieb habe, Mimi, und es wird keine Störung sein wie heute, wie immer . . .

Heute im Wagen legte ich meine Hand auf den Mund und drückte darauf, und achtete auf den Druck, den ich fühlte. Ja, dieser Mund lebt, dachte ich, womit werde ich rufen: Mimi! wenn dieser Mund keinen Druck mehr fühlt? Womit werde ich ihr winken, wenn die Arme so liegen, so gekreuzt auf der Brust, wie es Tote gewohnt sind? Und ich kreuzte meine Arme, und ich bildete mir ein, daß ich tot wäre, und sagte: Mimi, hörst du wohl, daß ich noch rufen kann?

Grabgedanken! O, o, ich bin nicht bange vor dem Tode . . . aber wohl vor dem Scheiden!

O, dieser Gesang auf der Straße! Was für Mißklänge! Ob du nun wohl auch singen hörst? Liegst du wach? Vielleicht bist du bekümmert über mein bitteres Schreiben. Wie oft hast du schon Kummer an mir gehabt, und durch mich. Das darf nicht wieder geschehen. Wie würde ich böse sein, wenn ein anderer dir Kummer bereitete. Und ich tue es selbst. Ich bin betrübt und gehe schlafen. Gute Nacht, mein liebes Kind, mein Kind! Ach, meine Stimmung ist nicht so, daß du sorgen brauchtest; ich möchte dich so gern sehen und möchte

dir einen Kuß geben auf deine reine Stirn. Ja, rein ist deine ganze Erscheinung.

Montag Morgen.

So bin ich eingeschlafen. Es war viel Wehmut in meinem Verlangen nach dir. Und heute Morgen! Da ist sie! dachte ich, als ich wach wurde, als wenn du der Tag warst, das Erwachen, das Bewußtsein. Ich denke nicht an dich, ich denke dich. Begreifst du das? Du bist nicht in meinem Gedanken, du bist mein Gedanke. Ich kann nicht leben ohne dich.

Das läßt dich doch nicht erschrecken? Wolltest du, daß es anders wäre? Mich verlangt noch mehr nach dir, als am Sonntag. Marie sagte vorgestern, als ich über dich sprach: Ja, ich begreife es wohl, sie ist ganz hineingewoben in dich! Das habe ich auch Tine geschrieben.

Was für ein ermüdender Morgen. Es ist jetzt über Zwölf, und um acht Uhr wartete ich schon. Ich warte wie Saïdjah. O, es ist kein Vorwurf, ich begreife, daß du nicht so früh konntest.

Ich kann nichts tun, bevor ich dich nicht gesehen habe und bevor ich nicht weiß, daß zwischen uns alles gut ist. Wie ist es möglich, daß ich dir so bitter schreiben konnte!

Schade, daß ich gestern gestört wurde, ich hatte dir so viel zu schreiben, und nicht so närrisch wie heute, denn jetzt bin ich unruhig. Nun, morgen werde ich dir ausführlich schreiben, ganz ausführlich. Jetzt kann ich nichts als warten, und sagen, daß ich warte.

Das Wasser von dem Amstel unter meinem Fenster glitzert so. Ich kann nicht mehr sehen vom ewigen Hingucken. Auch ärgert es mich, jedesmal andere vorbeigehen zu sehen auf der steinernen Brücke. Und was für traurige Bilder drängen sich vor mein Auge. Da war ein Pferd zu schwach für seinen schwerbeladenen Wagen. Es wurde geschlagen und angetrieben. Das arme Tier hatte guten Willen, aber konnte nicht. Da fiel es auf die Hinterfüße, und der Vorderleib wurde von dem Wagen

hochgezogen, der hinteraus lief. Darauf brach etwas am Geschirr, und es fiel und wurde ein Stück mitgeschleppt. Ich ging hin, konnte aber nicht helfen. Darauf kamen Juden, die Schweine trieben und ein wenig ruhten in dem Schatten auf dem Platz vor der ‚Münze'. (Dieses Treiben von Schweinen, den Transport von Kälbern mit gebundenen Füßen sieht man weder in Frankreich, noch in Belgien.) Und einer der Treiber, der sich ein Vergnügen machen wollte während seiner Ruhe, prickte die armen Tiere, die keuchend niedergesunken waren. Und nachher werden sie geschlachtet! . . . Wieviele grobe Dinge doch! Auch da konnte ich nicht helfen.

Saïdjah sah denn doch noch was Liebliches, als er wartete.

Ich setzte mich in die Münze und starrte auf die Straße, als ob ich dich zu mir ziehen könnte mit Gucken. O Mimi, es liegt kein Vorwurf darin, aber niemals hat es mich so nach dir verlangt als jetzt.

„Crescendo!" sagst du. Ja, ja, Crescendo.

O, laß es dich nicht langweilen, daß ich nichts schreibe als über dich. Später werde ich dir Weisheit geben, Pedanterie und sogar „Geschäftliches", aber laß mich heute schreiben, wie ich will. Auch tu' ich's nur, um meine Ungeduld zu betrügen.

Wenn du nur kommst! Wenn du nur nicht nach meinem Brief, der so barsch war . . . nein, nein, kommen wirst du . . .

Ob du schon einen Brief hast von Everdine? Gewiß wird sie dir schreiben. Du batest, ich sollte machen, daß sie dich lieb hat. Nun, das habe ich getan. Ich bin stolz auf die Königschaft, die ich gestiftet habe in ihrem Herzen. Das ist meine Domäne.

Es hat hier etwas vom Rialto an sich von Venedig. Und dieses Zimmer . . . das Gefängnis mit bleiernem Dach.

Ob das Pferd nun noch Schmerzen hat von dem Fall? Ob die Schweine schon erlöst sind von der Aufsicht? Ich

bin fürchterlich dumm heute. Mimi ... Es ist schon Viertel über Eins. Heute vor acht Tagen war es halb Drei ...

[Die Witwe Multatulis, die in ihrer Jugend diese Briefe erhielt und sie nun herausgab, schließt die Veröffentlichung mit folgenden Worten:

„Ich breche hier ab ohne anderen Grund, als dem Bande ein Ende zu machen. Es liegen von dieser Reihe noch sehr viele Briefe vor mir, genug, um Bände damit zu füllen; doch die, die hier vorliegen, geben wohl einen Einblick in die Verhältnisse; sie blieben noch lange Zeit unverändert.

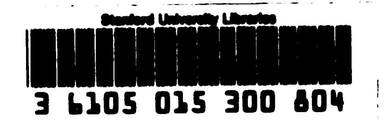
Was die weitere Chronik dieser Zeit angeht, sie ist gleich der von den voraufgehenden Jahren; eintönig wie die Geschichte der Ameise, die Multatuli im ‚Havelaar' beschrieb. Sie wollte den Berg hinan mit ihrer Last, die viele Male schwerer war als der eigene Leib, doch jedesmal fiel sie zurück. Dann lag sie bisweilen einen Augenblick still, wie betäubt von Schmerz, doch jedesmal faßte sie wieder Mut. ‚Wieder ergreift sie ihre Last, und wieder schleppt sie sie nach oben, um alsbald noch einmal und noch einmal hinabzufallen in die Tiefe.'

So ist auch die Geschichte seines Lebens."]

Ende des ersten Bandes.






Stanford University Libraries
3 6105 015 300 804